Paul Heyse

Jugenderinnerungen und Bekenntnisse

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

Jugenderinnerungen

und

Bekenntnisse.

novellistik S. 340

Jugenderinnerungen

und

Bekenntnisse.

Von

Paul Heyse.

Dritte Auflage.

69449
21/4/0

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Besserische Buchhandlung.)
1900.

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY

PT
2357
A2
1900

Inhalt.

Jugenderinnerungen. Seite

I. Mein Elternhaus 1
II. Berliner Lehrjahre 50
III. Bonner Studien 93
IV. Ein Jahr in Italien 110
V. König Max und das alte München 171
König Max und die Wissenschaft 181
Das alte und das neue literarische München 185
Meine Münchener Anfänge 195
Die Ecke 206
Das Krokodil 213
Die Symposien 227
Dramaturgische Anfänge 238
Berchtesgaden 247
In der Pfalz 257
Wien 262
Wiener Nachklänge. Meran 271
Ludwig der Bayer 275
Des Königs Tod 280
Nachklänge 282

Bekenntnisse.

I. Aus dem Leben 291
II. Aus der Werkstatt 329
1. Lyrik 332
2. Meine Novellistik 340
3. Mein Verhältniß zum Theater 363

Jugenderinnerungen.

I. Mein Elternhaus.

Wenn es für ein Findelkind ein erhebendes Gefühl ist, sich selbständig durch die Welt geschlagen zu haben, so hat doch das Bewußtsein, einem edlen Stamm wackerer Vorfahren entsprossen zu sein, einen höheren Werth, in dem Maße, als dankbare Pietät das kühle Selbstgefühl, Niemand als sich selbst für sein Leben verpflichtet zu sein, an wärmender und beglückender Kraft überwiegt.

Freilich legt ja auch der Vorzug, trefflicher Eltern sich rühmen zu dürfen, dem Sohne Pflichten auf, die kein Ausruhen auf ererbten Lorbeeren gestatten, und mein Oberlehrer in der Quinta des Gymnasiums wußte, was er that, als er mir in mein Schüler-Stammbuch (auf Griechisch, das ich damals noch nicht verstand) die homerische Mahnung schrieb:

Immer der Erste zu sein und vorzustreben den Andern,
Ehre zu machen der Väter Geschlecht.

In mir aber war der Familiensinn, der allen Heyses im Blute liegt, noch besonders genährt worden, da ich zu dem stattlichen Bilde meines Großvaters in unserer Wohnstube von früh an mit Ehrfurcht aufblicken lernte. Auch von den Brüdern meines Vaters, dem Petersburger Großkaufmann Ludwig[1]), dem Onkel

[1]) Dieser Onkel vor Allen, ein warmherziger Mann von großem Zuschnitt, ließ es sich angelegen sein, auch in den entfernteren Zweigen der Familie das Gefühl der Zusammengehörigkeit wach zu erhalten. Im Jahre 1842 berief er einen Familiencongreß aller Heyses mit dem y —

Theodor in Italien, dem großen Griechen und Catull-Uebersetzer, dem Onkel Gustav in Aschersleben, der erst Bergmann, dann bis an sein Ende an der dortigen Realschule ein hochverehrter Lehrer war, und dem Jüngsten, Julius, der als Disponent in einem großen Potsdamer Geschäft arbeitete, von ihnen allen erfuhr ich, daß sie dem Geschlecht der Väter Ehre machten. Vor Allen aber sah ich schon in der helldunklen Knabenzeit im eigenen Vater ein Vorbild alles Edlen und Guten, Selbstlosigkeit mit schlichtem Selbstgefühl gepaart. Höher hinauf erstreckte sich meine genealogische Kenntniß damals nicht, und es fehlte mir auch die historische Neugier, in die Wipfel unseres Stammbaums hinaufzuklettern. Erst später erfuhr ich, daß wir unser Geschlecht bis auf einen Johann Heinrich Heyse zurückführen können, der während des dreißigjährigen Krieges als Landwirth in Lipprechtsrode bei Bleicherode lebte und im Jahre 1683 starb. Nach ihm kam ein Johann Adam, geb. 1669, gest. in Nordhausen als Aebituus und Schullehrer am Frauenberge. Sein Sohn Johann Georg, der Theologie und Philosophie studirt hatte, folgte dem Vater in dessen Aemtern, auch als Organist an der Frauenberger Kirche angestellt, und starb 1784.

---

die sich mit i schreiben, haben wir nie als Stammverwandte anerkannt — nach Magdeburg, wo damals noch die zweite Frau meines Großvaters lebte, eine ehemalige Lehrerin an der Töchterschule, die nach dem Tode ihres Gatten noch ein Mädchenpensionat hielt. Da kamen verschiedene halbverschollene Vettern, Landpfarrer und Landschullehrer, auf des Onkels Kosten mit ihren Frauen herbei, ärmliche Leutchen, sehr unbeholfen und verlegen, sich plötzlich in einem so großen Verwandtenkreise zu finden. Sie thauten dann aber auf, als bei dem solennen Festmahl im ersten Gasthof der Stadt der Champagner schäumte, den sie früher kaum je zu kosten bekommen hatten, und der Festgeber in seiner gütigen Art freute sich, ihnen einmal einen sonnigen Tag verschafft zu haben. Mein Vater und ich begleiteten dann ihn und seine mir sehr theure Frau auf einer langen Reise nach Süddeutschland. — Derselbe Onkel hatte auch den Kindern aus seinen beiden Ehen — er hatte nach dem Tode der ersten Frau ihre Schwester geheirathet — die Namen seiner eigenen Geschwister gegeben: Sophie (nach seiner Mutter), Karl, Theodor, Ludwig, Julius, Bertha und Elise.

Dessen Sohn, Johann Christian August, 1764 in Nordhausen geboren, war mein Großvater. Auch er hatte Theologie und Philosophie studiert, dann aber in Oldenburg eine Mädchenschule gegründet und später seinen Wohnsitz in Magdeburg genommen, wo er 1829 als Director der dortigen höheren Töchterschule starb.

In Oldenburg war ihm sein ältester Sohn, Karl Wilhelm Ludwig, mein Vater, am 15ten October 1797 geboren worden. So bin ich also nur von der Mutter Seite ein richtiges Berliner Kind, da sie am 12ten Januar 1788 als die jüngste Tochter des königlich preußischen Hofjuweliers, des „Hofjuden" Salomon Jacob Salomon und dessen Ehefrau Helene, geb. Meyer (gest. 1811) zur Welt kam. Fünf Geschwister, zwei Brüder und drei Schwestern, gingen ihr voran, sämmtlich von der Natur glücklich ausgestattet mit lebhaftem Geist und einer leiblichen Schönheit, wie man sie in gewissen aristokratischen jüdischen Familien findet. Nur die Züge des ältesten Bruders, Simon, und einer der Töchter, Clara, erinnerten an den bekannten semitischen Typus. Den Anderen war ihre Abstammung nicht an den feinen geraden Nasen zu lesen, so wenig wie an den großen blauen Augen unter breitgeschwungenen Lidern. Keines der Kinder jedoch soll, wie ich Mutter und Tanten oft versichern hörte, ihrer eigenen Mutter an Schönheit gleichgekommen sein, wofür freilich zwei treffliche Miniaturbilder, die sie als alte Frau von stark ausgesprochenen orientalischen Zügen mit üppigem grauem Haar, kohlschwarzen Augen und blendend weißer Büste darstellen, nur ein unvollkommenes Zeugniß ablegen.

Von der Anmuth aber der jüngsten Tochter Caroline, Marie, Helene, Henriette Julie giebt ein schönes Pastellbild etwa aus ihrem zwanzigsten oder einundzwanzigsten Jahre eine hinlängliche Vorstellung, die ich freilich aus eigener Erinnerung nicht zu bestätigen vermag, da meine Mutter, als sie mich zur Welt brachte, schon das zweiundvierzigste Jahr erreicht hatte. Auch war jener Jugendreiz schon früh durch einen schmerzlichen Unfall in der Blüte versehrt worden. Eine Blattern-Epidemie brach in der Stadt

aus, und die vorsichtigen Eltern auch unter der jüdischen Gesellschaft ließen ihre Kinder impfen. Nur die jüngste Enkelin, ihren Liebling, wollte meine alte Großmutter, noch ganz im Vorurtheil gegen dies neue Schutzmittel befangen, der Impfung nicht aussetzen. Die Folge war, daß meine Mutter allein von der Krankheit befallen wurde, wobei eine Blatter sich auf das rechte Auge setzte. Ein berühmter Arzt tröstete die Eltern, es sei mit einem leichten Eingriff zu helfen, Tag und Stunde der Operation wurden festgesetzt, ein paar Assistenzärzte waren zur Stelle, man wartete und wartete, der alte Arzt wollte nicht kommen. Einer seiner jüngeren Collegen erbot sich, um das junge Fräulein nicht länger in der bangen Spannung zu lassen, die geringfügige Operation der Entfernung des kleinen Häutchens sogleich vorzunehmen, war aber so unbeholfen, daß er zu tief schnitt. In demselben Augenblick trat der Erwartete herein, das Auge aber war verloren.

An dieses Unglück hat sich eine Legende geknüpft, der ich nur in einigen Zeitschriften, niemals in Erzählungen meiner Familie begegnet bin. Das arme Kind habe, um den Verlust zu verbergen, ein künstliches Auge getragen, das so täuschend dem lebendigen geglichen, daß ein junger Mann, der sich früher um eine der älteren Schwestern beworben, nun der jüngsten seine Neigung zuwandte. Als diese es inne geworden, habe sie sofort auf die Täuschung verzichtet, um dem Glück der Schwester nicht im Wege zu stehen. Seitdem trug sie über der leeren Augenhöhle eine schmale Locke aus ihrem schwarzen Stirnhaar, die durch ein Sammetband darauf festgehalten wurde.

Was an diesem heroischen Geschichtchen Wahres sein mag, weiß ich, wie gesagt, nicht zu entscheiden. Doch würde es durchaus der Gemüthsart meiner Mutter entsprochen haben, die von weiblicher Eitelkeit völlig frei war, wie sie auch mit ihren geistigen Gaben nie zu prunken suchte und über ihr Mißgeschick sich selbst mit Humor zu trösten pflegte, indem sie von ihrem „Einspänner" sprach, mit dem sie dennoch den rechten Weg durchs Leben zu finden wisse.

Und in der That hat sie, dank der unverwüstlichen Frische und Liebenswürdigkeit ihres Naturells, ihr ganzes Leben lang so viel Liebe und Freundschaft genossen, daß sie jenen Verlust wohl verschmerzen konnte.

Sie war ohne Frage unter den vier Schwestern die begabteste, wenn sie auch an regelmäßiger Bildung ihnen nicht überlegen war, sondern sich nur auf eigene Hand aneignete, was ihre geistigen Bedürfnisse befriedigte. Wie sie und ihre Geschwister erzogen wurden, habe ich die Mutter leider nie gefragt. Ich zweifle aber, daß sie je eine Schule besucht und auch nur im Hause einen regelmäßigen Unterricht genossen haben. In Französisch, Tanzen, Singen, feinen Handarbeiten hat man sie wohl ziemlich zwanglos unterrichtet und es ihnen selbst überlassen, sich nach Belieben weiterzubilden. Sie waren aber alle sprachenkundig, sprachen geläufig Französisch und Englisch, und die zeitgenössischen Literaturen blieben ihnen, die mit den Kreisen der Rahel und Henriette Hertz in Verkehr standen, ebenso wenig fremd wie die Werke unserer Classiker, deren Zeitgenossinnen sie noch eine gute Weile waren. Ich bewahre noch ein Gedicht Goethe's („Herz, mein Herz, was soll das geben") in der englischen Uebersetzung meiner Mutter. In ihrer Bibliothek fanden sich sämmtliche Werke Shakespeare's, Byron's, Moore's, Walter Scott's in englischen Originalausgaben, und was ich vom Englischen weiß, verdanke ich fast allein den Stunden, in denen ich, zuerst ohne ein Wort zu verstehen, nur um die Aussprache zu lernen, meiner Mutter den ganzen Quentin Durward vorlesen mußte, bis ich nach und nach rathend und nach Einzelnem fragend auch in den Sinn des Gelesenen eindrang.

* * *

Wann und unter welchen Umständen die sechs Geschwister zum Christenthum übertraten und ihren jüdischen Namen Salomon gegen den nicht allzu christlichen Saaling vertauschten, wüßte ich nicht anzugeben, so wenig wie, wer die Pathen waren, die meiner Mutter zu ihrem Rufnamen Julie die

übrigen Namen gaben. Von dem nicht übergroßen Reichthum des Vaters war, da das Erbe in sechs Theile ging, auf das einzelne Kind nur ein mäßiger Antheil und Einiges an Juwelen gekommen, immerhin genug, daß die Geschwister sorgenfrei leben konnten. Der älteste Bruder starb, noch ehe ich geboren wurde. Der zweite, Louis Saaling, brachte es in kaufmännischen Stellungen zu einem etwas ansehnlicheren Vermögen, das er sorgfältig durch eine wunderliche Sparsamkeit zu vermehren suchte. Während er eine offene Hand hatte, wo es galt, seinen Schwestern oder guten Freunden Liebes zu erweisen, kehrte er u. A. die Couverte empfangener Briefe um, sie zu den Antworten zu benutzen, kaufte auf einmal mehrere Dutzend Ausschuß-Handschuhe und rauchte Cigarren, die sein nicht eben verwöhnter Neffe standhaft verschmähte. Dabei war er ein weichherziger, heiterer, allgemein beliebter Mann, der es zu hohen Jahren brachte und bis zuletzt die drei steilen Treppen seiner Wohnung an der Schönen Aussicht in Frankfurt a. M. Nachts hinaufstieg, nachdem er in der Ressource stundenlang dem Kartenspiel der Anderen zugesehen hatte.

Noch steht der gute Onkel Louis vor mir, die hohe, wohlproportionirte Gestalt bis in seine achtziger Jahre ungebeugt, in einem langen blauen Rock, dessen Schöße tief hinab über die Nankingbeinkleider fielen, die Schuhe mit Gamaschen verwahrt, auf dem Haupte den grauen Cylinder, unter dem das glattrasirte regelmäßige Gesicht mit freundlich-klugen blauen Augen durch die goldene Brille hervorsah, das Kinn in eine handbreite schwarze oder buntleinene Cravatte eingetaucht. So erschien er alljährlich zur Sommerfrische in Baden-Baden, wo er in jede Bude eintrat, um an die Verkäuferinnen galante Scherze zu richten, ohne je etwas zu kaufen. Er gehörte zu den stehenden Figuren des Orts, und man lachte freundlich über seine eben so stehend gewordenen Witzworte.

Mir, der ich oft in seinem Hause dort zu Gast war, bewies er das herzlichste Wohlwollen, bis ich die Tochter Kugler's heimführte, während er selbst mir eine reiche Erbin zugedacht hatte.

„Er vergoß Thränen über diese thörichte Verbindung, als er zu meiner Hochzeit nach Berlin kam, und seitdem erhielt ich auf alle Briefe, in denen ich die Geburt meiner Kinder oder andere wichtige Neuigkeiten anzeigte, nur eine Bescheinigung des Empfangs mit ein paar kühlen Zeilen — in einem umgewendeten Couvert.

Und doch hatte auch er, da er sich zu heirathen entschloß — in schon etwas vorgerückten Jahren, doch immer noch ein ansehnlicher Freier —, bei seiner Erwählten nicht auf goldene Schätze gesehen, sondern die Tochter eines armen Landarztes zu seiner Frau gemacht, die bei seiner ältesten Schwester Marianne als Zofe[1]) im Dienst gestanden hatte. Sie war weder schön noch sonderlich gebildet, er aber folgte seinem Herzen, das ihn auch nicht betrog, und hatte es dieser Heirath wegen auf ein langes Zerwürfniß mit zwei anderen seiner Schwestern ankommen lassen, die ihm eine „ebenbürtige" Gattin gewünscht hatten und sich weigerten, die ehemalige „Dienstmagd" als Glied ihrer Familie zu betrachten. Erst als die Frankfurter Schwester, verwittwet und einsam geworden, von langem Siechthum heimge-

[1]) In einer Frankfurter Zeitung hat eine Dame, die mit dieser meiner Tante befreundet gewesen war, an diesem Wort Anstoß genommen. Die spätere Frau meines Onkels habe nicht als Zofe, sondern als Gesellschafterin bei meiner Tante Marianne gelebt. Nun war Letztere schon äußerlich nicht in der Lage, neben einer gewöhnlichen Dienerin noch eine Gesellschafterin zu halten, würde sich auch, wenn eine solche ihr nöthig gewesen wäre, wozu nie ein Grund vorhanden war, gewiß ein Fräulein gewählt haben, das auf einer etwas höheren Bildungsstufe gestanden hätte. Zur Bestätigung meiner Angabe will ich jedoch noch eines kleinen Vorgangs erwähnen, der Tante Emiliens Charakter in einem liebenswürdigen Lichte zeigt. Bei einem Besuch, den Tante Marianne später einmal, nachdem Tante Emilie längst ihre Stellung als Frau ihres Mannes sich errungen hatte, im Hause ihres Bruders in Frankfurt a. M. machte, bat sie am Abend nach der Ankunft um ein Fußbad. Die Schwägerin trug es ihr selbst ins Zimmer und ließ es sich nicht nehmen, ihr die Füße zu waschen. Als Tante Marianne ihr das verwehren wollte, erwiederte die Gute: Laß es mich doch thun! Ich habe es ja so oft gethan, als ich noch bei dir im Hause war.

sucht wurde, kam eine Versöhnung zu Stande; denn Tante Emilie widmete sich der früheren Gegnerin mit so aufopfernder Treue, daß diese ihr tausendmal alles Unholde, was sie ihr angethan, abbat.

Daß dies so spät geschah, war begreiflich, wenn auch nicht verzeihlich. Diese Frankfurter Schwester meiner Mutter, Tante Clärchen, ihrer Mutter wohl von allen Geschwistern die Aehnlichste, da sie dieselben großen schwarzen Augen und den üppigen Wuchs hatte, war an einen reichen Frankfurter Banquier, Herz, verheirathet, einen großen, stattlichen, jovialen Mann, an den sich meine früheste Kindererinnerung knüpft. Ich war in meinem dritten Jahr mit den Eltern nach Frankfurt gekommen, wo der Onkel sich nicht zu gut hielt, meinen Spielkameraden zu machen. Er trug mich auf seinem breiten Nacken im Galopp den langen Corridor hinauf und hinab, und wir rasteten von dem Ritt gewöhnlich in einer Speisekammer, wo allerlei süße Vorräthe aufgespeichert waren. Ich durfte aber von einer gewissen Himbeermarmelade erst naschen, wenn ich „Esel asinus" gesagt hatte, vielleicht das einzige Latein, über das der Onkel gebot, jedenfalls das erste, das über meine Zunge kam und sich mir mit Hülfe des süßen mnemotechnischen Mittels tief einprägte.

In diesem vornehmen jüdischen Hause aber verkehrte nicht nur die Frankfurter Geldaristokratie, sondern auch die Blüte der Bundestagsgesellschaft, durch den Glanz der Empfangsabende, Bälle und Diners, die Liebenswürdigkeit der Hausfrau und die Schönheit der Töchter angezogen. Die Aelteste, Adelheid, heirathete einen Rothschild, die Zweite und Schönste, Helene, einen Attaché der französischen Gesandtschaft, Graf Salignac de Fénélon, die Dritte, Marianne, einen Baron Haber. Es war kein Wunder, daß Frau Clara Herz die Vermählung ihres Bruders mit einer armen, zum Dienen genöthigten Landarzttochter für eine Mesalliance hielt, zu der sie ihre Zustimmung nicht geben könne. Sie hatte vergessen, daß sie von einem Vater abstammte, den der Hofmarschall, wenn er ihm schriftlich eine Bestellung zu machen hatte, mit „Lieber Jude!" anzureden pflegte.

Die andere Schwester, die sich unversöhnlich zeigte, Tante Regine, lebte in Wien, in den Kreisen der dortigen jüdischen Aristokratie, der Arnstein und Eskeles. Sie hatte früh eine Ehe geschlossen, die unglücklich war und bald wieder aufgelöst wurde. Seitdem hatte sie sich als geistreiche Frau etablirt und unter dem Namen Regina Frohberg verschiedene Romane verfaßt, die das Leben der höheren österreichischen Gesellschaft zu schildern suchten, ohne das geringste Talent und mit so wenig Erfindungsgabe, daß es ein Räthsel war, wie diese armseligen Producte einen Verleger finden konnten. Indessen wußte sie ihrem „Salon" doch eine Anzahl treuer Bewunderer und Hausfreunde zu erhalten, zumal sie in jüngeren Jahren mit ihrem feinen, zierlichen Gesicht und ihrer Weltgewandtheit eine anziehende Erscheinung gewesen sein muß. Ich lernte sie kennen, als ein beginnender Staar sie nach Berlin führte, um die Hülfe des berühmten Jüngken in Anspruch zu nehmen. Sie wohnte da einige Monate im Erdgeschoß unseres Hauses, und ich entsinne mich noch, wie betroffen ich war, als ich — ein dreizehn- oder vierzehnjähriger Knabe — die Wiener Tante in ihrem halbverdunkelten Zimmer begrüßte, wo sie in großer Toilette mit weißen Glacéhandschuhen den ganzen Tag wie ein geputztes Götzenbildchen saß und sich von ihrer dicken, blatternarbigen steiermärkischen Zofe den Thee bereiten ließ.

* * *

Daß die geschminkte und gepuderte Salondame von der kleinbürgerlichen Schwägerin nichts wissen wollte, konnte der Bruder leicht verschmerzen. Blieben doch seine beiden Lieblingsschwestern auf seiner Seite, meine Mutter und die älteste Schwester Marianne, in deren Hause er seine Lebensgefährtin gefunden hatte.

Von dieser meiner Tante Marianne Saaling ist vielfach in Büchern, die die Zeit des Wiener Congresses schildern, die Rede gewesen. Sie hatte damals in Wien durch ihre hohe Schönheit eine glänzende Rolle gespielt, Könige und Fürsten hatten ihr gehuldigt, ein alter portugiesischer Herzog sich mit ihr verlobt. Er starb, ehe sie die Seine geworden war, aber der

Nachglanz dieses Erlebnisses und der Wiener Triumphe verbreitete sich über ihr langes ferneres Leben und verlieh der hohen, junonischen Gestalt auch in den bescheidenen, doch nicht ärmlichen Verhältnissen, in denen sie neben uns lebte, einen vornehmen Zug. Da sie der portugiesischen Heirath wegen zum Katholicismus übergetreten war, ließ sie es sich angelegen sein, in den katholischen Kreisen Berlins eine hervorragende Rolle zu spielen, gründete ein Krankenhaus, veranstaltete zu dessen Ausstattung allweihnachtlich einen Bazar, den die katholische Aristokratie besuchte und manchmal sogar die Königin, die sie zu umarmen sich herabließ, und erreichte in stillen kleinen Befriedigungen ihrer naiven Eitelkeit ein hohes Alter.

Von ihrer späteren Verlobung mit Varnhagen bald nach Rahel's Tode und der Aufregung, die die Auflösung derselben bei uns hervorrief, habe ich die dunkle Erinnerung behalten, daß sich vor meinen Knabenaugen hier zum ersten Mal etwas zutrug, was einem Roman ähnlich sah. Eine Aufklärung über die seltsamen Motive, die zu der Katastrophe führten, verdankte ich viel später dem Einblick in vergilbte Briefblätter und Varnhagen's eigenen Mittheilungen in seinen Denkwürdigkeiten.

Mir waren früh die Augen über die Schwächen dieser Tante aufgegangen, zumal ich an der ganz echten und impulsiven Natur meiner Mutter einen Maßstab hatte für das einzig Werthvolle im Menschenleben. Aber die große Liebe und Treue, die mir die gute Tante bewies, entwaffnete mein rigoroses Knabenurtheil und ließ es mich sogar bedauern, daß ich für ihre Schriftstellerei — auch sie, wie die Wiener Schwester, füllte in ihrer kaum lesbaren Handschrift dicke Hefte mit romanhaften Memorabilien und freien Erfindungen — kein anerkennendes Wort haben konnte.

Von solchen literarischen Velleitäten hielt meine Mutter sich immer frei, bis auf die Uebersetzung von Lieblingsgedichten ins Englische und Französische zu ihrem eigenen Vergnügen. Sie war aber eifrig darauf aus, alle neueren Erscheinungen auch der deutschen Literatur kennen zu lernen, und eine Zeitlang scheint besonders Tieck sie aufs Lebhafteste beschäftigt zu haben. Auch

das Theater verfolgte sie wie das ganze damalige Berlin mit höchstem Interesse, niemals aber mit dem Anspruch, sich als geistreicher Mittelpunkt eines befreundeten Kreises hervorzuthun oder gar ein sogenanntes bureau d'esprit zu halten, sondern einzig und allein ihrem innersten Bildungstriebe zu genügen.

So vorbereitet, begegnete sie meinem Vater, auf den diese seltene Verbindung von Anspruchslosigkeit und geistiger Regsamkeit, von warmer Empfindung und sprühendem Witz sofort, wie es scheint, einen tiefen Eindruck machte, obwohl die nicht mehr junge, durch den Verlust des Auges geschädigte äußere Erscheinung durch die noch in voller Blüte stehende Schönheit der älteren Schwester in den Schatten gestellt wurde.

Mein Vater, fast zehn Jahre jünger, fühlte sofort, daß ihm hier „eine Natur" gegenübertrat, und verehrte sie zugleich als die Reifere, Ueberlegene, die auch im äußeren Leben unabhängig dastand, während er selbst es nur zum Hauslehrer gebracht hatte. Er hatte, da sein Vater im Jahre 1807 nach Nordhausen übersiedelte, am dortigen Gymnasium schon mit fünfzehn Jahren das Abiturientenexamen bestanden und dann sofort an der Erziehungsanstalt eines Herrn von Türk in Vevey eine Lehrerstelle annehmen müssen, da er noch acht Geschwister hatte und so früh als möglich selbständig werden sollte. Von den drei Schwestern ging ihm nur eine voran; er allein konnte dem Vater, der als Mädchenschullehrer, erst hier in Nordhausen, dann später in Magdeburg hoch geachtet und schlecht besoldet war und durch seine Schulbücher, seine Lexika und Grammatiken das Fehlende hinzuerwerben mußte, schon früh die Sorge für den Unterhalt der großen Familie in etwas erleichtern. Drei Jahre lebte er dann im Hause des Ministers Wilhelm von Humboldt als Erzieher des jüngsten Sohnes, dann von October 1819 bis Ostern 1827 in Berlin als Hauslehrer des jungen Felix Mendelssohn-Bartholdy, den er zur Universität vorbereitete.

In diesem Hause lernte er meine Mutter kennen, die eine Cousine von Felix' Mutter war. Sie und ihre Schwester Marianne schlossen sich der Mendelssohn'schen Familie an, als diese

über Frankfurt a. M. eine Reise in die Schweiz machte. Soviel ich weiß, kam es auf dieser Reise zur Verlobung, zunächst zu einer heimlichen.

Denn wenigstens promoviren wollte der junge Gelehrte, ehe er seinen Hausstand gründete, und durch seine Habilitation als Privatdocent ein Vierteljahr später (Ostern 1827) den ersten Schritt zu einer öffentlichen Wirksamkeit thun. Am 11ten Juli 1827 fand dann die Hochzeit statt, und zwei Jahre später kam die Ernennung zum außerordentlichen Professor.

Das junge Ehepaar wohnte die ersten Jahre in einem Hause der Heiligengeiststraße, das, wenn ich mich recht entsinne, der Familie Salomon gehört hatte und wo auch ich zur Welt kam. Im Jahre 1831 bezogen meine Eltern dann eine Wohnung in dem einstöckigen Hause am Weidendamm, das einem Holzhändler gehörte und mitten auf dem sehr ausgedehnten Holzplatz stand, gegen die Friedrichsstraße durch die hochaufgeschichteten Holzhaufen verdeckt, hinter denen auch das bescheidene Gärtchen nur einen kargen Pflichttheil von Luft und Sonne erhielt. An der anderen Seite lag ein ziemlich geräumiger Hof, der unser Haus von einem niedrigen, nur aus einem Erdgeschoß bestehenden Hintergebäude trennte. In diesem, das sich vorn bis an die Uferstraße erstreckte, wohnte ein Schenkwirth, der für die Schiffer, die hier das Holz auf ihren Spreekähnen landeten, Eß- und Trinkwaaren feil hielt. Hinter seinem Grundstück floß ein trüber, schwarzer Kanal mit träger Welle in die Spree.

Vor wenigen Jahren, bei einem Besuch in meiner Vaterstadt, fühlte ich ein Verlangen, diese Stätte meiner frühesten Jugend einmal wieder aufzusuchen. Ich hatte es bisher unterlassen, in der Meinung, Alles verändert und statt der wohlbekannten niederen alten Mauern und heimlichen Winkel moderne vierstöckige Zinshäuser zu finden. Wie sehr war ich überrascht, Alles so wiederzusehen, wie ich's in meiner Erinnerung trug! Unser unscheinbares Wohnhaus, an dem sogar die alten Stuckornamente noch nicht abgebröckelt waren, der Hof, der mir freilich jetzt kleiner vorkam, — so spukhaft Alles, daß ich mich kaum

gewundert hätte, wenn sich das Fenster oben im Arbeitszimmer meines Vaters geöffnet hätte, wie an jedem Nachmittag, wenn er mich von meinem Spiel heraufrief, um ein paar lateinische Declinationen bei ihm zu schreiben. Nur das Gärtchen war verschwunden, — die Holzhaufen waren bis auf sein Gebiet vorgedrungen. Dafür hatte sich an dem Schenkenhäuschen nichts verändert. Ich sah im Geiste wieder den dicken jungen Wirth, der dort mit seiner blassen, schwindsüchtigen Schwester hauf'te. Sie war zu zart für diese Umgebung, saß still in ihrem Stübchen mit einer Näharbeit und sah unseren Spielen zu oder rief uns herein, uns Kuchenwerk zu geben und Geschichtchen zu erzählen. Zuweilen wurde für die Schenke ein Schwein geschlachtet. Dann mußte ich meinen Kopf in den Schooß des Mädchens legen, und sie hielt mir fest die Ohren zu, damit ich das Todesstöhnen und Röcheln nicht hören sollte. Ich hatte sie sehr lieb. Als sie gestorben war, führte mich ihr Bruder in das niedere Zimmer, wo sie im Sarge lag, und deutete stumm auf das feine, wachsbleiche Gesicht, während ein Weinkrampf seine derbe Gestalt erschütterte und er zuweilen laut aufschrie. Es war das erste Mal, daß ich dem Tode ins Gesicht sah, und das feierliche Bild steht darum tief eingegraben in meiner Erinnerung[1]).

Daß ich dies Alles wiederfinden sollte, obwohl in der Weltstadt sonst kaum ein Stein auf dem andern geblieben war, hatte seinen Grund nur darin, daß am Weidendamm noch immer die Holzkähne anlegten und eines Stapelplatzes für ihre Fracht bedurften. Hinter den dunklen Holzhaufen aber, die wie eine Stadt mit vielen engen Gassen oder ein Gebirge mit tiefen Schluchten uns Knaben den herrlichsten Platz zu unseren Räuber- und Kriegsspielen darboten, würde ein neues, eleganteres Wohnhaus doch nur verloren gewesen sein, da es von der Straße aus Niemand gesehen hätte.

Daß ich meine ersten Kinder- und Knabenjahre gerade in

---

[1]) In den „Kindern der Welt" habe ich dem kleinen Maler aus jenem Schenkengebäude seine Wohnung zurecht gemacht.

diesem Hause verleben durfte, war von unschätzbarem Werth. Zunächst für meine körperliche Entwicklung. Besser sogar als in einem wohlgepflegten Garten, dessen Beete Schonung verlangt hätten, konnte ich in diesem weiten Revier meine Glieder tummeln und freiere Luft athmen, als in einem der gewöhnlichen Stadthäuser mit ihren engen, lichtlosen Höfen. Dazu kam die mannichfache Anregung, die meine Kinderphantasie in dieser hochaufgethürmten hölzernen Stadt empfing, die wechselnde Scenerie auf dem Flusse, das Leben und Treiben der Schiffer auf ihren schwimmenden Häusern mit der geheimnißvollen Kajüte, die meine Neugier unendlich reizte, nicht zum Wenigsten der stille, dunkle Kanal hinter der Schenke, zu dem vom Hofe aus ein Treppchen hinabführte. Ich entsinne mich, daß ich hier oft gesessen und in das langsam vorbeifließende Wasser gestarrt habe, ja als ein noch sehr kindlicher kleiner Idealist mich darüber grämte, daß es mir nicht möglich war, das Gold herauszufischen, das die Abendsonne in einzelnen breiten Flecken auf die schwarze Flut streute.

* * *

Sechs Jahre lang lebten meine Eltern in diesem Hause, Schwester Marianne schon hier mit ihnen, wie später in dem Hause der Behrenstraße.

Sie waren Beide gesellige Naturen. Aber sie verstanden die Geselligkeit im besten Sinne, daß sie sich auf wenige vertraute Menschen beschränken sollte, die zu jeder Zeit an dem gastlichen Tische willkommen sind. So lange ich denken kann, erinnere ich mich nicht, daß meine Eltern eine größere Festivität besucht oder bei sich mehr als ein halbes Dutzend Gäste bewirthet hätten.

Vielleicht thaten sie dies nicht aus Neigung allein, sondern auch, weil sie aus der Noth eine Tugend zu machen Grund hatten. Denn auch als außerordentlicher Professor gebot mein Vater nicht über reiche Einkünfte, und sein Stolz ließ es nicht zu, von dem Vermögen seiner Frau mehr als das Unumgänglichste in Anspruch zu nehmen. Wohl mehrten sich seine Ein-

nahmen nach dem Tode seines Vaters im Jahre 1829. Die Fortsetzung und Neubearbeitung der väterlichen Lexika und Grammatiken war durch den letzten Willen des Großvaters ihm, als dem ältesten Sohn, übertragen worden, zugleich aber auch die Sorge für die einzige noch lebende Schwester, die an einen Pfarrer verheirathet und mit vielen Kindern gesegnet war. Ihr sollte die Hälfte aller Honorare zu gute kommen, nachdem die anderen Brüder sowohl auf die Arbeit als auch auf den Ertrag verzichtet hatten.

Mein Vater hatte als classischer Philolog begonnen (er las auch später noch einige Collegien über Horaz' Episteln an die Pisonen, Catull und Terenz). Aber die persönliche Berührung, in die ihn seine Hauslehrerstelle im Humboldt'schen Hause mit dem großen Begründer der Sprachwissenschaft gebracht, hatte seinen Sinn ebenfalls nach dieser Richtung gelenkt, wo die anziehendsten Probleme zugleich historischer und philosophischer Forschung ihrer Lösung harrten. Das Glück aber, das höchste aller geistigen Menschen, sich in voller Freiheit den Aufgaben zu widmen, zu denen man sich berufen fühlt, sollte ihm nicht gegönnt sein.

Denn sein Leben lang hat er als Märtyrer seiner Pietätspflicht vornehmlich am Ausbau der Wörterbücher (von dem großen dreibändigen deutschen waren beim Tode des Vaters nur wenige Bogen gedruckt, das Fremdwörterbuch wurde erst von dem Sohne durch die etymologischen Nachweise zu wissenschaftlicher Bedeutung erhoben), der großen Grammatik und der grammatischen Schulbücher gearbeitet, und sein eigentlichstes Lebenswerk, an das er seine beste Kraft gesetzt, das „System der Sprachwissenschaft", erschien erst nach seinem Tode, aus seinem eigenen Vorlesungsheft und Nachschriften seiner Schüler von dem bedeutendsten unter ihnen, Heinrich Steinthal, herausgegeben.

Ein tragisches Lebensloos, unter dessen Schwere manche robustere Kraft erlegen wäre. Und doch widerstand die zart angelegte Natur meines Vaters dreißig Jahre lang dem Druck

einer solchen Arbeitslast, weil in dem schwachen Körper ein stählerner Wille, ein unerschütterliches Pflichtgefühl lebten. Wohl lag fast immer ein Hauch von Resignation über den stillen Zügen seines nicht regelmäßigen, aber feingebildeten Gesichts, und in dem seelenvollen Blick seines hellen Auges lasen, die ihm nahe standen, den Kummer um ein verlorenes Leben. An Tagen aber, wo er einmal, etwa nach Beendigung eines schweren Abschnittes, ein wenig aufathmete, war die Heiterkeit, die dann aus ihm hervorglänzte, um so ergreifender. Etwas Jünglinghaftes, Reines, ein Strahl „jener Jugend, welche nie verfliegt", klang aus seinen Worten und gewann ihm die Herzen, wo er sich in dieser Stimmung zeigte. Und er wußte auch einen munteren Lebensgenuß wohl zu schätzen und war glücklich, gute Freunde mit einer Flasche edlen Weins und einer „echten" Cigarre bewirthen zu dürfen. Zu dem dritten Luxus, den er sich gönnte, fand er nur selten Theilnehmer: zu seiner Leidenschaft, werthvolle alte Drucke zu sammeln, sie zu ordnen, sauber einbinden zu lassen und so mit der Zeit einen „Bücherschatz" zusammenzubringen, dessen später gedruckter Katalog den Kennern und Liebhabern unserer älteren Literatur ein werthvolles Hülfsmittel ihrer Studien geworden ist. Ich selbst habe diesen Schatz, als mein Vater wenige Jahre vor seinem Tode sich entschloß, ihn als ein Ganzes zu verkaufen, ohne Bedauern, außer so weit es meinen Vater anging, in fremde Hände übergehen sehen. Es hat mir zeitlebens bis auf sehr bescheidene Ansätze zu einer Käfersammlung an allem Sammeltrieb gefehlt, und für die literarische und wissenschaftliche Bedeutung dieser alten Drucke fehlte mir damals der Sinn, so daß ich an den großen Schränken in unserem Entree, wo diese Schätze aufbewahrt wurden, ohne sonderliche Ehrfurcht oder Neugier vorbeiging, zu stetem schmerzlichem Bedauern meines Vaters.

Auf seine philologische Richtung hatte F. A. Wolf den entscheidendsten Einfluß geübt; in der Philosophie stand er unter dem Banne Hegel's, der damals, in den dreißiger Jahren, eine unumschränkte Herrschaft über die jungen Geister ausübte. Doch

brachte er in diese Schule sein Bedürfniß nach unabhängiger Forschung mit, das er gelegentlich in den Versen aussprach, die ich als den Wahlspruch seines Lebens auf seinen Grabstein schrieb.

In des eignen Busens Schranken
Suche Wahrheit, werde frei!
In dem Irrsal der Gedanken
Finde dich und sei dir treu!

Auch war er von Wilhelm von Humboldt's Ideen aus zu seinen eigenen Ueberzeugungen gelangt und gab sich der Hegel'schen Dialektik nicht auf Gnade und Ungnade gefangen. Seine nächsten Universitätsfreunde aber waren entschiedene Hegelianer: Hotho, Werder, Michelet, später der geistvolle Eduard Gans, der auch zu den intimeren Hausfreunden gehörte. Ein nicht minder vertrauter Freund war der Historiker Ernst Helwing, und ich bewahre aus diesen frühen Jahren am Weidendamm eine lebendige Erinnerung an die heiterste Geselligkeit, zumal das chronische Leiden meines Vaters damals noch nicht zu der späteren lebensverderblichen Höhe gediehen war.

Das Bekenntniß zum Hegelthum indessen sollte verhängnißvoll für die weitere Universitätscarrière werden. Nach dem Tode des Meisters hatten sich bekanntlich die Schüler nach den verschiedensten Richtungen selbständig weiter entwickelt, die Autorität des Systems war dadurch erschüttert worden, mit ihr das Ansehen bei den maßgebenden politischen Gewalten. Zugleich kam gerade auf dem Gebiet, das meines Vaters Domäne war, die historische Richtung auf unter der glanzvollen Führung der Brüder Grimm. Nun sollte eine systematische Sprachwissenschaft, mochte sie noch so redlich die Ergebnisse historischer Forschung verwerthen, kein Recht mehr auf eine staatliche Förderung besitzen, und der außerordentliche Professor, der des Hegelthums auch in seinen grammatischen Arbeiten verdächtig war, hatte keine Hoffnung, jemals eine ordentliche Professur zu erlangen.

Zumal wenn er, wie mein Vater, aus seinen liberalen Ansichten über die damals in Staat und Kirche herrschenden Miß-

stände nie ein Hehl machte, so wenig er sich berufen fühlte, öffentlich damit hervorzutreten.

Und so hat mein Vater über dreißig Jahre an der Universität gelehrt, ohne mehr als eine magere Besoldung und in Folge einer durch seine Bücher unterstützten energischen Beschwerde beim Minister statt der Beförderung, auf die er gerechten Anspruch zu haben glaubte, — den Rothen Adlerorden vierter Klasse zu erhalten.

Ich war gerade bei ihm, als die Antwort auf seine Eingabe eintraf. Als er den Orden, der beigefügt war, aus seiner Umhüllung hervorzog, sahen wir uns in augenblicklichem Einverständniß an und brachen dann in ein helles Lachen aus, das aus meiner Seele wohl bitterer klang als aus der meines Vaters. Er hat dies allgemeine Ehrenzeichen für redliche Beamtendienste nicht ein einziges Mal angelegt.

* * *

Doch wenn er selbst auch über diese Demüthigung mit hoher Seele sich erhob und in seiner Arbeit Betäubung und hin und wieder Genugthuung suchte, — meine Mutter war nicht so leicht zu beruhigen, wo sich's um eine Unbill handelte, die diesem leidenschaftlich geliebten, ja vergötterten Manne angethan wurde. Ihr alttestamentarisches Blut wallte auf, sie warf einen unversöhnlichen Haß auf die Personen, die sie für die Zurücksetzung meines Vaters verantwortlich machte. Es war unmöglich, ihr klar zu machen, daß Trendelenburg, den sie vor Allen dieser „Kabale" bezichtigte und um so heftiger anklagte, da er früher in naher Freundschaft mit ihnen Beiden gelebt, aus *sachlichen* Motiven gegen die Beförderung zum ordentlichen Professor gestimmt hatte, da er als Aristoteliker gegen den Hegelianer, als Vorkämpfer für das Becker'sche grammatische System gegen das Heyse'sche sich erklären mußte. Von einer unumschränkten Lehrfreiheit an den Universitäten und collegialer Toleranz war man damals freilich weiter noch als heute entfernt.

Zum Glück hielt der leidenschaftlichen Empörung über diese Kränkung und dem Kummer über die schwankende Gesundheit ihres Mannes gleichwohl das tiefe Dankgefühl die Wage, daß sie ihn überhaupt besaß. Denn ihre Liebe zu ihm war völlig unbedingt und grenzenlos. Sie sah in ihm geradezu die höchste Verkörperung aller menschlichen und männlichen Vollkommenheiten, und kein Opfer, das sie ihm zu bringen gehabt hätte, wäre ihr zu schwer gewesen. Zwischendurch kamen freilich Augenblicke, wo ihr jähes Naturell, ihr orientalisches Temperament auch ihm gegenüber aufloderte. Aber auf solche Scenen folgte eine um so innigere Ergebung in seine Autorität und das Bemühen, durch ein wahres Feuerwerk von übermüthiger guter Laune die kleine Trübung des Verhältnisses vergessen zu machen.

Schon in ihren Mädchenjahren war meine Mutter ihres Witzes wegen berühmt gewesen. Sie wußte das natürlich selbst; aber wie sie in Allem nicht zu glänzen suchte, ließ sie auch dieser ihrer Gabe wie etwas, das ihr natürlich war, freies Spiel, zumal auch in ihren Briefen, in denen sie sich ihren eigenen, oft etwas dunklen und geistreich barocken, öfter jedoch heiter mit Worten und Gedanken spielenden Stil gebildet hatte. Von früh an hatte sie viele treue Freunde gefunden. Denn es ging ein Hauch von Herzenswärme, von thätiger Liebenswürdigkeit von ihr aus, der Jedem wohlthat, während zugleich die Munterkeit und Frische ihres Geistes die Besucher ergötzte. Dabei fehlte es ihr durchaus an eigentlichem praktischem Humor. In ihren menschlichen Verhältnissen verstand sie keinen Spaß, konnte sich nicht zu einer freien Betrachtung der Weltwidersprüche erheben und zwischen den Gefühlen von Liebe und Haß der pauvre humanité ein halb mitleidiges, halb belustigtes Interesse widmen.

In der That aber durfte sie ihrem Geschicke danken für das überquellende sanguinische Temperament, das ihr ins Leben mitgegeben war, nicht nur um die trübsinnigen Stunden ihres Gatten zu erleichtern, sondern auch sich selbst in einer der schwersten Prüfungen, die einem Mutterherzen auferlegt werden können, aufrecht zu erhalten.

Sie hatte am 23sten März 1828, ein Jahr nach ihrer Vermählung, einen Knaben geboren, der einen oder zwei Monate zu früh zur Welt kam, meinen einzigen Bruder, Ernst Hermann getauft. Es war ein übrigens wohlgebildetes, schönes Kind, mit großen blauen Augen, und die Eltern waren glücklich, als es der aufopferndsten Mühe, besonders der guten Tante Marianne, gelang, das zarte Wesen am Leben zu erhalten.

Auch zeigte sich in den ersten, nur mit Spielen ausgefüllten Jahren nichts, was eine bleibende Schwäche der Entwicklung befürchten ließ. Erst als das Lernen anfing, das von einem trefflichen Hauslehrer geleitet wurde, kam es zu Tage, daß der Kopf des Knaben, der etwas zu klein gerathen war, nur schwer zu jedem Denkgeschäft sich bequemte. Es wurde ihm sauer, mit mir, dem um zwei Jahre Jüngeren, Schritt zu halten, und als der Vater mich in meinem achten Jahr ins Gymnasium brachte, wurde beschlossen, meinen Bruder in die Realschule zu thun, die glücklicher Weise ebenfalls in der Kochstraße lag und unter demselben Director stand, so daß wir den langen Schulweg gemeinsam machen konnten.

Dieser Schulweg wurde bald genug ein Dornenweg für mich. Zum ersten Mal, nachdem mich im elterlichen Hause nur Liebe und Güte umgeben hatten, lernte ich die Bosheit der Menschenwelt kennen, zunächst der jugendlichen, da die Kameraden meines armen Bruders mit der Herzlosigkeit ihres Alters sich ein täglich neues grausames Vergnügen daraus machten, den Harm- und Wehrlosen zu hänseln, truppweise oder einzeln ihn zu verhöhnen und ihm jeden denkbaren Schabernack zu spielen. Mit erstickten Thränen der Wuth und zusammengebissenen Zähnen fuhr ich dazwischen, so lange ich an seiner Seite war. Was im Hofe seiner Schule geschah, konnte ich nicht verhindern, und wie viel meine Klagen bei dem alten Director Spilleke erreichten, erfuhr ich nicht, da der gute Junge alle Unbill, ohne sich dagegen zu empören, ertrug. Zuletzt scheint gerade dieses stille Erdulden die Tücke der jungen Teufel entwaffnet zu haben, da ich in den höheren Klassen, in die auch er langsam vorrückte, mich nicht

entsinne oft genöthigt gewesen zu sein, als sein Beschützer aufzutreten.

Aber wenn mir auch diese Sorge vom Herzen fiel, blieb noch genug, was schwer zu tragen war. Man konnte sich keinen sanfteren, liebevolleren und treuherzigeren Jungen denken als meinen Bruder, und ich liebte ihn zärtlich und gönnte ihm alle Freuden unserer jungen Jahre. Doch bei seiner geistigen Unbeholfenheit spielte er in der Gesellschaft meiner aufgeweckten Schulfreunde, mochte ich nun sie zu mir geladen haben oder bei ihren Eltern mit ihnen verkehren, eine linkische, wunderliche Figur, so daß ich, selbst wenn die Kameraden sich bemühten, es mich nicht empfinden zu lassen, um alle Freude kam und wünschte, der arme Junge möchte zu Hause geblieben sein.

Doch einzusehen, daß dies auch für ihn das Beste gewesen wäre, konnte meine Mutter nicht über sich gewinnen. In ihrer grenzenlosen, blinden Zärtlichkeit hatte sie keine klare Vorstellung von dem, was dem lieben Kinde zu einem normalen Menschen fehlte, wenn sie auch zugab, daß er weniger begabt sei als sein jüngerer Bruder und zum Studieren nicht das Zeug habe. Ihr sonst so scharfer Verstand versagte völlig, sobald auf dieses ihr Schmerzenskind die Rede kam; sie sah es als eine lieblose Zurücksetzung an, wenn zu irgend einem meiner jungen Genossen mein Bruder nicht mit eingeladen wurde[1]), und wie manches Mal schlug ich eine solche Aufforderung ab, um der Mutter Kummer und Thränen zu ersparen.

---

[1]) So mußte er zurückbleiben, als ich einmal eine Einladung nach Glienicke zu dem gleichaltrigen Prinzen Friedrich Karl erhielt. Jener Oberlehrer in der Quinta, dessen ich oben erwähnt habe — sein Name war Bogen, seine hohe schlanke Gestalt und der blonde Kopf mit dem kurzgehaltenen krausen Haar stehen noch heute in hellen Zügen vor meiner Erinnerung — dieser ungemein lebhafte und anregende junge Mann gab dem Prinzen einige Privatstunden, ich weiß nicht in welchen Fächern, und da ich ein Musterschüler war und sich's vielleicht darum handelte, einen Sohn aus guter bürgerlicher Familie zum Schul- und Spielgefährten des Prinzen zu erwählen, hatte er die Einladung vermittelt. Ich entsinne mich nur dunkel, daß es mir in dem schöngelegenen

Sie hatte sich ausgedacht, wenn Ernst die Schule durchgemacht hätte, ihn zu einem Landwirth oder Kunstgärtner in die Lehre zu geben. Vielleicht, wenn dieser verständige Plan beizeiten zur Ausführung gekommen wäre, hätte sich das spätere Leben meines Bruders anders gestaltet. Nun aber wurde er mit den vielen Schulaufgaben geistig und körperlich so lange belastet, bis es zu spät war.

In der kritischen Zeit der Pubertät brach das Unheil aus. Er kam eines Sonntagmittags aus der Kirche, die er gern besuchte, nicht nach Hause, mein Vater ging, ihn dort zu suchen, und fand ihn ganz einsam im Kirchenstuhl sitzend, mit seltsam irrem Blick und blödem Lächeln. So folgte er ihm gutwillig nach Hause, wo er eine kurze Zeit gepflegt wurde, während er Tage lang am Fenster stehend in den Hof starrte und Choralverse sang, immer sanftmüthig und leicht zu lenken. Als der Zustand sich verschlimmerte, wurde er in eine Heilanstalt gebracht, die er schon nach einigen Monaten verlassen durfte, „geheilt", aber mit einer unheilbaren geistigen Unzulänglichkeit behaftet. Seine Entwicklung war auf der Stufe eines dreizehnjährigen Knaben stehen geblieben.

Er hat noch lange gelebt (bis zum 28sten December 1866), ja die Mutter überlebt, die über diesen größten Schmerz ihrer leidenschaftlichen Seele nie zur Ruhe kam. Die treffliche Schwester meines Vaters, Bertha, die mit einem Landpastor Brennecke verheirathet war, nahm den unglücklichen Neffen in ihre Obhut und liebevolle Pflege, wo er unter seinen vielen gutmüthigen Vettern

---

königlichen Schlosse und Garten gar wohlgefiel, während es zwischen mir und meinem fürstlichen Kameraden zu keinem sonderlich traulichen Verhältniß kam. Der spätere schneidige Reitergeneral zeigte schon damals sein heftiges Temperament bei unseren Spielen. Es imponirte mir aber sehr, daß sein militärischer Gouverneur, als der Prinz einmal sich einer Weisung widersetzte, mit größter Strenge sich Gehorsam zu erzwingen wußte. Es blieb dann auch bei dieser ersten Einladung. Ich war aber ein wenig eitel darauf, die Kleidung, die für solche Besuche vorgeschrieben war, eine blaue Jacke mit Perlmutterknöpfen, auch an den folgenden gutbürgerlichen Sonntagen weiter tragen zu dürfen, und dieses harmlose Vergnügen durfte auch mein Bruder mit mir theilen.

und unter den einfachen ländlichen Verhältnissen wohl aufgehoben war. Er hatte keine ernstlichere Beschäftigung, leistete gelegentliche kleine Dienste im Hause und Hofe, holte Wasser vom Brunnen für die Gartenbeete und fühlte sich, so weit man urtheilen konnte, wunschlos glücklich. Wenigstens, als ich ihn zum letzten Mal besuchte und fragte, ob ich ihm etwas zu Liebe thun könne, schüttelte er den Kopf, streichelte mir den Arm und sah mich mit seinen großen Kinderaugen rührend dankbar an. Auch hatte er das Schreiben nicht verlernt, und seine sehr einfachen, aber nicht confusen Briefe erhielten die gute Mutter bis zuletzt in der Täuschung, er sei allerdings nicht ganz wie andere Menschen, aber bei richtigem Verstande, der sich nur nicht zu äußern wisse. Daß sie selbst darauf verzichten mußte, ihn bei sich zu haben, da es in der großen Stadt nicht möglich war, ihm leiblich und geistig die für ihn passende Umgebung zu schaffen, war ihr ein lebenslanger Kummer.

* * *

Ob die Freude, die sie an der normalen Beschaffenheit und raschen Entwicklung ihres jüngeren Sohnes haben konnte, dem Gram um den älteren ganz die Wage hielt, möchte ich für die ersten Jahre bis zu der traurigen Katastrophe bezweifeln. Hernach, als der „Schmerzensreich" ihrem leiblichen Auge entrückt war, widmete sie die ganze reiche Liebesfülle ihres Herzens nächst ihrem Manne dem Sohn, der ihr geblieben war. Und dies that sie mit derselben kritiklosen Ueberschwänglichkeit, mit der sie sich ihrem Gatten unterordnete und selbst das unglückliche Kind nie im richtigen Licht gesehen hatte.

Ich war indessen schon früh Manns genug, um durch diese mütterliche Verhätschelung in meiner geistigen Selbstzucht nicht beirrt zu werden, zumal das Vorbild meines Vaters mir beständig vor Augen stand. Nur meine körperliche Erziehung litt unter der Verweichlichung, die meine überängstliche Mutter durchführte, so daß ich von mancher Leibesübung, die mir sehr zu statten gekommen wäre, fern gehalten wurde. Zum Glück war das

Turnen damals in den Schulplan aufgenommen worden, und zum noch größeren Glück hatte mir die Mutter ihre herrliche körperliche Constitution, ihr reges, gesundes Blut vererbt, so daß gewisse Unterlassungssünden meiner jungen Jahre in Betreff meiner Abhärtung durch diese unschätzbare Mitgift reichlich aufgewogen wurden[1]).

Im Uebrigen, wenn ich die Elemente prüfe, aus denen meine westöstliche Natur zusammengesetzt ist, finde ich an mir die alte Erfahrung bestätigt, daß uns die Charakteranlage vom Vater, die geistig-sinnliche von der Mutter vererbt zu werden pflegt. Wie ich dieser verdanke, was an phantastischem Vermögen und warmblütigem sinnlichem Temperament mein eigen ist, so habe ich von meinem Vater, der aus echtestem germanischem Stamm entsprossen war, die Eigenschaften überkommen, deren ein Künstlerleben zu seiner reinen und freien Entfaltung bedarf, die Gewissenhaftigkeit und den Fleiß — „seines Fleißes darf man sich ja rühmen" — und den unerschütterlichen Trieb zur inneren und äußeren Unabhängigkeit. Zugleich auch neben einer Anlage zu jäh auflodernder Leidenschaft die Kraft, diese

[1]) Doch nicht so sehr, daß ich zum Militärdienst tauglich geworden wäre, was ich aufrichtig bedauert habe, da es mir von großem Werth gewesen wäre, auch in dieser so wichtigen Schule unsrer nationalen Erziehung eigene Erfahrungen zu sammeln. Mein Eintritt als einjährig Freiwilliger war immer wieder hinausgeschoben worden. Ehe ich als ein Vierundzwanzigjähriger in meinen neuen Wohnort nach München ging, hatte ich mich einer vorläufigen Prüfung durch einen Militärarzt unterzogen, der mir ein befreiendes Zeugniß ausstellte, da mein Brustumfang nicht genügte. „Treffliche Constitution, aber verpimpelt!" Daraufhin hatte ich geheirathet und war nach München gezogen, da ich die letzte definitive Untersuchung nur für eine Formsache hielt. Im Herbst aber, als ich mich in Berlin der Commission stellte, fand der Oberst, der den Vorsitz hatte, Wohlgefallen an meiner langen, schlanken Figur, die unter etwelchen verkümmerten Schneidergesellen sich vortheilhaft hervorhob. Er bestand darauf, gegen das Votum der anwesenden Aerzte, ich müsse „zur Probe" eintreten. Für den jungen Ehemann und kgl. bayrischen „Günstling" keine erfreuliche Zumuthung, von der mich dann König Max durch diplomatische Vermittlung erlöst'te.

gefährlichen Anwandlungen zu bändigen, so daß ich fast immer Denen, die mich nur oberflächlich kennen, den Eindruck eines durchaus gleichmüthigen, von inneren Stürmen und Kämpfen stets verschonten Menschen gemacht habe, wovon ich weit entfernt bin.

Früh war mir die Ahnung aufgegangen, was ich an diesen Eltern besaß. An meinem Vater hing ich mit einer innigen Verehrung, die der meiner Mutter für ihn wenig nachgab. Ihm etwas Liebes zu thun, ihn zu erheitern, sein Lob zu erringen, war mein beständiges Bestreben. Ich war glücklich, wenn er meine Hülfe bei seinen Arbeiten brauchen konnte, z. B. die peinlich langweilige Correcturarbeit an den immer neu bearbeiteten Wörterbüchern sich dadurch erleichterte, daß er sich die Bogen von mir vorlesen ließ. Wie gern auch unterzog ich mich der mühseligen Kunst, in den alten Druckwerken, die er sammelte, einzelne Blätter oder ausgerissene Titel nach den Vorlagen wohlerhaltener Exemplare in möglichst ähnlicher Fracturschrift zu ergänzen! Und obwohl er mich früh nicht wie einen Sohn, sondern wie einen Freund behandelte, verlor ich bei aller traulichen Hingebung nie das Gefühl, daß er von einer höheren, edleren Menschenart sei, wofür auch meine gute Mutter ihn ansah.

Diese, so sehr ich sie liebte, stand mir nicht auf der gleichen Höhe, theils weil ich ihr manchmal etwas zu verzeihen hatte, wenn ihr rasches Temperament sie zu einer ungerechten Behandlung fortriß — denn sie besaß nicht das kleinste Theilchen von der pädagogischen Kunst meines Vaters, die nur gerade an ihr, weil sie eben so ganz und gar aus einem Stück war, nichts auszurichten vermochte; — theils weil sie sich unbedenklich in heiteren Stunden zu uns Knaben herabließ, unseren Uebermuth nur noch schürte, uns ihre alten drolligen Volksliedchen sang und es hin und wieder nicht verschmähte, wenn wir in dem großen, altmodischen Sopha uns mit Kissen bombardirten, an diesem Scharmützel Theil zu nehmen. Ich höre noch, wie eines Nachmittags, als mein Vater, der in seinem Zimmer nebenan durch unser Lärmen und Jauchzen in der Arbeit gestört wurde, mit einer vorwurfsvollen Miene

hereintrat, mein Bruder ausrief: „O, Mutter ist immer die Dollste!“ worauf wir in ein Lachen ausbrachen, in das der nachsichtige Vater, statt zu schelten, mit einstimmte.

Meine Eltern hatten, als ich sieben Jahr alt geworden war, die Wohnung auf dem Holzplatz mit einer anderen im zweiten Stock des Hauses in der Behrenstraße Nr. 58 vertauscht, zu meiner großen Betrübniß. Einen so geräumigen Spielplatz, wie ich ihn dort gehabt, konnte ich nicht leicht verschmerzen. Doch wurde ich bald getröstet. Der neue Hausbesitzer, ein Herr Seifarth, hatte eine acht- oder neunjährige Tochter Antonie, deren orientalische Schönheit auf mein Knabenherz einen tiefen Eindruck machte. Ich huldigte ihr vorläufig nur in einer sehr kindischen und unzweckmäßigen Weise, so daß sie nie eine Ahnung davon bekam. Unter Anderm hatte ich schon damals den Trojanischen Krieg in der Becker'schen Bearbeitung für die Jugend gelesen und führte nun allerlei Scenen daraus mit meinen Kameraden auf, wobei ich ihr die Rolle der Helena zuertheilte, von deren Bedeutung sie jedenfalls kaum einen dunkeln Begriff hatte. Ich selbst war natürlich Achill, und sie sollte mit ihren Freundinnen sich über uns Griechen unterhalten und meine Tapferkeit rühmen. Was die Mädchen über uns Buben plauderten, konnte ich freilich nicht verstehen; und so entsinne ich mich nicht, daß ich einen anderen Gewinn aus diesem glorreichen Kampfspiel davon trug als einen zerhauenen Helm und Schild und das beschämende Bewußtsein, vor Helena's Augen gegen meine stärkeren Gegner trotz meines Heldennamens den Kürzeren gezogen zu haben.

Für meine gute Mutter jedoch hatte die neue Wohnung außer anderen Vortheilen noch den, daß sie aus den Fenstern ihres Wohnzimmers die lange Kanonierstraße hinunterblicken und ihre beiden Söhne jeden Morgen eine Strecke weit auf ihrem Schulwege verfolgen konnte, den wir im Winter, wohl eingepackt in wollene Shawls, die sie selbst gestrickt hatte, antraten. Sie war überhaupt eine unermüdliche Strickerin, hatte sogar, während sie las, immer das Strickzeug in den Händen und verfertigte dazwischen künstliche Häkelarbeiten, große, roth und gelb gestreifte

Bettdecken für uns oder weite, wollene Tücher, die sie freigebig rechts und links verschenkte.

* * *

Als ich acht Jahr alt geworden war, kam ich auf das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium.

Hier sollte ich sogleich erfahren, daß man in der Schule des Hauses, zumal eines so liebevollen wie mein Elternhaus, Manches nicht lernt, was man im Leben, und wär's nur das Zusammenleben mit kleinen, oft nichtsnutzigen Schulkameraden, nicht ohne Schaden entbehren kann; daß es nicht genügt, ohne Falsch wie die Tauben zu sein, wie wir zwei so äußerst „wohlerzogenen" Brüder unseren theuren Eltern und Verwandten gegenüber es sein durften, sondern auch ein wenig klug wie die Schlangen, ohne welche Kunst man mit dem besten Willen sich nur allzu oft im Lichte steht.

Ich war durch den Unterricht meines Vaters und meines vortrefflichen Hauslehrers Valentin Kutscheit — er hat einen damals sehr gelobten Atlas der alten Welt herausgegeben — für die Sexta mehr als genügend vorbereitet, im Latein eigentlich schon für die Quinta reif. Daß ich nie im Deutschen einen besonderen grammatikalischen Unterricht erhalten hatte, mag für den Sohn und Enkel zweier Grammatiker seltsam erscheinen. Doch wurden wir auch auf dem Gymnasium mit theoretischen Lectionen in der Muttersprache verschont und lernten das Nöthigste von der Terminologie bei Gelegenheit des Lateinischen.

Da ich nun meine Schulaufgaben zu Hause aufs Gewissenhafteste machte und in den Schulstunden mit einer Art Andacht zu den Lehrern aufblickte, konnte es nicht fehlen, daß ich für einen Musterschüler galt und meinen Kameraden, die eine schlechte Censur ohne sonderliche Gewissensbisse hinnahmen, als Vorbild hingestellt wurde. Das hätten sie mir nun wohl verziehen, wenn ich mich im Uebrigen kameradschaftlich betragen und auch in den Raufereien auf dem Schulhof und bei den Possen, die gewissen wehrlosen Lehrern gespielt wurden, danach getrachtet hätte,

Immer der Erste zu sein und vorzustreben den Andern.

Das aber konnte mir nicht in den Sinn kommen, da ein Lehrer für mich eine geheiligte Person und das Balgen in den Zwischenstunden und auf der Straße verboten war. Ja, schlimmer als das: ich war von meinen Eltern zur unbedingtesten Wahrhaftigkeit angehalten worden und glaubte nun auch, wenn nach irgend einem muthwilligen Streich ein Verhör angestellt wurde, um den Thäter oder Rädelsführer zu ermitteln, verpflichtet zu sein, Alles was ich wußte, auszusagen, ohne in meiner blöden Unschuld ein Gefühl dafür zu haben, wie verächtlich die Rolle eines Denuncianten in den Augen aller tapferen Schelme ist, die für ihre eigenen Streiche einstehen und lieber unschuldig büßen, als gute Freunde einer noch so wohlverdienten Strafe zu überliefern.

So konnte es nicht fehlen, daß ich meinen Kameraden immer widerwärtiger und verhaßter ward, je mehr ich bei unseren Lehrern „in Thee kam", — (ein Ausdruck, der wohl daher stammt, daß Lieblingsschüler von ihren Lehrern dann und wann Abends in ihr Haus geladen zu werden pflegten). Ich selbst, durch meine Ueberlegenheit als kleiner Tugendbold verblendet, achtete nicht auf die sich mehrenden Zeichen der Abneigung, die ich hervorrief. Ich hielt es sogar für unrecht, schwächeren Kameraden bei ihren Aufgaben zu helfen oder gar eine Arbeit von ihnen abschreiben zu lassen, da die Lehrer dadurch betrogen worden wären. Und sicherlich spielte bei dieser Hypertrophie des Gewissens eine noch minder löbliche Eitelkeit auf meine Erfolge bei den Lehrern mit, zumal ich damals zu keinem meiner Kameraden ein herzliches Verhältniß hatte.

Daß so ein kleiner Heiliger zu Schaden kommt, wenn er es verschmäht, mit den Wölfen zu heulen, sollte mir auf eine beschämend lächerliche Weise klar gemacht werden.

Ich saß, wenn ich nicht irre, in der Quinta, als das Reformationsfest gefeiert wurde. Alle Schulen hatten broncene Medaillen zur Erinnerung an das Fest erhalten, die in der Art vertheilt werden sollten, daß auf jede Klasse nur eine kam, über deren

Verleihung an den besten Schüler die ganze Klasse abzustimmen hatte.

Als unser Oberlehrer die Stimmzettel ablas, die wir ihm eingereicht hatten, und auf jedem, außer meinem eigenen, mein Name stand, lief ein dumpfes Murren durch die Reihen der Bänke. Wie aber auch der letzte verlesen war, wieder mit meinem Namen, und der Lehrer erklärte: „So hat also Heyse einstimmig die Medaille erhalten" —, da brauf'te wie ein wahrer Sturm durch das Klassenzimmer der ebenso einstimmige Ruf: „Heyse nich! Heyse nich! Heyse nich!"

Statt mich meines Erfolges zu freuen, saß ich auf meinem Primussitze wie ein armer Sünder, der zu Pranger und Staupe verurtheilt wird, kalter Schweiß trat mir auf die Stirn, auch in dem Lächeln des Lehrers glaubte ich meine Schande zu lesen, als er sagte: „Ihr seid wunderliche Jungen. Warum habt ihr ihm denn die Medaille zuerkannt, wenn ihr sie ihm nicht gönnt? Nun muß es einmal dabei bleiben."

Bei allem Anderen aber, was zu dieser tragikomischen Scene geführt hatte, blieb es nicht. Von dieser Stunde datirte eine gründliche Reformation meiner Weltanschauung vom Standpunkt des Schülergewissens aus. Ich nahm eine entschlossene Trennung meiner häuslichen von meiner Gymnasiastenmoral vor und ließ es mir angelegen sein, mich mehr nach unten als nach oben beliebt zu machen.

Es gelang mir dies auch bald, obwohl ich darum die Gunst der Lehrer nicht verscherzte. Uebrigens war kein sonderliches Verdienst dabei, den ersten Platz zu behaupten, um den ich nur zuweilen mit einem guten Kameraden, dem Sohn eines armen Volksschullehrers, zu kämpfen hatte. Zufällig befanden sich in meiner Generation sehr wenige gute Köpfe, was auch daraus erhellt, daß sich kaum Einer von all meinen Mitschülern im späteren Leben hervorgethan und mich an seinen Namen erinnert hat, bis auf den einen v. Kardorff, mit dem ich täglich zweimal die lange Friedrichstraße hinab wanderte, ohne zu ahnen, welch eine parlamentarische Größe aus ihm erwachsen würde.

Hermann Grimm und sein Bruder Rudolf traten nur für ein oder zwei Semester in unsere Prima ein und besuchten dann ein anderes Gymnasium.

Von unserer alten Friderico-Guilelma aber ist so viel gesungen und gesagt worden, ich selbst habe meiner Dankbarkeit gegen sie bei verschiedenen Gelegenheiten lyrischen Ausdruck verliehen, und die „Chronik", die von ihren ehemaligen Schülern alljährlich verfaßt und auch mit Rückblicken in alte Zeiten ausgestattet wird, spricht so beredt zu ihrem Ruhme, daß ich an diesem Ort mich eines ausführlichen Eingehens auf meine Schuljahre enthalten kann. Nur zur Ergänzung des Allbekannten will ich bezeugen, wie weit entfernt wir waren, ein Gefühl der Ueberbürdung zu empfinden oder, so gründlich wir in den classischen Sprachen geschult wurden, über grammatischem Formelkram den Blick für die Schönheit der alten Welt, ihre Geschichte und Dichtung uns trüben zu lassen und als junge classische Philologen in herba das Interesse für die heutige Welt und ihre großen Aufgaben zu verlieren. Ob es sehr ersprießlich war, daß wir im lateinischen Aufsatz unreife Gedanken in ciceronianische Phrasen kleideten oder Cornelius Nepos mündlich ins Griechische übersetzen konnten, will ich dahin gestellt sein lassen. Doch übt man ja auch auf dem Turnplatz seine Glieder in allerlei kühnen akrobatischen Exercitien ohne einen anderen Zweck, als sie geschmeidig zu machen. Und so wird Keiner unter uns es bereut haben, dergleichen halsbrechende philologische Künste betrieben zu haben, statt, wie es die heutige Richtung auf die Realfächer mit sich bringt, sein Gedächtniß mit einem Uebermaß naturwissenschaftlicher Kenntnisse zu belasten, die doch nur halb verstanden und halb verdaut bleiben müssen und für eine spätere praktische Fortbildung eine sehr dürftige Grundlage bilden.

Was mich betrifft, so war ich für Chemie und Physik schon aus dem Grunde verdorben, weil mir das mathematische Organ vollständig versagt war. Was weder meinen Geist noch meine Phantasie anregte, fand keinen Eingang bei mir, und die Welt der Zahlen blieb mir so fremd wie die Geographie des Mondes.

Auch mein Gedächtniß sträubte sich gegen die Aufnahme von Allem, womit ich keine Anschauung verband, während ich, sobald ich von dieser Seite gewonnen wurde, außerordentlich leicht lernte und lange behielt. Ich habe auf einem Redeactus einmal den ganzen ersten Gesang der Odyssee auswendig griechisch vortragen können, gewiß zu geringer Erbauung der anwesenden Väter und Mütter. Dagegen kostete mich's große Mühe, nur das Nöthigste an historischen Jahreszahlen mir einzuprägen, selbst von den Zeiten, die mich durch die Ereignisse und Gestalten höchlich interessirten. Sobald aber eine Zahl ins Spiel kam, wurde mein Gedächtniß geradezu gelähmt; ich konnte mich dann nur im Allgemeinen orientiren, indem ich den Ablauf der Thatsachen in mir wieder recapitulirte.

Bis in die Untersecunda hatte ich mich in den mathematischen Stunden mitgeschleppt. Vor den Vega'schen Logarithmen machte ich ein für alle Mal Halt, wie ein müder Wanderer vor einem Urwalde, der ihm undurchdringlich scheint. Ein wenig muthiger zeigte ich mich der Trigonometrie gegenüber. Wo es galt, die Höhe eines Mastbaums oder eines Thurms zu berechnen, wenn zwei Dimensionen und der Winkel gegeben sind, machte ich mich fröhlich ans Werk. Man sah doch, wo und wie, und freilich kam es mir mehr darauf an, bei dieser Gelegenheit ein stattliches Segelschiff oder einen kühnen Festungsthurm zu zeichnen, als die Rechnung selbst richtig zu erledigen. Im Uebrigen verzichtete ich in den oberen Klassen entschieden darauf, daß mir noch einmal eine Erleuchtung kommen möchte, und zum Glück erbarmte sich unser verehrter Mathematiklehrer, Professor Schellbach, meiner unbezwinglichen Unfähigkeit, da er mich sonst als einen musterhaften Schüler kannte. Er drückte ein Auge darüber zu, daß ich in seinen Stunden Cooper's Romane oder Heine's Reisebilder las, und wenn die Anderen Rechnungen machten, die er dann zur Correctur mit nach Hause nahm, ließ er sich hernach stillschweigend von mir das Blatt reichen, auf dem ich mein Landschäftchen oder den Kopf eines meiner Kameraden gestrichelt hatte, und ergötzte damit seine Frau und Kinder.

Dieser eine Zug möge genügen zum Beweise, wie wenig pedantisch der Unterricht auf unserem Gymnasium betrieben wurde. Unsere einsichtsvollen Lehrer wußten, daß nicht allen Bäumen eine Rinde gewachsen ist und, was die Natur versagt hat, durch eisernen Drill nicht ertrotzt werden kann. Auch das Abiturientenexamen wurde in diesem Geiste abgehalten. Was ein Schüler im Ganzen werth war, welchen Grad der Reife sein Charakter erlangt hatte, wurde schärfer in Betracht gezogen als seine Leistungen in den einzelnen Examensfächern, zumal unter dem Druck der wenigen Prüfungsstunden. Mein theurer Schellbach, als die Mathematik an die Reihe kam und ich hülflos auf das weiße Blatt vor mir starrte, trat an mich heran und fragte: „Nu, nu, Heyse, was haben Sie denn zu Stande gebracht?" Ich zeigte ihm mit stummer Resignation nur die Aufgabe, die ich niedergeschrieben hatte. „Nu, nu," sagte er, „das werden wir schon herauskriegen. Ich würde das etwa so machen." Damit nahm er meine Feder und schrieb die Rechnung ausführlich hin, nahm auch hernach das Blatt, zu dem ich nichts hinzugefügt hatte, mir wie allen Anderen ernsthaft ab, und die Prüfung war bestanden.

* * *

Obwohl nun aber über der Thür der Pythagoräischen Schule die abweisenden Worte standen: „*μηδεὶς ἀγεωμέτρητος εἰσίτω* — kein ungeometrischer Kopf wage sich herein —", war ich doch früh mit heißer Begierde über allerlei philosophische Lectüre gerathen und hatte mir begreiflicher Weise, da mein Vater ein Anhänger Hegel's war, zunächst eine Vorstellung von dieser Philosophie zu verschaffen gesucht. Als ich merkte, daß das für ein fünfzehn- oder sechzehnjähriges Gehirn seine Schwierigkeiten hatte, verstieg ich mich, wohl durch den Titel angelockt, sogar zu der „Kritik der reinen Vernunft", an der mein Verständniß sich nun vollends als unzulänglich erwies. Ich klagte meine Noth nicht sowohl meinem Vater als unserem hochverehrten Professor Yxem, bei dem wir in Oberprima wöchentlich einmal eine trockene

Logik-Stunde hatten. Der seltsame Mann fand dies mein heimliches Studium natürlich verfrüht, so daß ich mich denn doch endlich meinem Vater anvertraute. Von ihm erhielt ich das treffliche „Handbuch der classischen Philosophie" von Ritter und Preller, wo ich die geschichtliche Entwicklung der Systeme in den entscheidenden Aeußerungen der einzelnen Denker im Urtext zusammengestellt fand. An diesen befriedigte ich, so gut es ging, meinen neugierig grübelnden Vorwitz.

Da ich hier aber Yrem's erwähnt habe, von dem wir in den beiden obersten Klassen im Griechischen und Deutschen unschätzbar gefördert wurden, will ich noch ein Geschichtchen mittheilen, das die Eigenart des seltenen Mannes erkennen lassen wird.

Für den deutschen Aufsatz war uns in der Oberprima die Wahl des Thema's freigegeben worden. Als dies zum ersten Mal geschah, schrieb ich ein ziemlich übermüthiges romantisches Capriccio über „Das Märchen", zu dem mich Clemens Brentano und, was den Stil betrifft, Heine angeregt hatte.

Als die Hefte dann vom Professor zurückgegeben und kritisirt wurden, nahm er das meine zuerst vor und theilte zur Probe die extravagantesten Stellen mit, sie aufs Unbarmherzigste wegen ihrer logischen Mängel und stilistischen Unmanieren verdammend, so daß ich tief gedemüthigt, zumal ich sonst im deutschen Aufsatz einer der Besten war, mit gesenktem Kopfe dasaß und die Censur am Schluß meiner Schreiberei gar nicht anzusehen wagte. Als ich es dann doch zu Hause über mich gewann, las ich zu meinem höchsten Erstaunen: „Mit Vergnügen gelesen. Yrem."

* * *

Ich muß aber aus der Schule in mein Elternhaus, aus der Prima in meine Knabenzeit zurückkehren, zumal ich an Anderen die Erfahrung gemacht habe, daß Schulgeschichten, so wichtig und merkwürdig sie Denen erscheinen, die sie erlebt haben, für jeden Unbetheiligten nur von geringem Interesse sind. Und so fürchte ich, in meiner Pietät für das so oft verwünschte und

doch so unvergeßlich geliebte altersgraue Haus an der Koch- und Friedrichsstraßen-Ecke schon allzu weit abgeschweift zu sein.

Das Gymnasium ist seitdem ausgewandert, und seine früheren Schüler haben ihm ein gerührtes Abschiedsfest gefeiert. Mein Elternhaus in der Behrenstraße hat sich nur einen Umbau gefallen lassen müssen, bei dem es eine elegante Façade und, wie ich vermuthe, auch eine völlige Erneuerung und Verschönerung im Innern erfahren hat. Die jetzigen Bewohner würden sich keine Vorstellung machen können, wie dürftig und schmucklos es damals aussah, wie einfach und altmodisch die Möblirung der Wohnungen im zweiten Stock war, die meine Eltern und Tante Marianne innehatten.

In der damaligen Zeit wußte man in noch so gebildeten Bürgerhäusern kaum etwas von einer künstlerischen Ausstattung der Räume. So kunstsinnig mein Vater war, und so früh ich selbst mich in Malerateliers herumtrieb und des Zeichnens befliß, Niemand fiel es ein, die Einrichtung unserer Zimmer mit alten Mahagoni-Möbeln, einem Potpourri auf dem Eckschrank und einem winzigen Teppich vor dem schwerfälligen Sopha spießbürgerlich zu finden.

Die Bilder an den Wänden waren Familienporträts, ein paar Kupferstiche, colorirte Schweizerlandschaften und eine Menge jener reizenden Miniaturbildchen auf Elfenbein, die heute leider durch die billigen Photographieen gänzlich verdrängt worden sind.

Nur in meines Vaters Arbeitszimmer hingen einige werthvolle Oelgemälde, das lebensgroße treffliche Bildniß Pestalozzi's und ein paar niederländische Genrebilder, von denen eines, das für einen Jan Steen ausgegeben wurde, noch heut mein Arbeitszimmer schmückt.

Es stammte aus der kleinen Gemäldesammlung, die mein Großvater zusammengebracht hatte, was damals selbst mit den Mitteln eines Töchterschuldirectors noch möglich war. Vor dem Spiegel auf einem niederen Schränkchen standen Rauch's geistreiche kleine Gypsstatuetten Goethe's und Wilhelm's von Humboldt,

oben auf dem Pult die lebensgroße Büste Hegel's; ein großes Porträt F. A. Wolf's in Kupferstich hing an der letzten freien Wand, während die ganze lange Wand gegenüber von der wissenschaftlichen Bibliothek ausgefüllt wurde.

Im Uebrigen waren wir Knaben in dem neuen Hause nicht allzu gut daran, hatten keinen Raum für uns, sondern mußten unsere Schularbeiten in der dunklen sogenannten „Berliner Stube" machen, die zum Eßzimmer diente und der allgemeine Durchgang war. Die beiden Zimmerchen, die nach dem Hofe gingen, wurden uns erst eingeräumt, als ich dreizehn Jahre alt war. Bis dahin gehörten sie den Pensionären, die mein Vater bei sich aufnahm, um seine finanzielle Lage zu verbessern. Der erste war ein Hamburger Kaufmannssohn, Adolf Schirmer, den sein Vater, da er schon ziemlich erwachsen war, in eine strengere Zucht zu geben wünschte. Der junge Mann ließ sich aber auch durch einen so erfahrenen Pädagogen nicht auf einen ersprießlichen Weg bringen. Mir imponirte er sehr, da er Dramen schrieb und mir auseinandersetzte, der Lustspieldichter müsse den Thorheiten der Zeit den Spiegel vorhalten. Nun arbeitete er lange an einem Lustspiel, das die Anhänger der Gall'schen Schädellehre geißeln sollte, und trieb sich halbe Tage und Nächte lang auf der Straße herum, „Studien nach dem Leben" zu machen, deren Nutzen für sein phrenologisches Stück meinem Knabengehirn nicht eben einleuchtete. In viel späteren Jahren ist mir sein Name als des Verfassers von Colportageromanen in Wien wieder aufgetaucht.

Erfreulicher waren ein paar junge Franzosen, Tribert, Demion und Anisson, die die Vorlesungen an der Universität besuchten und nach einander als Pensionäre meines Vaters eine Zeitlang in unserem Hause lebten. Sie fühlten sich bei dem deutschen Professor und seiner heiteren Frau, die beide Französisch sprachen, sehr wohl und ließen sich auch mit uns Knaben freundlich und zuthulich ein. Doch so sehr ich gewohnt war, mich in Alles zu fügen, was die Eltern bestimmten, begrüßte ich es doch wie eine Erlösung, als uns Brüdern endlich unser eigenes kleines Reich eingeräumt wurde.

Man hat in Süddeutschland stets unter anderer fable convenue über den Charakter der Berliner auch die sehr verkehrte Meinung von ihren anspruchsvollen Lebensgewohnheiten gehegt. Nichts irriger als dies. Wenn einzelne Parvenus, die auf Reisen gingen, überall die Nase rümpften und Nichts so gut fanden, wie sie es angeblich zu Hause hatten, so konnten diese widerwärtigen Berliner snobs nur für Diejenigen maßgebend sein, die sich in den mittleren und unteren Ständen der werdenden Großstadt nie umgesehen hatten. Bei diesen war vielmehr eine so große Genügsamkeit vorherrschend, wie sie in Bayern und Oesterreich nirgend in den gleichen Schichten der Bevölkerung anzutreffen war. Ihre Wohnungseinrichtung, die engen Höfe, in deren Tiefe kaum ein schwacher Sonnenschimmer fiel und doch ein schwindsüchtiges Gärtchen mit einer Bohnenlaube gepflegt wurde, die Landpartieen im Kremser nach Pankow, Stralau, dem Grunewald, bei denen der bescheidene Mundvorrath mitgenommen wurde, die Spaziergänge der Bürger- und Arbeiterfamilien zu den Wirthschaften in Charlottenburg und Schöneberg, wo kalte Schale getrunken wurde oder ein Zettel anzeigte „Hier können Familien Kaffee kochen", — dies Alles zeugte für eine Anspruchslosigkeit im Lebensgenuß, die dem Wiener oder Münchener unbegreiflich gewesen wäre. Berlin war eben noch keine reiche Stadt, und die Arbeiter, die es im Laufe des Jahrhunderts dazu machten, mußten sich noch entsagungsvoll nach der Decke strecken. Auch die geistigen Arbeiter, Beamte und Gelehrte konnten damals nicht daran denken, wie es schon um die Mitte des Jahrhunderts jeder leidlich wohlstehenden Münchner Familie als selbstverständlich erschien, alljährlich zur Sommerfrische vier bis sechs Wochen aufs Land oder in die Berge zu ziehen. Der Thiergarten mußte für die Bedürfnisse nach frischerer Luft selbst in den Hundstagen ausreichen. Aber mit dem Talent zur Selbstironie, daß dem echten Berliner angeboren ist, machte er aus der Noth eine Tugend, und von socialer Unzufriedenheit war damals noch Nichts zu spüren.

Auch ich habe bis in meine spätesten Jahre nicht aufgehört,

mich als „genügsamer Berliner" mit Humor in Manches zu schicken, was mir nothdürftig genügen konnte, wenn im Augenblick etwas Besseres nicht zu erreichen war. Damals vollends erschienen mir die beiden Hofzimmerchen als ein sehr stattliches Quartier. Wie bescheiden es ausgestattet war, kam mir eigentlich nie zum Bewußtsein, da der Reiz der Freiheit in eigenen Räumen mich allzusehr beglückte. Ich kam freilich in Häuser, wo es weit glänzender aussah, selbst in den Zimmern der noch die Schule besuchenden Söhne. Denn da mein Vater als ein Eingewanderter keine Familienverbindungen in Berlin besaß und mit seinen Collegen nicht viel von Haus zu Haus verkehrte, beschränkte sich unser geselliger Umgang fast ausschließlich auf die jüdischen Familien, mit denen meine Mutter schon vor ihrer Verheirathung befreundet gewesen war. Dies waren nun fast lauter reiche Häuser, vor Allem die verschiedenen Zweige des Mendelssohn'schen Stammes, der Patriarch Joseph Mendelssohn mit seiner feinen alten Frau Hinny, zu deren Hausfreunden Alexander von Humboldt gehörte, Alexander Mendelssohn, dessen einer Sohn, Franz, mein Altersgenosse war, Paul Mendelssohn, Felix' Bruder und gleich diesem meines Vaters Zögling, dann u. A. eine sehr musikalische Familie Rubens, bei der ich einmal, da ich mich überarbeitet hatte, einen Sommer lang Gastfreundschaft genoß. Sie hatten die Hälfte der Mendelssohn'schen Villa in Charlottenburg gemiethet, in deren großem Park ich mich lüften konnte. Auch sonst war's eine vergnügliche monatelange Ferienzeit, in der ich auch an guter Musik keinen Mangel litt. Noch ist mir der Besuch Marschner's in lebendiger Erinnerung, und die volle, reine Stimme klingt mir im Ohr, mit der seine schöne, rothhaarige (zweite) Frau Lieder ihres Mannes zum Klaviere sang.

Außer diesen waren meine Eltern gerngesehene Gäste bei dem Varnhagen'schen Ehepaar und jener trefflichen Madame Levy, deren Haus mit dem parkähnlichen Garten die jetzige Museumsinsel fast gänzlich einnahm. Die trotz ihres Uralters völlig geistesfrische Besitzerin sah jeden Donnerstag allerlei Gelehrte und andere notable Leute an ihrem Tische, und auch ich

als ein frühreifer Primaner wurde öfters dorthin mitgenommen und aufs Gütigste von der alten „Tante Levy“ behandelt.

Mit besonderer Dankbarkeit aber gedenke ich all des mannichfachen Guten, das ich in dem Hause der Leipzigerstraße genoß, in welchem späterhin der Reichstag seinen vorläufigen Wohnsitz aufschlug.

Im Erdgeschoß des Vorderhauses wohnte Felix Mendelssohn's jüngere Schwester Rebekka, die mit dem großen Mathematiker Dirichlet vermählt war, über ihnen die Familie Böckh. Das einstöckige Hinterhaus zwischen dem geräumigen Hof und dem weitgestreckten Garten hatte der Maler Wilhelm Hensel inne, der Felix' ältere Schwester Fanny zur Frau hatte. Zu allen früheren freund- und verwandtschaftlichen Fäden, die mich mit diesen trefflichen Menschen verbanden, kam noch die Schulfreundschaft mit ihrem einzigen Sohn Sebastian (dem späteren Herausgeber des reichen und anziehenden Memoirenwerkes „Die Familie Mendelssohn“). Diesen begleitete ich alle Sonnabende um Zwölf von der Schule aus nach Hause, um bei einem Schüler seines Vaters, Pietrowski, ein paar Stunden zu zeichnen, leider nach einer unglücklichen Methode, da ich nur große Gypsköpfe in sorgfältiger Durchführung nachzustricheln hatte. Ich blieb dann aber zu Tische dort und gewann eine warme Verehrung für die edle, hochbegabte Mutter meines Freundes, die trotz ihrer körperlichen Unansehnlichkeit mit den charaktervollen Zügen und dem ruhigen Blick ihrer schwarzen Augen einen beherrschenden Einfluß auf ihre gesammte Umgebung ausübte. Auch zu Sebastian's Vater hatte ich eine herzliche Zuneigung, schon um der Güte willen, mit der er meine junge Zeichenkunst aufmunterte. Er war durchaus an Charakter und der Art, sich zu geben, das Widerspiel seiner Frau, mit der er jedoch in der glücklichsten Ehe lebte: ein heiterer, gern witzelnder, zu Gelegenheitsversen stets aufgelegter guter Gesellschafter, bei Friedrich Wilhelm IV. wohlgelitten wegen seiner schwärmerischen Königstreue, in allen Häusern des hohen Adels eingeführt, wo er seine sehr conventionellen idealisirenden Bleistiftporträts zeichnete. Seit einem Kolossalbilde in

der Garnisonkirche, Christus vor Pilatus geführt, das die Höhe seines Könnens bezeichnete, hatte er nichts von Bedeutung mehr zu Stande gebracht.

Werthvoller aber als die malerischen Anregungen, die ich in diesem Atelier empfing, waren mir die musikalischen, die ich seiner Gattin verdankte.

Meine Erziehung in dieser Hinsicht war leider vernachlässigt worden. Klavierstunden, die ich eine Zeitlang bei einer meinen Eltern befreundeten Dame, Frau Johanna Zimmermann, genommen hatte, geriethen bald ins Stocken. Sie fanden in aller Frühe vor der Schule statt, wo mein Kopf theils noch unausgeschlafen, theils mit der Präparation auf die bevorstehenden Stunden erfüllt war. Im Gymnasium selbst nahm ich eifrig am Gesangunterricht Theil, da ich eine gute Stimme und ein treffliches Gehör und Gedächtniß hatte. Aber eine eigentliche Unterweisung im Technischen der Musik wurde uns nicht zu Theil; kaum daß wir die oberflächlichste Kenntniß der Noten gewannen. So habe ich bei großen Festaufführungen — wir wagten uns an Händel's „Messias", Haydn's „Jahreszeiten" und schwere kirchliche Cantaten — Solopartien frischweg und ziemlich fehlerlos zu singen gewagt, bloß nachdem ich sie einmal von unserm glänzendsten Solisten, dem Sohn des Tenors der königlichen Oper, Stümer, hatte vortragen hören. Meine vielfachen anderen Allotria neben den Schulfächern, Versemachen und Zeichnen, ließen für eine ernstlichere Pflege der Musik keine Zeit, ein so inniges Bedürfniß ich fühlte, meine musikalische Bildung zu fördern, wozu ich begierig jede Gelegenheit wahrnahm.

Damals waren die Symphonieconcerte vor dem Oranienburger Thor eben in Aufnahme gekommen, wo man gegen ein Eintrittsgeld von zwei guten Groschen unter der Leitung des Capellmeisters Liebig an gewissen Nachmittagen eine Symphonie und zwei Ouverturen classischer Meister zu hören bekam, in einem großen Saal, in welchem trotz des Tabaksqualms und Bier- und Kaffeegedüfts die andächtigste Stimmung herrschte. Ich kann nicht genug sagen, wie sehr ich diesen „populären Concerten"

für Kenntniß und Verständniß der unbegreiflich hohen Werke verpflichtet bin.

Vor dem Oranienburger Thore lag auch die Egells'sche Maschinenbau-Anstalt, neben der Borsig'schen damals in Preußen das größte Unternehmen dieser Art. Der Chef des Hauses war als ein Mitglied der katholischen Gemeinde mit meiner Tante Marianne bekannt geworden, und zumal die älteste Tochter, Elise, hatte sich eng an sie angeschlossen. So war auch ich in das Haus gekommen, hatte mich mit den Söhnen befreundet und für jene Elise eine große Verehrung gefaßt, da sie ihr unerfreuliches Verhältniß zu einer jungen französischen Stiefmutter mit klagloser Ergebung ertrug. Ich machte sie in allerlei jugendlichen Herzensnöthen zu meiner Vertrauten und weihte sie auch in die poetischen Versuche ein, die sich oft um sie selbst und meine Erlebnisse in ihrer Gesellschaft drehten. In diesem Hause machte ich auch die Bekanntschaft des um mehrere Jahre älteren Peter Cornelius, der mir zu weiterer laienhafter musikalischer Ausbildung verhalf. Er lebte mit Mutter und Schwester in ziemlich engen Verhältnissen in Berlin seinen Studien in der Composition, und es gereichte mir zu nicht geringer Aufmunterung, daß er — als der erste Musiker, der mir diese Ehre erwies — einige meiner Lieder componirte. So oft er mit seinen Kameraden Quartette spielte, durft' ich dabei sein, und ich horchte dann in meiner Sophaecke zu, bemüht, das verschlungene viersträhnige Ton-Gewebe genau zu verfolgen. Die geniale Natur des Freundes zog mich lebhaft an, auch seine stille kluge Schwester war mir sehr lieb geworden. Doch als der Jugendfreund später nach München übersiedelte, um dort zunächst die Partitur des „Cid" auszuarbeiten, wollten unsere Wege sich nicht wieder vereinigen, da ich seine Begeisterung für die Meister der Zukunftsmusik nicht zu theilen vermochte.

Alles aber, was mir an musikalischen Genüssen von verschiedenen Seiten zu Theil ward, wurde durch die Sonntags-Concerte in Fanny Hensel's Gartensaal überboten, zu denen ich ein für alle Mal Zutritt hatte.

Eine illustre Gesellschaft füllte den weiten Raum, doch war kaum Einer darunter, der nicht durch ein intimes Verhältniß zur Musik ein Anrecht auf seinen Platz beweisen konnte, und es galt durchreisenden musikalischen Celebritäten immer für eine hohe Auszeichnung, der Ehre einer Einladung zu diesen Morgenconcerten gewürdigt zu werden. Zu den Stammgästen gehörte neben Böckh der alte Steffens, dessen ehrwürdiges Gesicht die reinste Verklärung zeigte, während er dem geistvollen Spiel der Hausfrau oder dem Gesang ihrer Freundinnen lauschte, die Felix' liebliche Quartette vortrugen. Die breiten Glasthüren nach dem Garten zu standen offen; zuweilen schmetterte der Vogelgesang mit hinein. Hier wurde die „Letzte Walpurgisnacht", von dem Componisten soeben vollendet, zuerst aufgeführt und wie manche der schönen Klavierstücke und Lieder noch im Manuscript frisch vom Blatt gespielt und gesungen. Zuweilen kam auch der geliebte Bruder und Meister in Person von Leipzig herüber und verherrlichte eine dieser Matinéen durch sein wundervolles Spiel. Dann war der Saal wie in einen Tempel verwandelt, in welchem eine enthusiastische Gemeinde jeden Ton wie eine himmlische Offenbarung einsog.

Ich selbst stand neben Freund Sebastian zuhinterst auf der Schwelle des Nebenzimmers und reckte meine lange Figur auf den Zehen, um keinen Ton zu verlieren und die Gesichter zu betrachten, die sich um den Flügel reihten. Hier sah ich auch die blonde Löwenmähne des jungen Franz Liszt, der seinen ersten Triumphzug durch Berlin hielt, in der vordersten Reihe der Zuhörerschaft eine schöne blonde Gräfin, die hernach am Arm des glücklichen jungen Eroberers den Saal verließ. Einmal ragte auch das gewaltige Silberhaupt Thorwaldsen's über die Menge empor. Er war am Morgen vorher von drei Malern zugleich porträtirt worden, dem Hausherrn, Begas und, wenn ich mich recht erinnere, Eduard Magnus. Die drei alla prima gemalten Bildnisse standen noch im Atelier, dessen Flügelthür geöffnet war, um nach der Musik die Bewunderer des Meisters einzulassen. An einem anderen Tage fiel mir ein scharfgeschnittener Männer-

kopf von entschieden jüdischem Typus auf, in dessen Zügen ein Ausdruck gebieterischer Willenskraft und kalten Hohnes lag. Ich fragte Sebastian nach dem merkwürdigen Gesicht. Er nannte mir den Namen Ferdinand Lassalle, vom alten Böckh hier eingeführt, der ihm wegen seiner Abhandlung über Herakleitos den Dunkeln eine glänzende Philologenzukunft weissagte.

Auch die Concerte in der Singakademie besuchte ich fleißig, zumal eine alte Freundin, die Wittwe eines Kammergerichtsraths Gedike, die mit meiner Tante Marianne zusammenlebte, eine der Vorsteherinnen dieses ehrwürdigen Institutes war. Die künstlerische Haltung desselben war seit Zelter's Tode ein wenig gesunken. Ihr damaliger Director Rungenhagen galt für einen pedantischen und doch energielosen Anhänger der classischen Musik, der jedem frischen Hauch der neueren Zeit den Eingang wehrte. (Als man meiner Mutter erzählte, er sei krank, und man fürchte für sein Leben, erwiderte sie: „Da liegt wohl die Singakademie in den ersten Zügen?“[1]) Immerhin hatte ich auch hier Gelegenheit, mich an guter Musik zu erquicken und meine Kenntniß der hohen Meister zu vervollständigen.

Zu eigenem Komödiespielen auf einem Liebhabertheater war

---

[1]) Noch einige ihrer originellen Worte mögen hier angeführt werden. Als Jemand sie zu etwas überreden wollte und sagte: Die Sache ist doch an und für sich recht angenehm — erwiderte sie: „Ja, aber nicht an und für mich!“ — Ein Bekannter fragte: Ist Herr N. denn ein Jude? — Sie: „Das will ich meinen! Jude mit Jude gefüttert.“ — „Die L.'schen Kinder sehen aus, als ob ihre Mutter sie beim Trödler alt gekauft hätte.“ — „Der X. macht immer ein Gesicht, als ob er sich's übel nähme, daß er auf der Welt ist. Ich kann doch nichts dafür.“ — „Wenn N. lacht, sieht es aus, als ob er zu lachen eingenommen hätte.“ — „Ist das Concordiatheater (ein neuerbautes Liebhabertheater) hübsch?“ — Nicht besonders; sehr eng und dunkel. — „Also recht passend für Liebhaber.“ — „Es thäte mir sehr leid, wenn ich nächstens abrutschte. Ich habe mich sehr gern gehabt.“ — „Wenn man mir am jüngsten Tag nicht Equipage schickt, bleib' ich liegen.“ — Als man sie bei einem munteren Essen, wo viele Toaste ausgebracht wurden, aufforderte, auch eine Tischrede zu halten, sagte sie: „Nein, Kinder, meine Reden sind nicht so schwach, daß sie gehalten werden müßten.“

keine Gelegenheit, auch traute ich mir, so leidenschaftlich meine Neigung allem Dramatischen zugewandt war, ein schauspielerisches Talent nicht zu. Wenn es einmal sich fügte, daß ich bei einer Dilettanten-Aufführung bescheiden mitwirkte, war es nie in jugendlichen Rollen. In einem kleinen Lustspiel, das im Mendelssohn'schen Hause am Geburtstage von Felix' Mutter aufgeführt wurde, hatte ich den Papa von Mariechen Böckh, der späteren Frau Professor Gneist, zu spielen, und zog mich ohne sonderlichen Ruhm aus der Sache. Ein einziges Mal, in einem französischen Lustspiel, das eine Dame, bei der ich Conversationsstunde nahm, von ihren Schülern aufführen ließ, hatte ich einen jungen Ehemann vorzustellen und verliebte mich ein wenig in meine reizende Frau, der ich hernach in einer Menge französischer Gedichte, ohne das geringste Verständniß der fremden Verskunst, zu huldigen fortfuhr. Später aber, auf der Universität, wo Professor Geppert seine Schüler in Stücken des Plautus öffentlich auftreten ließ, gab ich eine Gastrolle als der joviale alte Micio in den „Menächmen", haud sine laude. Ich hatte aber früh einen zu klaren und hohen Begriff von dem, was zur Kunst des Mimen erforderlich war, als daß ich an der unzulänglichen Production von eigenen oder fremden Liebhaberkünsten Freude gehabt hätte, denen ich auch mein ganzes Leben lang sorgfältig aus dem Wege gegangen bin.

Zu Theatergenüssen kam ich seltener, wegen meines sehr bescheidenen Taschengeldes.

Den ersten vollen Eindruck einer richtigen Bühnenkunst empfing ich durch eine Posse im Königstädter Theater, „die Reise auf gemeinschaftliche Kosten", in der mich Beckmann's komisches Talent bezauberte. (Ich konnte ihm lange Jahre später, als er in Wien den Henoch in meinem „Hans Lange" so herrlich spielte, wie ich vor und nach ihm die Rolle von keinem Andern gesehen hatte, für diese erste theatralische Freude danken.) Mein erster Operneindruck war eine Aufführung des „Fidelio". Eine sehr liebe Freundin hatte meine Mutter an der Sängerin Milder, deren ich mich in der Rolle der Gluck'schen Iphigenie noch dunkel als einer imposanten Erscheinung mit herrlicher Stimme erinnere.

Das Königliche Schauspielhaus aber besuchte ich selten, und so vielgerühmt die dort auftretenden Künstler waren, sie hielten in meiner jugendlichen Empfindung den Vergleich nicht aus mit einer französischen Truppe, an deren Spitze das Saint-Aubain'sche Ehepaar und der jeune premier Mr. Péchéna standen. Und als vollends die Rachel zu einem längeren Gastspiel nach Berlin kam, versäumte ich keine ihrer Vorstellungen und verkaufte einige Schulbücher, um mein Parterrebillet bezahlen zu können.

Für unsere deutsche Komödie in Berlin war die große Zeit vorbei. Ludwig Devrient, Iffland, Seydelmann, Beschort lebten nicht mehr. Frau Crelinger mit ihren Töchtern und ihre männlichen Collegen machten mit ihrem correcten, etwas nüchternen Spiel stets den Eindruck, als vergäßen sie, selbst wenn es Figuren aus dem Volke darzustellen galt, keinen Augenblick, daß sie die Ehre hatten, königlich preußische Hofschauspieler zu sein. Erst später kam ein anderer Geist in diese Gesellschaft, und Döring, Dessoir, Liedtke, Gern Sohn, Hoppé und Berndal nebst einigen schönen und temperamentvollen Damen, dazu die unvergeßliche Frieb-Blumauer bildeten einen Künstlerkreis, der wohl den Vergleich mit dem Wiener Burgtheater aushalten konnte.

* * *

Mit diesen Erinnerungen bin ich endlich bis in die Zeit vorgerückt, die, wie alle Uebergangszeiten, unbehaglich durchzumachen sind, wo man, den Knabenschuhen entwachsen, noch nicht von den Jünglingen für Ihresgleichen, von den Männern vollends nicht für voll angesehen wird und bei einem Gespräch, in welchem man für seine Meinung noch so gute Gründe vorgebracht hat, sich sagen lassen muß: „Werden Sie erst älter, dann werden Sie von dieser Ansicht selbst zurückkommen." Die schönen Mädchen, denen man eine schüchterne Huldigung widmet, lassen sie sich gefallen, so lange kein reiferer Anbeter um den Weg ist, oder beim Tanz, wenn sie sonst keinen Tänzer fanden. Der hoffnungsvolle Primaner, der schon ahnungsvoll eine Welt im Busen trägt, geberdet sich in unbeholfener Blödigkeit zuweilen dreist und hoch-

fahrend, nur um seine Unsicherheit zu verbergen, und nimmt eine Zurechtweisung wie eine tödtliche Kränkung hin. Was man vom Glück der Jugend sagt, liegt vor und nach dieser unerquicklichen Zeit, in der gerade die feinsten und begabtesten Naturen das meiste Herzweh zu erdulden haben.

Ich selbst, obwohl auch mir solche Erfahrungen nicht ganz erspart blieben, kam doch gnädig genug durch, theils weil ein tiefgewurzelter Respect vor dem Alter in Gegenwart reifer Männer meine Zunge im Zaum hielt, theils weil ich meist mit Altersgenossen verkehrte, die weniger dialektisch geschult waren als ich und meine fürwitzigen Urtheile mir hingehen lassen mußten. In Mädchengesellschaften gereichte mir meine allzu grüne Jugend eher zum Vortheil, da ich schon früh für einen heimlichen Poeten galt, von dem gelegentlich angesungen zu werden es immerhin werth war, daß man ihm ein Ungeschick oder eine Dreistigkeit hingehen ließ.

In diese Zeit fällt meine Bekanntschaft mit Geibel und mein Eintritt in das Kugler'sche Haus. Was das Verhalten meiner Eltern zu den neuen Menschen, die mich nun an sich zogen, betrifft, so kann ich nicht verhehlen, daß meine gute, zärtliche Mutter den immer regeren Verkehr mit jenem Kreise freilich nicht ohne Eifersucht mit ansah. Auch mein Vater empfand es Anfangs schmerzlich, daß ich nun häufiger als sonst, oft mehrmals in der Woche, dem stillen häuslichen Theetisch fern blieb. Aber in seiner weisen liebevollen Seele gönnte er mir die Förderung meiner künstlerischen Bildung durch so treffliche Freunde wie Kugler und Geibel und die geselligen Freuden, die mir das Elternhaus nicht bieten konnte. Denn je schwankender sein körperliches Befinden wurde, je mehr zog er sich von allem geselligen Umgang zurück. Nur hin und wieder lud er einen Freund zu Tische, oder es stellte sich ein guter Bekannter oder einer seiner Schüler Lazarus und Steinthal Abends bei uns ein, um ihn über seine Sorgen und Beschwerden ein paar Stunden hinwegzuplaudern.

Dann aber, als ich die Eltern in meine zuerst noch heim-

liche Verlobung mit Kugler's Tochter einweihte, schon im Jahre 1851, begrüßten sie die neue Tochter beide mit wärmster Freude, und auch meine Mutter schloß meine Braut ohne Widerstreben in ihr leidenschaftliches, eifersüchtiges Herz, das nur für wenige Menschen Raum hatte, diese aber um so inniger festhielt. Für ihren in blindem Mutterstolz überschätzten Sohn war ihr die Beste gerade gut genug gewesen. Nun erschien ihr ohne weitere Prüfung als die Beste, die diesen Sohn glücklich machte.

Daß ihr die Trennung von Sohn und Tochter, die durch meine Berufung nach München nothwendig wurde, schwer zu ertragen war, ist begreiflich, und selbst die Befriedigung des mütterlichen Ehrgeizes durch die ehrenvolle Stellung in der Nähe des König Max konnte sie nicht ganz über den Verlust der täglichen Gegenwart trösten. Als dann im Winter des folgenden Jahres mein Vater starb, überkam sie vollends das Gefühl einer tödtlichen Vereinsamung.

Sie konnte sich aber nicht sofort entschließen, alle Bande, die sie an ihr heimathliches Berlin fesselten, zu zerreißen und zu ihren Kindern nach München überzusiedeln. Auch fand sie sich, dank ihrer lebensmuthigen, sanguinischen Natur, äußerlich wenigstens rascher wieder zurecht, als wir ihr zugetraut hatten. In der kleineren Wohnung, die sie bezogen hatte, empfing sie nach wie vor ihre alten Freunde; Schwester Marianne, die sie um acht Jahre überleben sollte, hielt getreu zu ihr; was sie von meinen dramaturgischen und literarischen Erfolgen hörte, bereitete ihr Festtage, und sie las meine Sachen, so wie sie erschienen waren, mit der lebhaftesten, völlig kritiklosen Begierde.

So lebte sie noch neun Jahre, und ich sorgte dafür, theils durch allwöchentliche Briefe, theils durch Besuche in Berlin oder unser Zusammenkommen in den Monaten der Sommerfrische, daß sie die Trennung nicht allzu schmerzlich empfand. Daß sie meine Kinder mit der zärtlichsten großmütterlichen Liebe umfing, brauche ich kaum zu erwähnen. Besonders meinen ältesten Sohn Franz hatte sie zu ihrem Liebling erkoren und konnte stundenlang mit dem Knaben scherzen und Unsinn treiben und ihm die

Liedchen vorsingen, mit denen sie uns Kinder belustigt hatte. Auch daß sie ihrer Schenklaune nun erst recht die Zügel schießen ließ, war natürlich. Zu allen Geburtstagen von Kindern und Enkeln kamen reiche Sendungen ihrer gütigen Hand — darunter nicht wenige selbstgestrickte Strümpfe für die erwachsenen bis zu den kleinsten Füßen —, und ihre Weihnachtskiste war ein unerschöpfliches Schatzhaus. „Wirst du mir auch nicht böse sein," schrieb sie mir mehr als einmal, „daß du nichts zu erben findest, wenn ich einmal mit meinem Einspänner aus der Welt hinauskutschirt sein werde?"

Als aber Jahr um Jahr verging, manche alte Freunde wegstarben, ihr Befinden, obwohl sie nie eigentlich krank war, doch zuweilen ihr zu schaffen machte, ihr lebhafter Geist jedoch immer noch Ansprüche erhob, die einer einsamen alten Frau nicht befriedigt werden können, fühlte sie ein immer zunehmendes Ungenügen und den heftigen Wunsch, Berlin, das ihr jetzt öde und kalt vorkam, mit unserm München zu vertauschen. So sehr ich bestrebt war, ihr jeden erreichbaren Wunsch zu erfüllen, konnte ich ihr doch nur zureden, auf diesen zu verzichten. Ich sah eine bittere Enttäuschung voraus, wenn sie, da man ohne Schaden keinen alten Baum verpflanzt, in ihren hohen sechziger Jahren ihr gewohntes Leben aufgegeben hätte, das ihr freilich mancherlei Verzicht auferlegte, wie er aber vom späten Alter in den meisten Fällen unzertrennlich ist. Meine Münchener Freunde waren ihr fremd. Die Kinder, mit denen zusammen sie zu leben hoffte, gingen in die Schule, meine Frau war durch häusliche Pflichten, ich selbst durch meine Arbeiten in Anspruch genommen. Sie hätte uns in der Nähe schmerzlicher entbehrt als in der Trennung und wäre sich vollends verloren und verlassen vorgekommen, wenn weder ihre Schwester noch alte Bekannte, die ihr immer noch treu geblieben waren, zu traulichem Geplauder sich bei ihr eingefunden hätten. Ja, schon ihre gewohnte Spener'sche Zeitung hätte sie schwer vermißt, und die Annoncen der „Neuesten Nachrichten" wären ihr keine Entschädigung gewesen für die Ankündigungen von Verlobungs- und Todesfällen mit alten Berliner

Namen und die Geschäftsanzeigen der Kaufleute, die ihr seit fünfzig Jahren bekannt gewesen waren.

Sie fügte sich endlich meinem eindringlichen Abrathen, und ich überzeugte mich, als ich ihr im Jahre 1863, nachdem ich im Jahr vorher in Meran meine junge Frau begraben hatte, auf ein paar Monate ihre beiden ältesten Enkel brachte, daß ihr Leben in der That nicht so verarmt und vereinsamt war, wie sie in sehnsüchtigem Ungenügen es darzustellen pflegte. Auch war es noch die alte geistige und leibliche Frische, all ihre Sinne standen ihr ungeschwächt zu Gebote, sie las ohne Brille, hörte den leisesten Ton, und der heitere Witz, mit dem sie jeden Besucher ergötzte, ließ Niemand die Stunde für verloren halten, die er bei der alten „Mama Heyse" zugebracht hatte.

Erst im folgenden Jahre mehrten sich ihre körperlichen Beschwerden, eine nahe Lebensgefahr aber schien bei ihrer glücklichen Constitution und der Unversehrtheit aller Organe nicht vorhanden. Dennoch wurde ich durch allerlei ängstliche Berichte alarmirt und war drauf und dran, im Herbst zu ihr zu reisen, um mich von ihrem Zustande mit eigenen Augen zu überzeugen. Sie selbst aber beruhigte mich wieder, und so fuhr ich am 20sten October nach Wien, um am Burgtheater der dritten Vorstellung meines „Hans Lange" beizuwohnen. Ich konnte ihr noch den glücklichen Erfolg telegraphiren und ahnte nicht, daß es die letzte Freude ihres Lebens sein sollte.

Wenige Tage nachher, als ich schon wieder bei den Meinigen in München war, rief mich ein Telegramm der Tante Marianne an ihr Sterbebett. Die Wassersucht, die langsam aufgetreten und oft wieder zurückgegangen war, hatte sich plötzlich edleren Theilen genähert, und der Arzt gab nur noch eine kurze Frist. Sie selbst, als ich um Mittag an ihr Bett trat, begrüßte mich mit ihrer alten Heiterkeit, ohne daß die Schatten des nahen Todes ihr Gemüth und ihren Geist schon verdunkelt hätten. Ich mußte mich zu ihr setzen, ihr von den Kindern und von der Wiener Aufführung erzählen, dann war ihre Hauptsorge, wie in früheren Tagen, was ich essen und wie ich Nachts gebettet sein würde.

Nur der etwas schwerere Athem ließ erkennen, daß schon vorgestern ein leiser Lungenschlag gedroht hatte sie hinzuraffen, und ihr liebevolles, großes Auge irrte unsicher umher. Aber ihre gute Laune verließ sie auch jetzt nicht. „Es geht noch nicht ans Sterben," sagte sie; „kein ordentlicher Mensch stirbt." Dann wieder: „Meine Mädchen sind treu, ich behalte sie auch beide. Wenn sie mich nur behalten! Aber das kann der liebe Gott ja wohl machen, es ist ja nur eine Kleinigkeit, wenn er sonst Lust dazu hat." — Als ich ihr Wasser reichte, scherzte sie:

„Ein Schlückchen nur
Dem Troubadour!"

Dann sprach sie noch von Iffland, halb im Traum und ganz abgerissen: „Er war sehr häßlich, aber ein sehr guter Schauspieler. Ja, er lebte in Mannheim. Kinder, ich spreche wohl irre, oder habe ich noch meine gerade Sprache? Ja, und Beschort war auch kostbar!" Dann verstand sie nicht mehr klar, was ich sagte, ihr Auge wurde immer trüber, die Lampe schien ihr dunkel, sie wußte nicht mehr, ob wir bei ihr saßen, und lag ganz still. Die schwache Flamme ihres Bewußtseins erlosch unmerklich, nur der Athem ging noch stundenlang aus und ein, bis auch der am Morgen des 27sten stillstand.

Ihre helle, heitere Seele war, wie sie sich's immer gewünscht hatte, heiter und ohne Kampf aus dem Leben geschieden.

II. Berliner Lehrjahre.

Es war im Herbst des Jahres 1846, daß ich zum ersten Mal über Geibel's Schwelle trat, ein sechzehnjähriger Primaner, dem zu Ostern des nächsten Jahrs das Abiturientenexamen bevorstand.

Schon lange hatte ich mich eifrig des Dichtens beflissen und zumal die Freuden und Leiden einer ersten Liebe, mit der es mir bitterer Ernst gewesen war, in unendlichen lyrischen Variationen, meist nach bekannten Mustern, gebeichtet. Auch an dramatischen Versuchen hatte es nicht gefehlt, und es war mir sogar gelungen, mit einem ersten fertig gewordenen Trauerspiel, „Don Juan de Padilla", den aufmunternden Beifall meines lieben Vaters zu erringen, der mein aufkeimendes poetisches Talent von früh an begünstigte, doch als der Pädagog und Sprachforscher, der er war, wenn ich ihm wieder einmal ein Heftchen mit Versen zeigte, sich lobender Kritik möglichst enthielt, dagegen sprachliche und Reimverstöße sorgfältig anmerkte.

Noch Eins, zu vielem Anderen, danke ich ihm. Er hielt streng darauf, daß ich jeden einmal angefangenen Entwurf zu Ende führte, auch wenn ich mitten in der Arbeit die Lust oder selbst den Glauben an den Werth des Stoffes verloren hatte. „Selbst aus einem verfehlten Ganzen," sagte er, „lernst du mehr als aus zehn leicht begonnenen und leichtsinnig aufgegebenen Fragmenten."

Außer ihm und einigen Schulfreunden wußte nur noch mein oben erwähnter Lehrer im Griechischen, Deutschen und der

Literaturgeschichte, unser trotz seiner vielen Wunderlichkeiten allgemein verehrter Professor Yxem, um meine heimlichen poetischen Jugendsünden, war aber weit entfernt, mich darin zu bestärken. Liebeslieder durfte ich ihm natürlich nicht zur Beurtheilung vorlegen. Ich wagte es aber hin und wieder mit einer Romanze oder Ballade im Uhland'schen Stil, nach dem Muster von „Der Wirthin Töchterlein". Nicht wenig betroffen war ich dann, als der grillenhafte alte Herr mit einer gewissen Gereiztheit mich warnte, in dieser Uhland'schen „Handwerksburschenpoesie" fortzufahren. Den Grund dieses wegwerfenden Urtheils über einen Dichter, der uns Allen so hoch stand, begriff ich erst später. Yxem war ein begeisterter Goethe-Verehrer. Für eine Abhandlung „Ueber Goethe's Charakter. Ein Versuch" hatte er von dem greisen Dichter ein anerkennendes Schreiben erhalten, das er als seinen größten Schatz bewahrte — die Sage ging: unter Glas und Rahmen über seinem Schreibtisch. So hatte er sich nun auch Goethe's Ansicht über den schwäbischen Dichter, „aus dessen Region nichts Tüchtiges, die Welt Bewegendes kommen könne", angeeignet, was mein jugendliches Gezwitscher im Volkston entgelten mußte.

Auch Geibel's erste Gedichte waren mir natürlich nicht unbekannt geblieben. Zur Nachahmung aber hatten sie mich nie angeregt. Ich bewunderte ihren Wohlklang, des Dichters reife Künstlerschaft in der Beherrschung aller Formen und die Wärme und Zartheit seiner Empfindung, und doch, sie machten mir weder kalt noch warm. Was ich in ihnen vermißte, hätte ich damals nicht klar zu bezeichnen vermocht: jene starke persönliche Eigenart, die mich in Heine's kleinen Liedern, seinen Nordseebildern und dem Romancero fesselte, und dann wieder den unwiderstehlich süßverworrenen Naturton Eichendorff's, der mich mit seiner einförmigen Melodie, den wenigen, unermüdlich wiederkehrenden Stimmungsklängen ganz in seinem Banne hielt.

So hätte ich nie daran gedacht, gerade Geibel's Bekanntschaft zu suchen, vollends nicht, ihn um sein Urtheil über meine poetischen Exercitien anzugehen. Er war funfzehn Jahre älter

als ich, ein berühmter Mann, der es schon zu einem halben Dutzend Auflagen gebracht hatte. Wie sollte er sich um die „Handwerksburschenpoesie" eines unbärtigen Gymnasiasten kümmern? Ja, wenn mich noch eine überschwängliche Verehrung zu ihm geführt hätte!

Daß ich trotzdem eines Tages an seine Thüre klopfte, und zwar als angehender Poet, der „schüchtern und beklommen" den Spruch des Meisters zu hören erwartet, damit war's in folgender seltsamer Weise sehr gegen meinen Wunsch und Willen zugegangen.

* * *

Während meines letzten Schuljahrs hatte ich mit dreien meiner nächsten Freunde eine poetische Gesellschaft gegründet, die wir den „Club" nannten. Einmal in der Woche fühlten wir das Bedürfniß, uns unsere Verse vorzulesen, und versammelten uns zu diesem Zweck in der Wohnung des Aeltesten unter uns, des Sohnes eines wohlhabenden Soldiner Bürgers, Richard G., der mit mir in der Prima saß, ziemlich weit zurück auf den hinteren Bänken. Er war ein heiterer, überaus gutherziger Kamerad, von seinem Papa der Obhut eines Schulvorstehers in Berlin anvertraut, der seinem Pflegling neben der Ueberwachung seiner Schulstudien Freiheit genug ließ, allerlei unschuldige Allotria zu treiben.

Zu diesen gehörte unter Anderem eine gelegentliche, aber ziemlich hoffnungslose Beschäftigung mit der edlen Poeterei, die auch mich und zwei andere Schulfreunde mit ihm zusammengeführt hatte. Denn er besaß, was ihn uns besonders liebenswürdig erscheinen ließ, eine schwärmerische Neigung, anzuerkennen, was ihm selber fehlte, so daß wir uns kein dankbareres Publikum wünschen konnten.

Der Zweite meiner Clubgenossen war Felix von Stein, der Urenkel von Goethe's Freundin. Das geringe Talent für Poesie, das er besaß, schien ihn doch wegen der Familientradition zu einiger Pflege und Ausbildung zu verpflichten, und noch viele

Jahre später, als er bereits glücklicher Gatte und Vater geworden war und sein Erbgut Kochberg, mit geringem Erfolge freilich, bewirthschaftete, hat er in den Zimmern, die Goethe mit kleinen runden Wandbildern in Sepia geschmückt, sich mit dramatischen Versuchen abgemüht, die höchstens damals in unserem Primaner-Club Anerkennung gefunden hätten.

Der Vierte im Bunde war ein entschiedenes dichterisches Talent, das fruchtbarste von uns Allen, Bernhard Endrulat.

Er stammte aus einer lithauischen Familie; die Eltern, in bescheidenen Verhältnissen lebend, waren, so viel ich mich entsinne, seit Jahren in Berlin angesiedelt, zwei hohe, stattliche Gestalten, von denen der Sohn die Statur und eine gewisse Zartheit des Wesens geerbt hatte. Er war ein oder zwei Jahre älter als ich, an Leib und Seele wohlgerathen, ein auffallend schöner, stolz und treuherzig in die Welt blickender Junge mit dunklen Locken, von dem seine Lehrer — er besuchte nicht mit uns das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium — nach seinen Zeugnissen zu schließen, die günstigste Meinung hegten.

Früh hatte sich bei ihm die Ueberzeugung festgesetzt, daß er zum Dichter geboren sei. Er erklärte dies auch mit naiver Feierlichkeit seinen Freunden, ohne daß er die Verse, die er mit unglaublicher Leichtigkeit hinwarf, schon für vollkommene Gaben der Muse angesehen hätte. Bald nachdem uns ein Zufall zusammengeführt, befreundete ich mich mit ihm aufs Herzlichste. Ich bewunderte sein Talent höchlich und stellte es weit über mein eigenes. Denn obwohl ich selbst in einer dichterischen Welt lebte und webte, war ich durchaus nicht klar darüber, ob ich zum Dichter und nicht vielmehr zum Maler berufen sei. Von Endrulat aber glaubte ich, daß ihm der Lorbeer des Poeten nicht fehlen könne. Meine neidlose Bewunderung ging so weit, daß ich mich unendlich geehrt und geschmeichelt fühlte, als er eines meiner kleinen sentimentalen Gedichte so hochschätzte, daß er es selbst gedichtet zu haben wünschte. Er schlug mir einen Tausch gegen eines der seinigen vor, das mir als ein unerreichbares Virtuosenstückchen erschienen war, und da ich ihn

ohnehin für den Reicheren hielt, ging ich ohne sittliche Bedenken auf diesen Glaukustausch ein. Meines eigenen Products entsinne ich mich nicht mehr. Das seine, das er als Motto vor ein Buch mit weißem Papier geschrieben hatte, ist mir im Gedächtniß geblieben:

Was ungereimt
Gereimt entkeimt,
Sich ungesäumt
Zum Verschen säumt,
Ob's gegen Zaum
Und Zügel bäumt,
Hier wird ein Raum
Ihm eingeräumt.

Zur Steuer der Wahrheit muß ich hinzufügen, daß ich von meinem wohlerworbenen Eigenthumsrecht nie Gebrauch gemacht habe.

Man würde aber eine falsche Meinung von dem hochgestimmten, schwärmerisch dichtenden und trachtenden Jüngling fassen, wenn man ihn im Verdacht hätte, dergleichen Formkünste hätten sein dichterisches Wesen ausgemacht. Vielmehr war er ganz erfüllt von den Freiheitsgedanken der vormärzlichen Zeit, in höherem Grade als irgend Einer von uns, und in schwungvoller Rhetorik huldigte er den abstracten politischen Idealen der Lyriker jener Tage, denen er auch später nicht untreu geworden ist.

Daß es um unser Naturgefühl nicht zum besten stand, wir uns vielmehr in diesem Gebiete mit wohlfeilem Anempfinden begnügten, wird Niemand von richtigen Berliner Kindern anders erwarten. Auch er war hierin mir nicht überlegen. Doch entsinne ich mich, welchen Eindruck die Verse in einem seiner Gedichte auf mich machten:

Melancholisch finster
Schwankt der gelbe Ginster.

Was wußte ich im Thiergarten oder der Hasenhaide von dieser wild wachsenden Pflanze! Als ich ihr später zuerst be-

gegnete, mußte ich freilich lachen, da ich dem heiteren Gesträuch, das mit heller Goldfarbe an den Bergabhängen leuchtete, nicht zutrauen konnte, jemals in finsterer Melancholie vor dem Auge des Dichters geschwankt zu haben.

Unsere Zusammenkünfte erfuhren auch im Sommer keine Unterbrechung. In jener anspruchsloseren Zeit war es ja noch nicht Sitte geworden für Jeden, der es irgend vermochte, sich aus dem Berliner Staube zu flüchten, und Felix von Stein's Eltern besaßen überdies ein Haus mit einem großen alten Garten in Schöneberg, das auch den „Club" oft gastlich beherbergte. Im Uebrigen bethätigte Felix sein literarisches Interesse weniger durch eigene poetische Beiträge als durch den Eifer, mit dem er sich an unseren ästhetischen Debatten betheiligte, wobei er, der Einzige unter uns grünen Jünglingen, eine Cigarre nach der anderen rauchte.

Auch der Soldiner Freund war nicht sehr productiv. Er erwarb sich aber auf andere Art ein erhebliches Verdienst um uns, da er ein besonderes Talent für die Kochkunst hatte. So ging er, oft während der Vorlesungen selbst, geschäftig ab und zu, um in der Küche nach dem Rechten zu sehen. Er „rumohrte" draußen, wie wir mit Bezug auf den Verfasser des „Geists der Kochkunst" von ihm sagten, wenn er zu lange fort blieb. Aus den geringen monatlichen Beiträgen, die wir zu unseren Symposien leisteten, konnte unmöglich die für unsere Begriffe oft glänzende Bewirthung bestritten werden. (Richard war stolz darauf, uns sogar einmal in die Geheimnisse der Béchamel-Sauce eingeweiht zu haben.) Da er aber einen reichlichen Wechsel hatte und es sich zur Ehre schätzte, in dem Poetenkreise wenigstens durch ein schätzbares Talent sich hervor zu thun, drangen wir nicht weiter auf genaue Abrechnung.

Das Getränk bestand in ein paar Flaschen jenes säuerlichen Josty'schen Biers, das nicht im Verdacht stehen konnte, uns die Köpfe zu erhitzen. Dafür sorgte jedoch nicht bloß die Begeisterung, mit der wir unsere eigenen Verse vortrugen; sie wurde überdies oft genug durch die offenherzigste Kritik gedämpft. In eine feurigere

Stimmung versetzten uns häufig die Werke der großen Dichter, die wir uns mit vertheilten Rollen vorlasen. Unter Anderem entsinne ich mich eines Abends, wo wir die „Iphigenie" gewählt hatten. Immer mächtiger ergriff uns die Herrlichkeit des wundersamen Gedichts, immer höher erhoben Endrulat und ich die Stimmen; unser Kochkünstler war von seinem Herde hereingeschlichen und hatte sich sacht auf einen Stuhl neben der Thür niedergelassen; im Sopha lag Felix mit zurückgesunkenem Haupt und geschlossenen Augen; wir achteten nicht darauf, daß wir Beide zuletzt allein lasen, bis tiefe, regelmäßig auf- und absteigende Töne vom Sopha her uns verkündeten, daß Einer aus unserem Bunde sanft entschlummert war. Zugleich drang ein brenzliger Mißduft aus der Küche herein, der verrieth, daß unser Abendessen Gefahr lief, als ein Brandopfer auf dem Altar der Dichtung für geringe Sterbliche ungenießbar zu werden.

Richard sprang erschrocken auf, dem Uebel draußen wo möglich noch Einhalt zu thun; träumerisch erhob sich Felix von seinem Lager und versicherte, nur einen Augenblick von der Macht der Schönheit überwältigt worden zu sein; wir Alle aber konnten durch dergleichen drollige Intermezzi in unserer gehobenen Stimmung nicht ernstlich gestört werden.

* * *

Was an diesen Abenden vorgelesen wurde, unterlag einer strengen Sichtung, nach welcher das für würdig Erklärte in das sogenannte „Clubbuch" eingetragen wurde, — ein Quartband mit dünnem, bläulichem Schreibpapier, in einer roth marmorirten Decke, so unscheinbar, wie sich's für die prunklose Beerdigung meist todtgeborener Musenkinder geziemte.

Es war unter uns ausgemacht, daß keinem profanen Auge der Einblick in diese Blätter gestattet werden sollte. Wir waren daher nicht wenig bestürzt und entrüstet, als Richard uns eines Abends mit verlegener Munterkeit gestand, er habe sich erlaubt, unser Clubbuch Jemand zu zeigen, und zwar keinem Geringeren als Emanuel Geibel, der es denn auch freundlich durchgeblättert

und geäußert habe, es werde ihm Vergnügen machen, die Verfasser persönlich kennen zu lernen.

Zu diesem Verrath hatte sich unser Freund auf folgende Weise verleiten lassen, wodurch sein Verbrechen allerdings in milderem Lichte erschien.

Das stille Haus nämlich am Enkeplatz Nr. 3, dicht an dem Gitter, das den Bezirk der Sternwarte abgrenzte, stand in besonderer Musenhuld. Im ersten Stock wohnte der Schulvorsteher, Schuft mit Namen, Richard's ehrsamer Nähr- und Pflegevater, bei dem unsere dichterischen Conventikel stattfanden, der zweite Stock beherbergte Robert Prutz mit seiner Familie, im dritten hatte Emanuel Geibel ein paar möblirte Zimmer inne. Trotz unserer Neugier, wie wohl ein wirklicher, schon gedruckter lebendiger Dichter aussehen möge, hatten wir keinen Versuch gemacht, mit den „höheren Mächten" in Verkehr zu kommen. Richard aber, als Hausgenosse, war beiden Dichtern zuweilen auf der Treppe begegnet und mit Geibel insbesondere in ein freundnachbarliches Verhältniß getreten, da er sich erboten hatte, ihm Federn zu schneiden.

Dabei hatte der berühmte Mann sich einmal zu der Frage herabgelassen, ob er etwa auch Verse mache. Erröthend hatte Richard seine eigenen lyrischen Sünden verleugnet, dagegen von dem Talent zweier Freunde groß Rühmens gemacht und endlich zum Beweise, daß er nicht übertreibe, das Clubbuch ausgeliefert.

Nachdem der Sturm unserer sittlichen Entrüstung verbrauf't war, sahen wir ein, daß wir die Folgen dieses Vertrauensbruches wohl oder übel auf uns nehmen mußten. So stiegen wir am nächsten Vormittag mit einigem Herzklopfen in den dritten Stock hinauf. Der Empfang aber, der uns zu Theil wurde, verscheuchte bald jede Beklommenheit.

Auf dem Schreibtisch freilich, von dem der Dichter sich erhob, uns mit herzlichem Händedruck zu bewillkommnen, lag das corpus delicti, unser Buch in dem roth marmorirten Einband. Das peinliche Verhör aber, das wir fürchteten, unterblieb.

Geibel, damals einunddreißig Jahre alt, begrüßte uns mit väterlichem Wohlwollen als hoffnungsvolle junge Leute, deren löbliches Streben mit seinem Rath zu fördern ihm Freude machen würde. Er hielt uns, da wir selbst bescheiden verstummten, eine schöne kleine Rede über die Pflicht, durch strenge Selbstzucht sich der Gunst der Musen werth zu machen. Vor Allem sollten wir uns bemühen, etwas Rechtes zu lernen, mit allem Wissen der Zeit unseren Geist zu nähren, da der Dichter auf der Höhe seiner Zeit stehen müsse, wenn er ihr Leitstern werden wolle. Der sonore Klang seiner Stimme und die priesterliche Wärme, mit der er sprach, machten einen tiefen Eindruck auf mich. Er hatte sofort mein junges Herz gewonnen, weit sicherer, als wenn er sich auf die freundlichste Kritik meiner Verse eingelassen hätte. Mit einer Art Ehrfurcht betrachtete ich das von braunem, lockigem Haar — damals noch reichlich genug — umrahmte, groß geschnittene Gesicht, aus dem unter der schönen Stirn die hellen, feurigen Augen uns gütig anblickten. Im Ganzen freilich hatte ich mir einen Dichter anders vorgestellt. Mit dem alten grünen Schnürrock und dem lose umgeschlungenen Tuch um den offenen Hals machte die stämmige, untersetzte Gestalt mehr den Eindruck eines alten Studenten oder eines etwas verwahrlos'ten französischen Troupiers, an den auch der starke Schnurr- und Knebelbart erinnerte. Es war mir aber lieber, ihn so finden, als wenn er in der Gestalt eines Barden oder Troubadours erschienen wäre. Dazu waren seine Worte denn doch von dem tiefen lyrischen Hauch durchweht, der seinen Gedichten ihren Reiz verlieh, und wie er sich nun mit jedem Einzelnen von uns über seine persönlichen Verhältnisse und Lieblingsstudien unterhielt, ganz anders, als wir es von den ebenfalls sehr verehrten Professoren unseres Gymnasiums gewohnt waren, fühlten wir doch, daß er von einer Menschenart war, der wir bisher noch nicht begegnet waren.

Dazwischen warf ich verstohlene Blicke auf das Blatt, an dem er eben geschrieben hatte. Ich glaube, es war eine Scene seiner Albigenser-Tragödie, mit der er sich lebenslang tragen sollte, ohne sie zum Abschluß zu bringen. Zum ersten Mal sah

ich ein im Entstehen begriffenes Manuscript eines Meisters, und auch die großen, etwas schwerfälligen Züge seiner Handschrift mit ihren Haken und Schwänzen imponirten mir höchlich.

* * *

So verlief unsere erste Begegnung zu unserer großen Befriedigung, und wir ertheilten im Hinuntergehen auf der Treppe dem Verräther feierlich Absolution, was der gute Junge mit der Bemerkung, er habe ja vorausgewußt, daß wir ihm noch danken würden, achselzuckend hinnahm.

Dann führte er mich bei Seite und vertraute mir, die Gedichte im Clubbuch, die Geibel als besonders talentvoll bezeichnet habe, seien fast alle von meiner Hand geschrieben gewesen, was natürlich Bernhard gegenüber Geheimniß bleiben müsse.

So sehr dies meinen nicht allzu lebhaften Ehrgeiz aufstacheln mußte, befremdete mich's doch nicht wenig. Ich hatte Endrulat's Talent für das weit bedeutendere und reifere gehalten. Als ich dann aber das erste Mal von Geibel's Aufforderung, ihn auch einmal allein zu besuchen, Gebrauch machte, erkannte ich an seinem freundlichen Eingehen auf einzelne meiner Lieder und Romanzen, daß es ihm jedenfalls Ernst damit war, wenn er in meinen noch vielfach unbeholfenen, naiven Anfängen etwas fand, was er in den weit flüssigeren, doch oft conventionell-pathetischen Versen meines Freundes vermißte.

Doch ermahnte er mich, in diesem Winter mich des Versemachens möglichst zu enthalten und erst das Gymnasium zu absolviren. Er wolle mich auch erst dann bei Franz Kugler einführen, mit dem er in herzlicher Freundschaft verbunden war, und von dessen Urtheil über alles Künstlerische er die höchste Meinung hatte.

Eines meiner Gedichte — eine Art Monolog der Niobe vor ihrer Versteinerung, deren Eintritt den Fluß der Terzinen zum Stocken brachte — hatte er schon jetzt dem Freunde gezeigt und beurtheilte nun das Gedicht sehr eingehend. Ich hatte mich ja auch von meinem Vater einer strengen Kritik zu er-

freuen gehabt. Doch obwohl dieser selbst eine feine poetische Ader hatte, wovon ich manches Zeugniß bewahrte, — die letzten Geheimnisse des lyrischen Métiers waren ihm doch nicht aufgegangen, während wohl kaum ein deutscher Dichter sie je in so vollem Maße besessen hat wie Emanuel Geibel.

Ihm war nicht nur das feinste Ohr für den sinnlichen Reiz des dichterischen Ausdrucks eigen, auch das sicherste Gefühl für die Einheit des Stils und das klarste Verständniß für Alles, was die innere Form betraf. Sein angeborenes Kunstgefühl war aus drei Quellen genährt und geläutert worden: dem Studium der Alten, besonders der Griechen — mit Ernst Curtius war es ihm ja vergönnt gewesen, ein paar schöne Jugendjahre in dem classischen Lande selbst zu verleben, — dann aus der Bewunderung Goethe's und endlich nicht zum wenigsten aus einer genauen Kenntniß der zeitgenössischen französischen Lyriker. Es war ihm aber gelungen, alle diese Elemente so in sich zu verarbeiten, daß aus ihrer Verschmelzung ein eigener Klang hervorging und von Nachahmung kaum hie und da die Rede sein konnte. Es hat größere lyrische Dichter gegeben als ihn; wohl nie einen größeren lyrischen Künstler.

Das sollte auch mir zu gute kommen. Denn wenn der Dichter auch „den Gehalt in seinem Busen" keiner menschlichen Schulweisheit verdanken kann, sondern seiner innersten Natur und dem lebendigen Leben, bringt er „die Form in seinem Geist" doch nicht fertig mit auf die Welt und darf es als ein Glück betrachten, wenn ein richtiger Meister ihm hilft sie auszubilden.

Wie einem lyrischen Motiv am einfachsten und schlagendsten Alles abzugewinnen sei, was es an Stimmungsreiz und seelischem Werth enthält, wie, wenn der erste Hinwurf vorliegt, eine sorgsame Feile anzuwenden, nicht so sehr zur tadellosen äußeren Glättung, sondern um jede verbrauchte, flache oder bloß rhetorische Wendung durch eine charakteristischere, eignere zu ersetzen, darüber gingen mir durch Geibel's Winke ganz neue Lichter auf. Das Geheimniß des Adjectivs wurde mir klar, das mir freilich schon beim Lesen Heine'scher Lieder, der Goethe'schen ganz zu

geschweigen, aufgedämmert war und sich vollends enthüllen sollte, als ich einige Jahre später Mörike kennen lernte. Geibel zeigte mir an manchem meiner eigenen Jugendlieder, wie durch ein unermüdliches „Nach-innen-feilen" zuweilen ein paar unbedeutende Strophen, die aber einer echten Stimmung entsprungen waren, zuletzt doch einen intimen, persönlichen Reiz gewinnen konnten. Auch wie viel darauf ankommt, richtig anzufangen und zur rechten Zeit zu enden, vor Allem „nicht aus dem Stil zu fallen", das heißt, in einem Gedicht, das in einer bestimmten Tonart, etwa im Volkston, gehalten ist, keine Wendung zu gebrauchen, die einer höheren literarischen Sphäre angehört oder umgekehrt, wurde mir jetzt erst klar. Um nur ein Beispiel anzuführen: ich hatte, durch eine französische Lebensbeschreibung Bayard's, des Ritters ohne Furcht und Tadel, angeregt, einen Romanzen-Cyclus nach dem Muster von Herder's „Cid" verfaßt, den ich Geibel nun auch lesen ließ. Was er davon hielt, ist mir nicht mehr erinnerlich. Es muß wohl nicht viel gewesen sein, da ich es nicht der Mühe werth hielt, das Heft aufzubewahren. Nur eine einzige dieser Romanzen habe ich später in meine Gedichte aufgenommen, die letzte, die den Tod des Helden erzählt, wie er nach dem ergreifenden Begegnen mit Karl von Bourbon,

Prinz Bourbon, der gegen Frankreich,
Gegen seinen König kämpft,

verwundet im Thal der Sesia an einen Baum gelehnt, verscheidet. Der Sieger —

Klirrend in dem Eisenharnisch
Schwingt er sich von seinem Rappen,
Tritt zu jenem Vielverehrten,
Spricht zu ihm, indem er weint:

„O Bayard, dein herbes Scheiden,
Wie zerreißt es mir die Seele!" —
Doch Bayard — mit dem Verräther
Tauscht er weder Wort noch Blick.

Schaut noch einmal auf zum Himmel,
Wendet sich und ist verschieden —

Hieran schlossen sich in meiner ersten Fassung noch einige Verse, die den Eindruck der stummen Verdammung des Verräthers warmherzig schilderten. „Dadurch schwächst du den Schluß des Gedichts", sagte Geibel. „Hier ist die äußerste Kürze geboten, kein Wort sentimentaler Empfindung, das dem Hörer vorschreibt, was er selbst dabei zu empfinden habe. Ich würde einfach schließen:

Nie seit dieser Stund' hat Jener
Mehr gelächelt, wie man sagt.

Stoße dich nicht an die letzte trockene Wendung. Auch in den spanischen Romanzen begegnen wir dergleichen scheinbar prosaischen Versen, die eben dadurch das Gedicht als ein echt volksthümliches legitimiren und stilgemäßer sind als die schönste lyrische Phrase."

Ich entsinne mich, daß ich damals nur mit geheimem Widerstreben seinem Rathe folgte. Bald jedoch ging es mir auf, daß es das einzig Rechte gewesen war.

Es währte nicht lange, so trug mir der verehrte Freund und Meister das brüderliche „Du" an, in das ich mich trotz des Gefühls meiner Unterordnung leicht genug fand. Er hatte von Anfang an sein geistiges Uebergewicht über meine grüne Primanerweisheit nie mit kühler Gönnermiene geltend gemacht, sondern nur wie der gereifte ältere Bruder gegenüber dem jüngeren. Zeitlebens hat er es geliebt, mit jüngeren Talenten sich von vornherein auf den Fuß eines kameradschaftlichen Verhältnisses zu stellen. Julius Grosse, Heinrich Leuthold, Hans Hopfen können es bezeugen, wie einfach menschlich der als schroff und hochfahrend Verschrieene ihnen entgegenkam. Gerade weil er sehr wohl wußte, was er werth war, lag ihm nicht daran, äußerlich den noch Unausgereiften gegenüber seine Würde zu wahren, und eine kleinliche eifersüchtige Regung vollends konnte ihn niemals anwandeln. Wie denn überhaupt der vielberufene Künstlerneid immer das Zeichen einer Unsicherheit des Selbstgefühls, die unheimliche geheime Furcht der eigenen Unzulänglichkeit in ehrgeizigen Halbtalenten zu sein pflegt, mit der sich dann

doch eine thörichte Eitelkeit und Selbstüberschätzung sehr wohl verträgt. Ein Anderes ist die bittere Empfindung, die den Edelsten, Neidlosesten überschleichen kann, wenn er „des Ruhmes heil'ge Kränze auf der gemeinen Stirn entweiht" sieht. Wo ihm dies begegnete, konnte auch Geibel in eine heilige Empörung gerathen, die dann von urtheilslosen Anhängern jener falschen Größen als selbstsüchtige Ueberhebung gedeutet wurde. Den wahrhaft Großen gegenüber war Niemand bescheidener als er.

Und doch hätte mancher Andere sich durch den raschen Ruhm, den ihm der erste Band seiner Gedichte eintrug, verblenden lassen können. Zu diesem ungewöhnlichen Erfolge hatten, außer dem inneren Werth dieser Dichtungen, mancherlei äußere Umstände mitgewirkt.

Als Geibel auftrat, waren die Zeiten der zweiten Romantik eben vergangen. Der letzte ihrer Jünger, Eichendorff, hatte seine Laute oder „Mandoline", mit der er auf den Spuren seines „Taugenichts" „durch die überglänzte Au" geschritten war, an den Nagel seines Amtszimmers gehängt und nahm an der Bewegung der Zeit nur noch in seltsamen kritischen und literarhistorischen Expectorationen Theil. Heine war eine dichterische Großmacht für sich, deren Anhänger sich in zwei Lager theilten, die aufrichtigen Poesiegläubigen, die, wie ich und meine Freunde, in ihm den größten Lyriker nach Goethe sahen, und das „Junge Deutschland", an dessen Spitze Gutzkow jede Poesie, die nicht der Zeit diente und in dem Kampf der Geister ihre Fahne flattern ließ, als ein müßiges Spiel verachtete, Heine aber wegen seiner genialen satirischen Brandraketen in Vers und Prosa seine romantischen Lieder verzieh. Wir Jüngeren aus dem Kugler'schen Kreise waren, obwohl das Stichwort l'art pour l'art noch nicht ausgegeben war, innigst davon durchdrungen, daß alle sogenannte „Tendenzpoesie" vom Uebel sei, worin wir allerdings in so weit Recht hatten, als es stets nur Wenigen der Größten gelungen ist, aus der Tagesstimmung heraus eine Dichtung zu schaffen, die wie der unsterbliche Ritter von la Mancha das Gelegenheitsinteresse weit überdauert. Von den Dichtern, die ein

politisch Lied im Sinne der vormärzlichen Freiheitssänger zwar nicht für ein garstig Lied erklärten, aber selbst in der stürmischen Zeit schwerer politischer Krisen an dem Recht der Dichtung, sich an die ewigen Mächte der Menschenbrust zu wenden, festhielten, waren einige der begabtesten, Fontane, Storm, vor Allem Gottfried Keller, noch nicht an den hellen Tag hinausgetreten, Mörike in Norddeutschland so gut wie unbekannt, und nur Freiligrath's fremdartig glänzende Erscheinung wurde in den etwas matt gewordenen Musenalmanachen als ein aufleuchtendes, vielverheißendes Meteor bewundert.

In diese theils nüchterne, theils überhitzte Stimmung der Geister trat Geibel's Muse mit ihren melodischen, seelenvollen Klängen in der That wie das Mädchen aus der Fremde hinein. Es war, als wäre der Begriff der wahren Poesie, die vom Herzen zum Herzen spricht, eine Weile verloren gewesen und nun wieder aufgefunden worden. Man freute sich, wenn auch unter den politischen Ungewittern der Himmel einzustürzen drohte, doch noch eine Lerche davonkommen zu sehen, deren süßer Ton die Herzen erquickte. Hier war von keiner „Tendenz" die Rede, von keinen witzigen, spitzigen Sarkasmen oder Sturmliedern einer revolutionären Kämpferschaar: die alten, ewigen Gefühle, Liebe, Andacht zur Natur, Feier der Schönheit und gläubige Hinwendung zu einer göttlichen Weisheit, die über allem zeitlichen Weltschicksal thront, waren die bewegenden Mächte in der Brust dieses jungen Dichters, der daneben doch auch schon zu erkennen gab, daß er in dem politischen Kampf dieser Tage seinen Mann zu stehen gedenke.

Es war daher kein Wunder, daß nicht bloß „Backfische" und zartgestimmte Frauen für den neuen Dichter „schwärmten", sondern auch ernste Männer, die in ihrer Gesinnung sich von dem scharfen, nüchternen Ton des Jungen Deutschlands und Heine's gottloser Genialität abgestoßen fühlten, durch den Hauch von Innigkeit und heiterer Schönheit, der alle Dissonanzen auflös'te, für Geibel gewonnen wurden. In den Kreisen der Aristokratie kam noch die Genugthuung hinzu, daß endlich einmal wieder ein

Dichter auftrat, der aus seinem von dem geistlichen Vater überkommenen Christenglauben kein Hehl machte.

Zu allen Zeiten hat Geibel Werth gelegt auf aristokratische Verbindungen, doch ohne jemals seiner eigenen Würde etwas zu vergeben. Vielmehr durchdrang ihn dabei das Bewußtsein der Ebenbürtigkeit des Talents mit dem Adel der Geburt, die hohe Meinung von der Glorie des Dichterberufs nach dem Worte Schiller's:

Es soll der Sänger mit dem König gehn;
Sie beide wandeln auf der Menschheit Höh'n.

Keine persönliche Eitelkeit war dabei im Spiel, nur der Anspruch, in diesen exclusiven Regionen als Vertreter seines Standes von Macht zu Macht behandelt zu werden. Wie er denn auch sonst von der Schwäche, auch nach dem Beifall Solcher zu streben, die er nicht für voll nahm, völlig frei war. Auch er wußte, daß wir die Welt in unseren Freunden sehen müssen, wenn wir verdienen sollen, daß die Welt von uns erfahre.

In jenem Winter aber klagte er oft, daß er sich in zu viele gesellige Beziehungen verstrickt habe, die mehr von ihm forderten, als sie ihm zu geben im Stande waren. Man scheute sich nicht, seine Gefälligkeit und sein leicht improvisirendes Talent zu allerlei privaten Zwecken zu mißbrauchen. So erinnere ich mich, daß ich eines Tages, als ich ihn besuchte, ihn noch im Bette fand. Er war immer ein Langschläfer und mußte sich damit necken lassen, daß er das schöne Gedicht:

Wer recht in Freuden wandern will,
Der geh' der Sonn' entgegen —

wohl nur nach Hörensagen verfaßt habe.

Diesmal war es schon hoher Mittag. Aus den Kissen auffahrend, erklärte er mir, er sei die letzte Nacht erst gegen Morgen zu Bett gekommen. In der Gesellschaft, in die er geladen war, habe eine junge Gräfin einen schwachen Augenblick benutzt, ihn um ein Gedicht zur silbernen Hochzeit ihrer Eltern zu bitten. Er habe es nicht abschlagen können und, als er gegen zwei Uhr nach Hause gekommen, noch die erste Strophe hingeworfen, da

die Feier nah bevorstehe. „Thu mir nun den Gefallen und mache die beiden folgenden. Dies und das ungefähr habe ich darin sagen wollen, mir brummt aber noch der Kopf von der Ananasbowle und dem schlechten Schlaf. Ich brächte in dieser Verfassung nichts Gescheidtes zu Stande."

Ich brauche nicht zu versichern, daß mir kein König der Welt eine höhere Ehre hätte erweisen können, als er durch diesen Auftrag. Ich fand richtig auf dem Schreibtisch im Nebenzimmer das Blatt mit der großen, diesmal etwas unsicheren Schrift des Freundes, eine achtzeilige Strophe, die an das Glück der ersten, grünen Hochzeit erinnerte; die zweite sollte der silbernen gewidmet sein und die dritte mit dem üblichen Ausblick auf das Gold des Greisenalters schließen. Die nächtliche Inspiration hatte nicht eben einen besonders neuen, tiefsinnigen Gedanken eingegeben, dessen Ausführung einem Anfänger schwer gefallen wäre. Als denn auch nach einer Viertelstunde der Verfasser der ersten Strophe, wie er den Federn entstiegen war, nur mit einer Unterhose und der grünen Pekesche bekleidet, mit finsterer Stirn, die Locken wirr ums Haupt flatternd, bei mir eintrat, war das gemeinsame Werk schon beendet. Er ließ es sich vorlesen, nickte eine kurzes „Gut!", bat mich, das Gedicht abzuschreiben, und nachdem er seinen Namen mit gewaltigen Haken darunter gesetzt hatte, steckte er das Blatt in ein Couvert und schickte es sofort durch seinen Stiefelputzer an die gräfliche Adresse.

* * *

Was aber den Gegenstand unserer häufigsten und eifrigsten Unterhaltungen bildete, war keineswegs, wie man nach all diesem voraussetzen möchte, die lyrische Poesie, sondern die dramatische.

Sein ganzes Leben hindurch war Geibel mit dramatischen Projecten, Scenaren und halb ausgeführten Scenen beschäftigt, und kein Thema griff er begieriger auf, als das Problem der dramatischen Technik, „das Geheimniß des Dramas", wie er es zu nennen pflegte. Fertig geworden war von all seinen jugend-

lichen Entwürfen nur ein „König Roderich"; der „Meister Andrea", den er zuerst unter dem Titel „Die Seelenwanderung" für den Sohn des Prinzen von Preußen schrieb, reifte heran. Daß das anmuthige Stück, wie Geibel's Biograph Gaedertz berichtet, 1847 in acht Tagen geschrieben worden sei, ist bei der langsamen, schwerflüssigen Art, wie Geibel arbeitete, nicht denkbar. Schon aber hatte er die beiden unermeßlichen Gebiete der Geschichte und Sage nach allen Richtungen durchstreift, an jeden Busch geklopft, ob ihm keine dramaturgische Frucht daraus in die Hand fallen möchte, und die zwei inneren Seiten eines leeren Buchdeckels enthielten die lange Liste der Stoffe, die er sich zu dramatischer Behandlung ausersehen hatte. Es fehlte darin kein antiker tragischer Held, kein schon hundertmal dramatisirter deutscher Kaiser, kein vorleuchtender Name der nordischen Heldensage. Und regelmäßig mußte man erleben, wenn man ihm von einem historischen Stoffe sprach, aus dem man ein Trauer- oder Schauspiel zu machen gedenke, daß er die Stirne runzelte, die Augen zornig rollen ließ und mit donnernder Wucht hervorstieß: „Das ist mein Stoff!"

Worauf er dann den Buchdeckel mit der Namenliste herbeiholte und nachwies, daß er denselben Stoff schon vor so und so viel Jahren zu eigenem Gebrauch sich notirt habe.

Damals trug er sich, wie gesagt, mit einer Albigenser-Tragödie, von der er schon einige Scenen ausgeführt hatte, obwohl die Composition des Ganzen ihm noch nicht feststand. Eben der architektonische Aufbau, so viel er über dessen Grundgesetze sich Gedanken gemacht und mit Freunden ihn hin und her berathen hatte, blieb ihm bei all seinen dramatischen Unternehmungen das Schwierigste. Die sittlichen und geistigen Conflicte, die Charakter- und Leidenschaftsprobleme gingen ihm in voller Klarheit auf und regten seine Seele zum höchsten dichterischen Ausdruck an. Nur allzu sehr aber gebrach es ihm an der unentbehrlichen scenischen, theatralischen Phantasie, die eine sich entwickelnde, anschwellende, in nothwendiger Verknüpfung sich gruppirende Handlung in Bewegung setzt. Er war stets in einer

hülflosen Lage, wenn sich's darum handelte, seine Figuren mit einem plausiblen Motiv auftreten und wieder abgehen zu lassen. Solange sie auf der Scene verweilten, verstand er es trefflich, ihnen bedeutende Worte in den Mund zu legen, nicht nur lyrisch-rhetorische Herzensergüsse, sondern echt dramatische Reden und Gegenreden. Aber so wie ihm jedes novellistische Talent fehlte, stand er auch der Aufgabe des Dramatikers, äußere Umstände zum Hebel innerer Vorgänge zu gestalten, unbehülflich und unlustig gegenüber.

Aus diesem Grunde ist auch nur das eine seiner Trauerspiele zu einer starken Bühnenwirkung herangereift, die „Brunhild". Hier hatte die Sage so kräftig vorgearbeitet, daß der erfindenden Phantasie des Dramatikers nicht viel zu thun übrig blieb. Von den vielen Bearbeitern der Nibelungen hat denn auch kaum Einer, selbst der am wenigsten Begabten, sich an dem gewaltigen Stoffe versucht, ohne einen bedeutenden Gewinn davonzutragen. So stark sind die tragischen Grundmauern des Stoffes, daß sie auch in einem Ausbau von geringerer dichterischer Größe einen imponirenden Eindruck machen. Gleichwohl bedurfte es auch für dieses Stück Geibel's der mäeutischen Beihülfe guter Freunde, wie Kugler und Putlitz, um das äußere Gefüge den Anforderungen der Bühne überall anzupassen.

Diese seine Grenze kam mir damals natürlich nicht zum Bewußtsein, und ich hielt den Freund auch auf dem Gebiet des Dramas zu allem Höchsten berufen, da er zu der Erkenntniß dessen, was die größten Dramatiker unsterblich gemacht, die feinsten und reinsten Organe besaß. Ihn über Shakespeare reden zu hören, war mir auch späterhin stets in hohem Grade anregend und belehrend, ihn ein großes Drama vorlesen zu hören, ein unvergleichlicher Genuß. Auch seine Recitation lyrischer Gedichte, zumal seiner eigenen, war eindrucksvoll; er setzte die Verse gleichsam in Musik und ließ sie auf dem Strom seiner tiefen, melodischen Stimme in einer träumerischen Eintönigkeit hinschwimmen. Wenn er Dramatisches las, kam mehr Licht und Schatten, eine größere Mannichfaltigkeit von Tönen in den Vor-

trag, die leidenschaftlichen Scenen wuchsen ohne jedes falsche Pathos zu machtvoller Größe an, und in den zarten, lyrischeren Theilen wußte er jede weichliche Affectation zu vermeiden. Die Abende in München, an denen er einem kleinen Freundeskreise Otto Ludwig's „Makkabäer" und Grillparzer's „König Ottokar" vorlas, stehen mir in unauslöschlicher Erinnerung. Kaum jemals im Theater, auch nicht von den größten Schauspielern, habe ich eine tiefere Erschütterung erlebt.

Und so werde ich, da er mich zu den Gipfeln dramatischer Kunst emporblicken ließ, schwerlich den Muth gefaßt haben, ihm von meinen tastenden Anfängen zu sprechen, von jenem „Don Juan de Padilla", der mir selbst trotz des väterlichen Lobes so äußerst unreif erschien, noch weniger von einer krausen dilettantischen Komödie, die ich vor jenem historischen Trauerspiel verfaßt, und mit der ich eine sehr niederschlagende Erfahrung gemacht hatte. Die Handlung dieser phantastischen Posse, die ich für uns Viere vom „Club" gedichtet hatte, ist mir gänzlich entfallen. Ich weiß nur noch, daß die Hauptpersonen ein Schneider und eine Prinzessin waren, deren Rollen mir und Endrulat zufielen, und daß es von gereimten Versen in allen erdenklichen strophischen Formen wimmelte. Beim Niederschreiben derselben hatte ich mich unendlich ergötzt und so viel lustige Faxen und Anzüglichkeiten auf unsere eigenen werthen Personen eingeflochten, daß wir bei den Proben, die auf meinem Hinterzimmer in der Behrenstraße stattfanden, nicht aus dem Lachen kamen. Wir versprachen uns einen glänzenden Erfolg bei unserm Publikum, das nur aus Felix Stein's Eltern, seiner schönen Schwester und den Meinigen bestand. Zu unserm größten Erstaunen entzündete die Aufführung nicht die geringste Heiterkeit; die Scherze, die wir oft kaum vor eigenem Lachen vernehmlich hervorbringen konnten, fielen platt zu Boden, und der Beifall am Schlusse rührte nur von der gütigen Absicht der Zuschauer her, uns über die beschämende Stimmung eines vollständigen Fiasco hinwegzuhelfen.

Ich aber hatte die gründliche Lehre erhalten, daß man beim Dichten eines Lustspiels seinem Publikum nicht Alles vorweglachen

soll, und wie Recht Lessing mit seiner Warnung gegen den Bruder hatte: er dürfe nie vergessen, daß man eine Woche lang auf seiner Stube sehr ernsthaft gewesen sein müsse, wenn die Leute im Theater eine Stunde lang lachen sollen.

* * *

Im März des Jahres 1847, gerade an meinem siebzehnten Geburtstage war mir das mündliche Abiturientenexamen erlassen worden. Meine Lehrer, die mich zur classischen Philologie berufen glaubten, hatten mir die schöne Züricher Gesammtausgabe des Plato mit auf den Weg gegeben. Ich habe ihre Hoffnungen freilich sehr getäuscht.

Denn obwohl ich zunächst in vier Semestern in Berlin u. A. die Vorlesungen von Boeckh, Lachmann und meinem Vater besuchte — bald war ich mir bewußt, daß ich nicht aus dem Holze war, aus dem classische Philologen geschnitzt werden. Zwar, daß diese edle Wissenschaft mit der Pflege der Dichtkunst vereinbar sei, hatte gerade Geibel's Beispiel mir gezeigt, der seinen Schulsack nicht auf die leichte Achsel genommen, sondern so gründlich sein Wissen bewahrt hatte, daß er im Stande war, bei einer längeren Verhinderung seines früheren Lehrers am Lübischen Gymnasium ihn in den Jahren 1848 und 1849 nicht nur in Deutsch und Literaturgeschichte, sondern auch im Horaz zu vertreten.

Ich aber hatte früh erkannt, daß ich überhaupt für einen gelehrten Beruf nicht geschaffen war. Mein Sinn stand allein auf dichterische Aufgaben, und da ich stets vor allem Dilettiren in ernsten Dingen eine heilige Scheu gehegt hatte, war mir der Gedanke entsetzlich, mit halbem Herzen und halber Kraft mich einer Wissenschaft zu widmen, die, wie eine jede, die Hingabe des ganzen Menschen und eines ganzen Lebens erheischt.

Zunächst freilich, da es galt, ein „Brodstudium" zu wählen, während damals mehr noch als jetzt die Poesie als eine brodlose Kunst angesehen wurde, schlenderte ich auf dem Wege, den mir meine Abstammung von zwei Grammatikern und Sprachforschern

wies, ohne viel Zukunftssorgen weiter und genoß nebenher die schöne Freiheit des Studentenlebens und alles Ersehnte und kaum Geahnte, was sich durch den Eintritt in das Kugler'sche Haus vor mir aufthat.

Unser „Club" hatte sich, soviel ich mich entsinne, seit der Bekanntschaft mit Geibel zwar nicht aufgelöst, sich aber lahm und unersprießlich durch den Winter fortgeschleppt. Wir waren, seit wir uns an eine berufene Kritik wenden konnten, gegen unsern eigenen ästhetischen Fürwitz mißtrauisch geworden. Das Clubbuch wurde nicht fortgesetzt. Mein Verkehr mit Endrulat hörte zwar nicht auf, da wir uns von Herzen zugethan waren. Doch da Geibel nicht daran dachte, auch ihn bei Franz Kugler einzuführen, blieb ihm der Kreis, in dem ich nun meine reichsten Eindrücke und die unschätzbarste Förderung in aller künstlerischen Bildung empfing, verschlossen.

Seine anima candida war ganz frei von Neid und Eifersucht. Sein Lebenlang hat er mit brüderlicher Wärme zu mir gestanden und mir noch durch die Widmung seiner zweiten Gedichtsammlung, der „Geschichten und Gestalten" (Hamburg, 1862), bewiesen, daß er der Jugendfreundschaft Treue gehalten.

Im Jahre 1857 erschienen seine „Gedichte", „den deutschen Männern Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland" gewidmet. Bald nach dem Revolutionsjahr hatte sich der junge Student nach Schleswig-Holstein gewendet, wo er zunächst eine Hauslehrerstelle fand. Als dann der Streit mit Dänemark ausbrach, konnte ihn nichts zurückhalten, sich als Freiwilliger im 2ten Jägercorps am Kampf zu betheiligen, und er war glücklich, als er bei Idstadt eine leichte Kopfwunde erhielt[1]). Das „Buch der Erinnerung", das er unter dem Titel „Von einem verlorenen Posten", Herzog Ernst II. gewidmet, im Jahre 1857 herausgab, zeugt auf allen

[1]) Nach dem traurigen Ausgang, den die Erhebung Schleswig-Holsteins im Jahre 1851 nahm, betheiligte er sich noch mehrfach an den Geschicken der Herzogthümer, an denen sein Herz hing, 1864—1866 als Leiter des Preßbureaus des Herzogs Friedrich von Schleswig, 1868 bis Ende 1872 als Redacteur der „Itzehoer Nachrichten". Als er seine Hoff-

Blättern von dem stürmischen Muth und feurigen Freiheitsdrang, der ihn beseelte.

Er hatte an einer Hamburger Schule eine Stellung gefunden, die seinen Wünschen und Fähigkeiten entsprach. Als die Stadt Hamburg mit großer Begeisterung 1859 ihr Schillerfest feierte, war Bernhard Endrulat die Seele der gesammten Bewegung. In einem stattlichen Bande hat er darüber berichtet. Was er selbst an poetischen Reden und Prologen dazu beigesteuert hat, entbehrt freilich alles eigenartigen Reizes und bleibt hinter Vielem zurück, was in seinen anderen Gedichten von seiner schwungvollen dichterischen Beredsamkeit Zeugniß giebt. Wie reich und voll strömt diese gleich in dem Prolog zu den „Gedichten", in welchem er seine Hingebung auf Gnade und Ungnade an die Poesie, die bestrickende „Meeresfei", in dithyrambischer Ekstase ausspricht:

Schiffe fahren, Segel schwellen, und sie singt in sel'ger Ruh'.
Kluge, nüchterne Gesellen stopfen sich die Ohren zu,
Steuern ängstlich nach der kargen, klanglos-kalten Heimath fort,
Bebend vor den himmlisch-argen Liedern und den Strudeln dort.

Aber ich — mit festem Steuer zu den Klippen streb' ich hin,
Meine Augen füllt ein Feuer, Licht und Wonn' ist all mein Sinn.
Mein verklärtes Antlitz lächelt nach dem lichten Götterbild,
Luft wie Frühlingsodem fächelt Herz und Stirne kühl und mild.

Mahnet nicht, ich soll erwachen aus dem schauersüßen Wahn:
Seht, schon langt der schwanke Nachen bei dem schwarzen Schlunde an,
Und die Zaub'rin hör' ich singen, und sie leuchtet rosenroth,
Und mit Singen und mit Klingen stürz' ich in den sel'gen Tod!

Nicht Alles in den beiden lyrischen Bänden ist auf diesen pathetischen Ton gestimmt. In buntem Wechsel, in den mannich-

---

nungen auf eine selbständige Stellung der Herzogthümer im Deutschen Reich scheitern sah, siedelte er nach dem Elsaß über, wo er als Journalist thätig war, und trat 1876 in den preußischen Archivdienst, erst in Düsseldorf, dann in Wetzlar, zuletzt als Vorstand des Staatsarchivs in Posen, wo er am 17. Februar 1886 starb.

faltigsten Formen ziehen die inneren Erlebnisse, Stimmungen und Betrachtungen des Dichters vorüber, Vieles so sinnig im Gedanken, so glücklich im Ausdruck, daß es sich neben dem Besten in Geibel's Gedichten sehen lassen kann. So u. A. die Antwort auf die Frage:

Was ist das Glück?
Nach jahrelangem Ringen,
Nach schwerem Lauf ein kümmerlich Gelingen,
Auf greise Locken ein vergoldend Licht,
Ein spätes Ruhen mit gelähmten Schwingen —?
Das ist es nicht!

Das ist das Glück:
Kein Werben, kein Verdienen!
Im tiefsten Traum, da ist es dir erschienen,
Und Morgens, wenn du glühend aufgewacht,
Da steht's an deinem Bett mit Göttermienen
Und lacht und lacht!

Oder ein nachdenkliches Sprüchlein, wie das folgende:

Hüt dich vor Wünschen, Menschenkind!
Die guten flattern fort im Wind,
Und keiner ist, der taubenfromm
Zurück mit grünem Oelblatt komm'.
Die schlimmen hascht der Teufel ein
Und stutzt nach seinem Sinn sie fein,
Erfüllt sie dir zu Leid und Last,
Wenn du sie längst bereuet hast.

Und doch, so Vieles ich noch anführen könnte, des alten Freundes Talent und adlige Gesinnung zu erweisen, — sein Name ist so gut wie vergessen. In dem Pierer'schen Conversations-Lexikon ist ihm freilich ein Artikel von 25 Zeilen gewidmet, doch seine dort aufgezählten Schriften sind verschollen, und nur ein oder das andere seiner kleinen Lieder begegnet uns hin und wieder in einer Chrestomathie.

Denn so rüstig er sich im äußern Leben zum Manne entwickelt hat — als Dichter ist er über den Jüngling nicht hinaus-

gekommen. Das allein freilich würde nicht erklären, warum er nicht mitgenannt wird, wo man die besten Namen nennt. Ist doch gerade die Jugendzeit für den echten Lyriker die Zeit der schönsten Blüte, und mancher früh Dahingeschiedene lebt im ewigen Gedächtniß der Nachwelt. Solchen Auserwählten aber war es gegeben, früh einen eigenen Ton zu finden, die persönlichen Züge ihres Wesens so deutlich auszuprägen, daß keine Zeit sie verwischen kann. Einem Hölty, Theodor Körner, Hölderlin, Shelley ist dies zu Theil geworden. Den Gedichten meines Jugendfreundes fehlte die persönliche Note, die seine Stimme im Geräusch der Welt erkennbar gemacht hätte. Auch in seiner geistigen Entwicklung ist er bei den Anschauungen und Ideen der 48er Tage stehen geblieben. Als er mich im Juli des Jahres 1858 in meiner Ebenhausener Sommerfrische besuchte, fand ich auch in dem gesetzten, etwas feierlich auftretenden Manne die alte Wärme der Empfindung wieder. Doch nachdem wir unsere Jugenderinnerungen ausgetauscht hatten, stockte es zwischen uns. Wir fühlten Beide, daß wir uns eigentlich nichts mehr zu sagen hatten.

* * *

Nach dieser Abschweifung, die man der Pietät für einen verschollenen alten Freund zu Gute halten wird, kehre ich zu der Zeit zurück, wo mir durch den Eintritt in das Kugler'sche Haus im eigentlichsten Sinne eine vita nuova aufging.

Der Hausherr selbst, 1808 in Stettin geboren, stand damals in der Vollkraft seiner wissenschaftlichen Lebensarbeit und als vortragender Rath im Cultusministerium auf der Höhe seiner Wirksamkeit auf vielen Gebieten künstlerischer Cultur, da sein Chef, der Minister von Ladenberg, ihm das größte Vertrauen in seine Einsicht und Redlichkeit bewies. Neben der Vollendung und immer neuen Bearbeitung seiner bahnbrechenden kunstgeschichtlichen Werke, neben den Actenstößen, die sich auf seinem Pulte häuften, fand aber der so vielfach Begabte noch Zeit zu dichterischen Aufgaben, und dieser unwiderstehliche Nebentrieb

seiner Natur war es auch gewesen, was ihn mit dem um sieben Jahre jüngeren Geibel zusammengeführt hatte.

Mit anderen künstlerischen Gefährten, darunter vor Allen dem Malerdichter Robert Reinick, dem Architekten Strack, dem Bildhauer Drake, hatte Kugler schöne Lehr- und Wanderjahre genossen und in den verschiedensten Künsten sich versucht. Er zeichnete, radirte, sang, blies das Waldhorn, componirte Lieder im Volkston, die er selbst gedichtet hatte. Eine Frucht dieser romantischen Jünglingszeit war das im Jahre 1830 erschienene „Skizzenbuch", das seine ersten Gedichte enthielt, mit eigenen, zum Theil phantastischen Radirungen illustrirt und mit den Noten seiner eigenen Compositionen begleitet. Sein allbekanntes „An der Saale hellem Strande" erschien hier zum ersten Mal, mit einer Zeichnung der alten Rudelsburg. Ein so vielseitiges Talent lief Gefahr, sich in dilettantischem Selbstgenuß zu verzetteln. Aber der redliche Ernst, der im Grunde seines Charakters lag, bewahrte ihn vor dem Schicksal, aus so vielen fröhlichen Blüten keine dauernde Frucht zu gewinnen. Er sammelte seine Kräfte zu gründlichen Studien der Kunstgeschichte, einer Wissenschaft, die damals noch in den Windeln lag, und um deren rasches Aufblühen er im Wetteifer mit seinem Freunde Karl Schnaase sich ruhmvoll verdient machen sollte.

Ueber die Ergebnisse seiner Forschung ist die Wissenschaft seitdem vielfach hinausgegangen, Manches berichtigend und nach neueren Quellen ergänzend. Dennoch sind diese Bücher in ihrer ersten Form werthvolle Zeugnisse geblieben, wie sich die Fülle der Erscheinungen in einem ungewöhnlich künstlerisch begabten Geist gespiegelt und einen glücklich bezeichnenden Ausdruck gefunden hat.

Als ich ihn kennen lernte, war Kugler mit der Ausarbeitung seiner „Geschichte der Baukunst" beschäftigt. Zur Uebung in seinen geliebten freien Künsten ließ dies große Werk ihm kaum noch Zeit, es sei denn, daß er einzelne architektonische Illustrationen selbst radirte und Abends zum Klavier eines seiner alten Lieder sang oder den stattlichen Band hervorholte, in welchem

er aus dem Schatz der Volkslieder aller Nationen die charakteristischesten gesammelt hatte. Aber die poetische Ader war zu stark in ihm, um sich lange unterbinden zu lassen. Die Tage der Lyrik waren freilich vorüber. Er trug sich dagegen mit einer Fülle von Plänen zu historischen Dramen und Novellen, deren Ausführung durch das ganze nächste Jahrzehnt eifrig betrieben wurde, und über die er mit Freund Emanuel und bald auch mit mir auf weiten Spaziergängen sich auszusprechen liebte.

Wie oft holte er mich aus meiner Wohnung in der Behrenstraße ab, um durch den Thiergarten, am „Knie der Frau Crelinger" vorbei (so hieß bei den Berlinern die Villa der berühmten Schauspielerin, die an der Charlottenburger Chaussee gerade da gelegen war, wo die Straße im rechten Winkel abbog) bis zum „Türkischen Zelt" mit mir zu wandern. Dort rasteten wir ein wenig bei einer Flasche — Limonade Gazeuse! und traten bald den Heimweg nach dem Hallischen Thore an. Was wurde auf diesen traulichen Wanderungen nicht Alles besprochen, wie oft auch lange Zeit geschwiegen! Dann kam es wohl vor, daß Franz eine Melodie pfiff, die ihm eben eingefallen war, zu der ich dann eben so den Text aus der Luft griff. Das hernach so oft componirte Lied „Waldesnacht, du wunderkühle" entstand auf diese Art zu einer feierlich getragenen, für ein Waldhorn passenden Melodie, deren träumerischer Klang von keinem der späteren Componisten erreicht worden ist. Zuweilen auch kehrte sich das Verhältniß um; was ich in den Tag hinein sang, regte ihn an, einen Text dazu zu verfassen, womit wir dann Abends am Klavier den Frauen etwas auf zu rathen gaben.

Das Kugler'sche Haus war damals der Sammelpunkt eines ganzen Schwarms aufstrebender junger Leute, die sich freudig als seine Schüler bekannten. Der Bedeutendste darunter, Jakob Burckhardt, geboren 1818, konnte schon für einen jungen Meister gelten und stand dem älteren Freunde mit eigenem Urtheil und einer Fülle auf eigene Hand erworbener Kenntnisse zur Seite, so daß Kugler ihm die Bearbeitung der zweiten Auflage seiner „Geschichte der Malerei" anvertrauen konnte, für die Burckhardt

aus frischen eigenen Studien in Italien ein großes Material der werthvollsten Notizen gesammelt hatte. Noch ahnten wir nicht, zu welch beherrschender Stellung in der Geschichte der Kunst und Cultur der damals Neunundzwanzigjährige, der mit seiner heiteren Feinheit, seiner poetischen und musikalischen Begabung den häuslichen Kreis belebte, schon im Lauf der nächsten Zeit sich emporschwingen sollte. Damals sah er mit bescheidener Unterordnung zu dem älteren Meister und Freunde auf, ließ sich geduldig von Tante Luise abconterfeien und sang, wenn er darum gebeten wurde, zum Klavier seine italienischen Volkslieder mit einer zarten, seelenvollen Stimme. Daß in ihm selbst ein Lyriker steckte, der sich wahrlich sehen lassen konnte, wenn er auch die Tarnkappe vorzog, hatten wir an den beiden anonym gedruckten dünnen Heftchen „Ferien, eine Herbstgabe" und „E Hämpfeli Lieder" erkannt, die letzteren, das Lieblichste, was je im Basler Dialekt gedichtet worden, mir heute noch unvergeßlich. Auch er war mit Geibel herzlich befreundet, wärmer und dauernder als mit den anderen jungen Hausfreunden: Fritz Eggers, der jahrelang das Kunstblatt redigirt und durch seine Rauchbiographie sich um die moderne Kunstgeschichte verdient gemacht hat, Wilhelm Lübke, der der Kunstgeschichtsforschung durch eine unermüdliche literarische Betriebsamkeit Eingang in den weitesten Kreisen verschaffen sollte, dem genialen Architekten (u. A. Erbauer des Frankfurter Theaters) Richard Lucä, Theodor Fontane u. A. Adolf Menzel, der damals schon Kugler's „Geschichte Friedrich's des Großen" durch seine herrlichen Illustrationen verewigt hatte, stand diesem Kreise persönlich ferner, bei dessen geselligen Abenden man ihm kaum einmal begegnete.

Was aber die verschiedenen Elemente dieser Schülerschaft anzog und zusammenhielt, fast mehr noch als die unermüdliche, immer mit Rath und That hülfsbereite Güte des Meisters, waren die liebenswürdigen Frauen und Mädchen, die der zwanglosen Geselligkeit des Kugler'schen Hauses einen unwiderstehlichen Reiz verliehen. Vor allen Anderen die Hausfrau selbst, eine Tochter Eduard Hitzig's, der selbst noch, als ein gebrochener

alter Mann, im Erdgeschoß seines Hauses an der Friedrichsstraße 242 vegetirte und seinen Lehnstuhl nie verließ, um in die obere Wohnung der Tochter hinaufzusteigen. Er freute sich aber ihres Glückes, des wachsenden Ansehens ihres Gatten, der drei lieben Kinder, die sie ihm geboren hatte, und dann und wann wünschte er auch einen der jungen Hausfreunde bei sich eintreten zu sehen. Seine Erinnerungen an die eigenen berühmten Freunde, E. T. A. Hofmann, Zacharias Werner, vor Allem den edlen Chamisso, bildeten dann das Thema des Gesprächs.

In solcher Umgebung war Franz Kugler's Frau aufgewachsen, ein Poetenkind, an dessen Wiege Dichter gestanden hatten. Auch ihr Vater, der alte „Ede", hatte sich als Dichter versucht. Sie selbst aber hatte von dem Kastalischen Quell, der durch ihr väterliches Haus rauschte, nur so viel gekostet, um ihren Sinn für alle Schönheiten der Dichtung zu läutern und den Instinct für das Echte und Große in sich zu befestigen. So bewegte sie sich anspruchslos auch unter der künstlerischen Jugend, auf die der Adel ihrer ernsten Schönheit und die weibliche Milde ihres Wesens einen Zauber ausübten, wie ihn ihr Bräutigam in dem Gedicht

Du bist wie eine stille Sternennacht

und späterhin Geibel bei der Widmung seiner Gedichte geschildert hatte:

Du aber wandelst durch den Garten
In stiller Anmuth lächelnd hin.

Neben ihr, in Vielem ihr voller Gegensatz, stand Kugler's Schwester Luise, äußerlich ohne jede Anmuth, mit lebhaften, derben Bewegungen ihre Reden begleitend, eine echt pommersche Frohnatur, dabei mit einem zarten Sinn für alles Künstlerische begabt, wie sie es denn auch im Blumenmalen und Decoriren von Kunstblättern zu nicht geringer Fertigkeit gebracht hatte. Sie wohnte mit ihrer trefflichen alten Mutter in einem Hause, das dem Hitzig-Kugler'schen gerade gegenüber lag, brachte all ihre Abende in der brüderlichen Familie zu, vergötterte die Kinder, that der Schwägerin alles Liebe und Gute an und nahm an den

poetischen Gastgeschenken, die die Hausfreunde lieferten, begierig Theil, Einen nach dem Andern im Profil in ihr Album zeichnend. Alle liebten sie und verkehrten, beim größten Respect vor der Grundliebenswürdigkeit und Tüchtigkeit ihres Naturells, weit zwangloser mit „Tante Ihßy" als mit der Herrin des Hauses.

Außer ihr gingen noch andere anziehende weibliche Gestalten in den großen, niedrigen Mansardenzimmern der Frau Clara aus und ein, zunächst die Töchter ihres Schwagers, des Generals Baeyer, der den ersten Stock des Hauses bewohnte. Seine Gattin, Eugenie, von deren Schönheit Alle, die sie gekannt hatten, nicht genug zu sagen wußten, war schon vor einigen Jahren gestorben. An den verwaiſ'ten fünf Kindern vertrat Frau Clara neben einer alten Gouvernante Mutterstelle. Auch diese Mädchenjugend war unter künstlerischen Einflüssen aufgeblüht, die zweite Tochter, Emma, die später mein Freund Otto Ribbeck heimführte, schon über das Backfischalter hinaus, dem Kugler's Töchterchen Margarete in kurzen Röcken und wehenden Haarschleifen als ein übermüthiges Schulkind noch angehörte. Eine schöne blonde Nichte Kugler's, Clara Wulsten, lebte zu verschiedenen Malen längere Zeit unter ihrem Dache, und an reizenden jungen Freundinnen war kein Mangel.

Hiernach wird man begreifen, daß ein siebzehnjähriger Student, dem der Eintritt in dieses Haus gestattet wurde, sich die Pforten des Paradieses eröffnet zu sehen glaubte. Zudem war es noch die gute alte Zeit des Berliner Lebens, in der die engeren Verhältnisse, die bescheideneren Sitten der Stadt, die noch nicht davon träumte, als Weltstadt zu gelten, jenen anspruchsloseren Zuschnitt der Geselligkeit begünstigten, der allein ein wärmeres Zusammenschließen der Menschen möglich macht und heutzutage schon wegen der räumlichen Weitläufigkeit des Verkehrs fast ganz geschwunden ist. Man durfte noch ungeladen an eine gastliche Thür anklopfen, ohne die Hausfrau in Verlegenheit zu setzen. Wenn der unvorhergesehenen Gäste einmal so viele wurden, daß das Wohnzimmer wie ein gefüllter Bienenkorb schwärmte, — für die Bewirthung mit Thee, Butterbrod und

kalter Küche reichte der häusliche Herd immer noch aus, da Niemand kam um eines Soupers willen, sondern um unter liebenswürdigen Menschen ein paar Stunden lang plaudernd und scherzend sich's wohl sein zu lassen.

Nun aber wäre nichts irriger, als zu glauben, daß solche Abende sich zu Sitzungen einer kleinen privaten Kunstakademie gestaltet hätten. So wenig der bekannte scharfe kritische Ton, der in gewissen ästhetisch angehauchten Berliner Salons vorherrschte, hier angeschlagen wurde, so wenig war es auf ein beständiges Besprechen poetischer oder kunsthistorischer Themata abgesehen. Und dies war nicht zuletzt das Verdienst des Hausherrn, der, ehe er Abends zu den Seinigen kam, den Professor- und Geheimrathsrock in seinem Arbeitszimmer auszog und in ein bequemes Hausvatercostüm schlüpfte. Wenn ihm Fernerstehende eine gewisse Steifheit und ablehnende Kälte nachsagten, berührten sie damit sein eigentliches Wesen so wenig wie die Berichte aus Weimar über Goethe von Solchen, die in dem großen Dichter nur den Minister gefunden haben wollten. Seine scheinbare Geheimräthlichkeit entsprang nur aus einer Art Zerstreutheit und naiver Unbekümmertheit um den Eindruck, den er auf fremde Menschen machte, aus einer nachlässigen poetischen Träumerei, in der er von seinen sehr energischen Arbeiten ausruhte. So konnte er auch unter uns jungen Leuten lange stumm dasitzen, nur mit seinen freundlichen Mienen unsere zwanglosen Scherze oder ernsten Debatten begleitend. Dann stand er wohl endlich auf, wenn die Frauen „ein Lied für das Gemüth" von ihm verlangten, und sang ein paar Eichendorff'sche Lieder in seiner eigenen einfachen Melodie oder spanische und italienische Volksweisen, zu denen er die Worte gedichtet hatte, und die wir nicht müde wurden immer von Neuem zu hören.

* * *

Jenes erste Jahr aber, das ich in dem traulichen Hause verleben durfte, stand fast ausschließlich unter dem Zeichen Geibel's.

Er war damals besonders productiv und bereitete die Herausgabe seines zweiten Bandes, der „Juniuslieder", vor, die im folgenden Jahr erschienen. Ich habe diese Juniuslieder stets für die reifste und reichste dichterische Gabe gehalten, die Geibel seinem Volke beschert hat. Alle Töne, über die seine Leier gebot, sind hier voll und rein angeschlagen: neben der zarten, süßen Naturempfindung und den Liebesliedern, die seinen ersten Band fast ausschließlich gefüllt hatten, erklingen die zornigen und weihevollen Töne, mit denen er Deutschlands politische Kämpfe begleitete, jene Seherworte, in denen er schon damals seinen unerschütterlichen Glauben an die Wiederkehr der alten Kaiserherrlichkeit aussprach, als wir Alle noch eine Erhebung und Einigung Deutschlands in dieser Form für einen Traum mittelalterlicher Dichter-Phantasie hielten.

Durch tiefe Nacht ein Brausen zieht
Und beugt die knospenden Reiser.
Im Winde klingt ein altes Lied,
Das Lied vom deutschen Kaiser.

Wie männlich klar und bei aller feierlichen Wucht doch maßvoll erhebt er seine Stimme für die damals heiß umstrittenen Herzogthümer, wendet sich gegen die „Kleingläubigen", die in den Stürmen der Zeit den herannahenden Untergang ahnten, und träumt von glücklicheren Tagen, „wo die Christen Menschen werden". Mögen manche dieser Lieder in der Form den Einfluß der Freiligrath'schen Lyrik verrathen und die markigen Sonette an Rückert's „geharnischte" erinnern: der Gehalt in ihnen ist sein eigen, und immer muß es ihm zum Ruhm angerechnet werden, daß er in dem tosenden Hader der Parteien fortfuhr, auf die Stimme seines Genius zu horchen, um sich von seinem Wege weder rechts noch links abdrängen zu lassen. Durch alle diese eifernden und dräuenden, klagenden und anklagenden Herzensergüsse klingt immer wieder der zuversichtliche Glaube an den endlichen Sieg dessen, was ihm das Höchste war: die Befreiung seines Volks von allem Druck, aller Schmach, unter denen es gelitten.

Es ist ein großer Maientag
Der ganzen Welt beschieden.

Und wenn dir oft auch bangt und graut,
Als sei die Höll' auf Erden,
Nur unverzagt auf Gott vertraut,
Es muß doch Frühling werden!

Neben so bedeutsamen Offenbarungen seines Innern stehen liebenswürdige Gelegenheitsverse, in denen er seine Freunde anredet, allerlei Humoristisches, Gnomen und Sprüche voll Geist und Gemüth, zum Schluß die schöne kleine epische Dichtung „König Sigurd's Brautfahrt", im musterhaftesten Stil des alten Nibelungenepos. Alles in Allem ein so gehaltvoller, reicher und farbenfrischer Gedichtband, wie die achtundvierziger Zeit nichts Ebenbürtiges ihm an die Seite zu stellen hatte.

Gleichwohl hatten die „Juniuslieder" nicht den Erfolg wie der erste Band der Gedichte. Zum Theil lag die Schuld wohl an dem Titel, der erst durch das Sprüchlein, das als Motto vorangesetzt war, erklärt wurde. Weiß man doch, daß die große Menge gern sicher geht und ein einmal accreditirtes Buch lieber verlangt als ein neues, das ihm unter einer problematischen Etikette angeboten wird. Diejenigen aber, deren Amt es gewesen wäre, das Publikum darüber aufzuklären, daß der Dichter hier seine gepriesenen Erstlinge überboten habe, die Wortführer in der Presse hatten Anderes zu thun. Es galt, leidenschaftlicheren Vorkämpfern der „Freiheit" zuzujubeln, Solchen, die auf der Zinne der Partei standen. Emanuel Geibel, der zum Maßhalten ermahnte, konnte man den Backfischen überlassen, deren Dichter zu sein er in heiterer Selbstironie gelegentlich einmal geäußert hatte. Es ist oft genug verhängnißvoll, eine nur in halbem Ernst gemeinte unterschätzende Selbstkritik offen auszusprechen, die dann gedankenlose oder übelwollende Kunstrichter begierig sich aneignen und für das Zeugniß tiefer Selbsterkenntniß ausgeben.

Im Sommer 1847 aber, wo die Gewitter, die sich im Revolutionsjahr über Frankreich und Deutschland entluden, nur

erst von fern durch die gährende politische Schwüle sich ankündigten, hatte man noch für alles Poetische eine dankbare Empfänglichkeit. Es waren schöne Abende, wenn Geibel, der fast täglich im Kugler'schen Hause sich einfand, das schmale, abgegriffene Taschenbuch hervorzog und das neueste Gedicht las, das ihm der Tag beschert hatte. Wir saßen in dem großen Wohnzimmer mit den drei tiefen Fensternischen um den runden Tisch, die Frauen mit einer Handarbeit beschäftigt, Luise Kugler ihr Zeichenbuch vor sich, während irgend Einer der Anwesenden ihr sitzen mußte. Die Kinder hatten ihr Spielzeug weggeworfen und sich hochaufhorchend in die dunklen Ecken gekauert, um nicht zu früh zu Bett geschickt zu werden; Alle, und nicht zuletzt die jungen Hausfreunde, hingen an den Lippen des Dichters, der, die Brauen zusammengezogen, heftig den Knebelbart zausend, mit seiner tiefen, eintönigen Stimme den „Morgenländischen Mythus" las —

Welch ein Schwirren in den hohen Lüften
Nächtlich überm Kaschmirsee! — Von Flügeln
Rauscht's, als kämpften droben Schwan und Rabe
Flatternd hin und her, und wundersame
Stimmen gehn dazwischen, scheltend, flehend;
Weithin trägt den Schall der Wind im Mondlicht. — —

Auf eine solche Vorlesung erfolgte nicht immer ein einmüthiger Beifall. Zuweilen wagte sich auch eine kritische Stimme hervor, zumal wenn es ein dramatisches Fragment betraf, und auch wir Jüngeren faßten uns wohl ein Herz, mit einem Bedenken nicht zurückzuhalten. In der Regel nahm Geibel dergleichen Einreden mit guter Laune auf. Aber schon damals machte ihm das innere Leiden zu schaffen, das ihm durch sein ganzes Leben den freien Genuß des Daseins verkümmerte. Sein reizbares Temperament konnte dann heftig auflodern, und von den Lippen, denen eben noch die sanftesten lyrischen Töne entströmt waren, brachen dann Ausdrücke von so hanebüchener Art, wie sie eher einem hanseatischen Bootsmann als dem hochgestimmten Seher und Sänger geziemten. Besonders mit Luise,

die ihm in ihrer pommerschen Naturfrische bei all ihrer tiefen Bewunderung und warmen Freundschaft an derber Geradheit nichts nachgab, kam es hin und wieder zu einem leidenschaftlichen Disput, den er gelegentlich mit dem gut lübeckischen „Back di wat, Sela!“ abschnitt, in hellem Zorn das Zimmer verlassend.

Er kam dann bald wieder sacht zu derselben Thür herein, die er so dröhnend zugeschlagen hatte, beugte vor der Gekränkten, ritterlich Abbitte leistend, ein Knie, oder zog sich mit einem Scherz aus der Affaire. Einmal u. A. mit einem lustigen Ghasel, dessen Kehrreimzeilen das schnöde Wort wiederholten:

Holde Künstlerin Luise: Back di wat!
Hör das Wort, das ich erkiese: Back di wat!
Bist du klug, so wählst du dir zum — Wappenschild
Die Palett' und zur Devise: Back di wat!
Denn in diesen Silben schlummert — Zauberkraft;
Keine Formel bannt wie diese: Back di wat!
Und des Westens Sänger müßten — sie erhöh'n,
Wie des Orients Hafise: Back di wat!
Hätt' es Adam einst zur Eva — kurz gesagt,
Säß' er noch im Paradiese: Back di wat!
Und wir wandelten auf Blumen — allzumal,
Statt zu gehn auf hartem Kiese: Back di wat!
Mancher Held, er ward ein Held nur — durch dies Wort,
Das so gern ich würdig priese: Back di wat!
Zum Cyklopen sprach es leise — schon Ulyss,
Flüsternd unterm Widderfliese: Back di wat!
Hannibal, der Alpenklettrer — sprach's am Fels,
Und es barst der Alpenriese: Back di wat!
Cäsar, da sein Schifflein schwankte — hoch im Sturm,
Rief: Du wiegst den Cäsar, Brise. Back di wat!
Jenen Fluten rief's entgegen, — die er brach,
Camoens, der Portugiese: Back di wat!
Als sie schmachtend sich ihm nahte, — sagte kühl
Abälard zu Heloise: Back di wat!
Aber laut bei Roßbach donnert's — König Fritz
In das Ohr Herrn von Soubise: Back di wat!
Ja, die Welt erobern müßte — jener Held,
Welcher mit Trompeten bliese: Back di wat!

Im Marienbade friedlich — singt's der Gast,
Singt's zu Karlsbad auf der Wiese: Back di wat!
Und sobald er ausgesungen — seinen Spruch,
Naht die heißersehnte Krise: Back di wat!
Darum einen Tempel möcht' ich — stolz dir bau'n,
Auf geschliffnem Marmorfliese: Back di wat!
Und mit goldnen Lettern überm — Säulengang
Schreiben auf die breiten Friese: Back di wat!

Es war unmöglich, ihm länger zu grollen. In dem großen Zuschnitt seiner Natur verschwanden diese kleinen Menschlichkeiten, und je näher ich ihm kam, desto fester verband mich mit ihm das Gefühl einer dankbaren, brüderlichen Liebe und Treue. Auch seine dichterische Begabung imponirte mir je länger je mehr. Immer noch blieb ich mir bewußt, daß unsere Naturen zu verschieden waren, als daß ich einen tieferen Einfluß auf mein poetisches Trachten und Treiben von ihm hätte empfangen können. Und wenn

Ein Jeglicher muß seinen Helden wählen,
Dem er die Wege zum Olymp hinauf
Sich nacharbeitet —

so war sein Weg nicht der meine. Aber in vollem Maße mußte ich den Adel seines Gemüths, das von aller Phrase weit abliegende Pathos seiner Gesinnung und den Ernst seiner künstlerischen Selbstzucht anerkennen, dabei immer wieder die souveräne Herrschaft über alle Kunstmittel bewundern. Was er dichtete, reifte stets zu einem geschlossenen, in sich vollendeten Gebilde heran, dem es freilich vielfach an jener reizenden Unmittelbarkeit, den charakteristischen Zügen naiver persönlicher Eigenart fehlte, wie sie an den größten oder doch von mir geliebtesten Dichtern mir entgegentraten. Aber wenn sein Bestreben, Alles auf den höchsten Ausdruck zu bringen, im Starken wie im Zarten jene scheinbar nachlässigen Naturlaute ausschloß, die ein lyrisches Gedicht als eine Offenbarung der Seele in unbewachten Augenblicken erscheinen lassen, so bewahrte doch der warme Pulsschlag seines Bluts sein Dichten vor der Erstarrung zu kühler akademischer Formschönheit. Je älter er wurde, desto

deutlicher trat der priesterliche Zug seines Naturells hervor. Er fühlte sich mehr und mehr als der geweihte Mund, aus dem in ihrer feierlichsten Stunde die Seele seines Volkes sprach, und in den „Heroldsrufen", die er in der glorreichsten Zeit der deutschen Kämpfe und Siege herausgab, sind Töne angeschlagen, wie sie vor ihm nur Klopstock, freilich oft schwülstig und gesucht, seiner Bardenharfe entlockt hatte.

Nicht minder erschien mir auch die strenge Selbstkritik verehrungswürdig, der er seine Dichtungen unterwarf, ehe er sie veröffentlichte. Seine „Sämmtlichen Werke" umfassen nur acht Bände. Und doch, bei der Leichtigkeit, mit der er in Versen improvisirte, hätte er ihre Zahl unschwer auf das Doppelte bringen können. Sein feines künstlerisches Gewissen bewahrte ihn davor, dies Phantasiren auf einem immer bereiten, wohlgestimmten Instrument für etwas Höheres zu halten als ein geselliges Talent. Wie manchen Abend aber hat er uns damit ergötzt!

Die Kinder wurden längst zu Bett gebracht,
Zu scheiden mahnt' auch uns die Mitternacht.
Doch zwischen Thür und Angel, schon im Gehn,
Blieb er in plötzlicher Erregung stehn
Und wand uns aus dem Stegreif eine Kette
Melodischer Octaven und Sonette,
Elegisch bald, bald humoristisch endend,
Aus seinem Füllhorn unerschöpflich spendend,
Daß der sonoren Verse Klang hinaus
Sich dröhnend schwang und unten vor dem Haus
Ein später Wandler stehen blieb und lauschte,
Was für ein Spuk da oben raunt' und rauschte.

Diese Gabe ist ihm allezeit treu geblieben. Noch in der späteren Münchener Zeit, als sein körperliches Leiden ihn oft schwer verdüsterte, konnte er bei einer Flasche edlen Weins, wenn die Freunde ihn dazu anreizten, sich in die alte Stegreiflaune zurückfinden. Es gab dann zuweilen ein lustiges Wettsingen, zumal zwischen ihm und Dingelstedt, der nicht in lyrischem Pathos, sondern mit scharfgeschliffenen, witzigen Vierzeilen Geibel heraus-

forderte, ihn aber so schlagfertig fand, daß auch er zuletzt den Meister in ihm erkennen mußte.

* * *

Hier nun habe ich noch eines anderen literarischen Kreises zu gedenken, von dem ich vielfache Förderung genoß, der literarischen Gesellschaft, die unter dem Namen des „Tunnels über der Spree" sich allsonntäglich ein paar Nachmittagsstunden in einem Café hinter der katholischen Kirche versammelte, eigene dichterische Arbeiten sich vorzulesen und darüber ernsthaft zu Gericht zu sitzen.

Theodor Fontane hat in seinen liebenswürdig hingeplauderten Lebenserinnerungen auch dem Tunnel ein anziehendes Kapitel gewidmet. Ich kann mich daher an dieser Stelle einer ausführlicheren Schilderung dieser „Kleindichterbewahranstalt", wie Geibel mit sehr ungerechtem Hohn den Tunnel nannte, enthalten und will Fontane's Darstellung gegenüber nur bemerken, daß ich von der Spannung und Spaltung der Mitglieder in zwei Gruppen, die er ausführlich bespricht, nie das Geringste wahrgenommen habe. Im Uebrigen, so mancherlei Seltsames, Pedantisches und Unpoetisches auch mit unterlief — Jeder, der es mit seiner künstlerischen Entwicklung ernst nahm, mußte den wohlthätigen Einfluß dieser Genossenschaft dankbar anerkennen.

In einem Kreise von zwanzig bis dreißig poesiebeflissenen Männern, die den verschiedensten Berufen angehörten, waren die wirklichen Talente natürlich in der Minderheit. Wenn es zur Abstimmung über vorgelesene Dichtungen kam, gab die Mehrheit der Dilettanten, unter denen es an biederen Philistern nicht fehlte, gewöhnlich den Ausschlag. Aber auch den Talentvollsten konnte daran liegen, das Urtheil des gröberen „gesunden Menschenverstandes" zu erfahren, das er ja auch von dem großen Publikum zu erwarten hatte, und eine unschätzbare Abhärtung gegen thörichtes Lob und verständnißlosen Tadel wurde dem grünen Neuling zu Theil, als der ich selbst, trotz meiner Jugend, durch Kugler eingeführt und freundlich aufgenommen wurde. Man

weiß, daß Niemand unter seinem bürgerlichen Namen Mitglied war, sondern Jeder einen Tunnelnamen erhielt, der den Vortheil gewährte, daß alle Rücksicht auf Rang und Stand ferngehalten wurde. So scheute man sich nicht, da eine unbedingte Offenherzigkeit herrschte, einem Anakreon, Cook oder Lessing ins Gesicht zu sagen, was man dem Geheimrath A. oder dem Oberst N. N. gegenüber doch wohl für unschicklich gehalten hätte. Allen aber war es stets um die Sache zu thun. Und da bei der Umfrage nach einer Vorlesung Jeder sein Urtheil abgeben und begründen mußte, hatte diese schulmäßige Einrichtung zugleich den Vortheil, auch die Schüchternen in freier, zusammenhängender Aussprache über ästhetische Themata zu üben.

Man hatte mir, da ich ein sehr sentimentales, todesahnungerfülltes Gedicht vorgelesen hatte, den Namen Hölty gegeben. Ich zeigte bald ein anderes Gesicht mit minder elegischen Zügen und muß mich sogar anklagen, daß ich oft die Bescheidenheit vergaß, die meiner Jugend geziemt hätte, und dilettantischen alten Herren, von deren talentlosen Versen man billig überhaupt nicht viel Redens hätte machen sollen, rücksichtslos zu Leibe ging. Man verzieh mir aber dergleichen Unarten, da man meine raschen Fortschritte sah und sie zum Theil der erzieherischen Kraft des Tunnels zum Verdienst anrechnete. Und da ich die „Späne" Fontane's, Lepel's, Scherenberg's und anderer wahrhaft Begabter mit großer Wärme anerkannte, gewann ich gerade unter den Besten Freunde, denen ich durch mein ganzes Leben verbunden blieb. Hier im Tunnel 1851 las ich meine erste Novelle, „Marion", und die Erzählung in Versen „Die Brüder", die bei der ausgeschriebenen Doppelconcurrenz für die beste Erzählung in Prosa und Versen beide den Preis erhielten. Ich verhehlte mir nicht, daß hier, wie bei dem Eindruck alles Künstlerischen auf jedes Publikum, der Werth und Reiz des Stoffes den Ausschlag bei der Beurtheilung gegeben hatte. Doch war ich sehr glücklich und von da an, da ich mir nun die Ziele immer höher steckte, vor jeder Ueberhebung bewahrt.

Geibel hatte sich, wie schon angedeutet, dem Tunnel beharr-

lich fern gehalten. Er war nicht der Mann dazu, sich vor einem größeren Kreise Censuren über sein poetisches Wohlverhalten gefallen zu lassen, zumal von einer Corona, die so bedenklich aus Laien und Kennern gemischt war. Auch sollten wir ihn bald verlieren. Ende Februar 1848 hatte Ernst Curtius, der Hofmeister des Prinzen Friedrich Wilhelm, ihn auf Befehl des Prinzen von Preußen eingeladen, der zweiten Vorstellung seines „Meister Andrea" beizuwohnen, die diesmal vor dem Könige stattfand. Er erlebte darauf noch den Ausbruch der März-Revolution mit uns und zog sich bald darauf nach Lübeck zurück, wo er während der Winter 1849 bis 51 an seinen dramatischen Entwürfen weiterarbeitete.

Mit welcher Stimmung er der Bewegung, die vom 18ten März ausging, gegenüberstand, sagten uns seine Briefe. Schon seiner maßvollen, tief religiösen Natur war das wüste Treiben, das nicht auf eine ruhige Entwicklung, sondern auf einen jähen Umsturz zielte, ein Greuel. Zudem fühlte er sich dem Könige für die freiwillig gewährte Pension zu Dank verpflichtet und hatte im Hause seines hohen Bruders so viel Freundliches und Huldvolles genossen, daß ihn die Ereignisse aufs Persönlichste mittreffen mußten, die den verehrten Prinzen nach England trieben, und der Gedanke ihn im Innersten empörte, daß an der Wand des Palais, in welchem noch vor Kurzem sein „Meister Andrea" aufgeführt worden war, nun mit großen Buchstaben das freche Wort „Nationaleigenthum" geschrieben stand.

Wir Jüngeren, politisch völlig Unreifen hatten keinen Schutz gegen das hitzige Freiheitsfieber, das damals auch besonnenere Köpfe ergriff. Die Abenteuerlust der Jugend kam hinzu. Es war so aufregend schön, mit Flinte und Schleppsäbel, eine Feder am grauen Schlapphut, im Studentencorps mitzumarschiren, Nachts Schildwacht zu stehen auf der Rampe vor dem „Nationaleigenthum", oder im Schweizersaal des Schlosses die Nächte zu durchwachen und mit den Freunden Roquette und Fritz Eggers Verse auf Endreime zu machen, um den Schlaf abzuwehren. Auch blieb es nicht bei diesen Reimscherzen, die mit der großen

Sache nichts gemein hatten. Wir konnten der Versuchung nicht widerstehen, in die stürmischen Klänge der Zeit auch unser Wort mit hineinzuwerfen, und ließen ein Heftchen im Verlag der Gubitz'schen Buchhandlung erscheinen unter dem Titel „Funfzehn neue deutsche Lieder zu alten Singweisen", natürlich „den deutschen Männern Ernst Moritz Arndt und Ludwig Uhland gewidmet". Nur der alte Arndt hat ein freundliches Wort zum Dank an uns gewendet.

Wiederholt hatte mich Geibel davor gewarnt, zu früh mit meinem Dichten hinauszutreten; ich sollte warten, bis ich „einen Schlag damit thun könnte". Zu einem Schlage nun kam es auch diesmal nicht, nur zu einem Schlag ins Wasser. Denn diese wohlgemeinten patriotischen Herzensergüsse, deren Begeisterungssturm stets die schwarz-roth-goldene Fahne flattern ließ, gingen spurlos vorbei.

Wie ich jetzt das graue Heftchen wieder aufschlage, steigt meine Jugend daraus empor. Vier Gedichte von Bernhard Endrulat, zwei von Louis Karl Aegidi, der sich zu einem wirklichen Politiker auswachsen sollte, zwei mit N. N. bezeichnet — verbarg sich unter dieser Maske ein gewisser Geheimrath? Ich bin heut' nicht mehr im Stande, es zu entscheiden, die Züge sind allzu sehr verwischt. Die noch übrigen sieben kommen auf mein eigenes Conto. Ich finde, wenn ich sie noch so redlich prüfe, daß sie weder besser noch schlechter sind als die meisten, die damals durch die Zeitungen gingen. Eines, das letzte von ihnen, möge hier seinen Platz finden, um den Ton zu bezeichnen, auf den unsere Gemüther damals gestimmt waren.

Einen Mann!

Mel.: Prinz Eugen, der edle Ritter ꝛc.

O du Deutschland, edle Frau,
Welch ein' schlimme Wittwentrauer
Ist ergangen über dich,
Seit dein weiland Mann und Kaiser
Stieg hinab in den Kyffhäuser,
Barbarossa Friederich!

Freier kamen g'nug gelaufen,
Kamen gar zu hellen Haufen,
Sechsunddreißig an der Zahl.
Warum thatst du Alle nehmen?
Edle Frau, du mußt dich schämen:
Sechsunddreißig auf einmal!

Ei, du hast es bald gespüret,
Wie die Herrn dich nasgeführet
Und ins Fäustchen sich gelacht.
Sechsmal sechs macht sechsunddreißig;
Rührtest du dich noch so fleißig,
Hast es doch zu nichts gebracht.

Deinen Söhnen auch vor Allen
Wollte nimmermehr gefallen
Solch verzwicktes Regiment.
Und sie schrieen Weh und Zeter,
Aber ach, die Herren Väter
Machten bald dem Schrei'n ein End'.

Endlich nahm's den Herrgott Wunder,
Da man Anno Achtzehnhundert-
Achtundvierzig schrieb im März,
Machte nicht viel Federlesen
Mit dem ganzen tollen Wesen,
Daß uns leichter ward ums Herz.

Jetzo mag vor allen Dingen
Eines noch nach Wunsch gelingen,
So man nicht erkämpfen kann:
Unser Herrgott sei so gnädig,
Daß Frau Deutschland nicht bleib' ledig,
Send' er einen mächt'gen Mann.

Nicht den alten morschen Kaiser,
Der verzaubert im Kyffhäuser
Ganz verträumet sitzen soll;
Nein, ein frisches, junges Leben,
Allem Deutschen heiß ergeben,
Aller Kraft und Treue voll.

O du Deutschland, edle Fraue,
Fröhlich im Gemüth vertraue:
Neue Hochzeit hebt dir an,
Wenn der Freier wird erscheinen,
Den wir grüßen wie noch Keinen:
Nun Gottlob, das ist ein Mann!

Der junge Sänger und Seher ahnte nicht, wie spät erst, dann aber wie glorreich sein Wunsch sich erfüllen sollte.

III. Bonner Studien.

Die Ordnung in Berlin war wieder hergestellt, die Einwohner zu der „ersten Bürgerpflicht" zurückgekehrt. Das politische Fieber, das Jung und Alt ergriffen hatte, zitterte nur noch in dem leidenschaftlichen Interesse nach, mit dem man die Debatten in der Paulskirche verfolgte.

Auch die Musen, die ja unter den Waffen nicht ganz verstummt waren, bequemten sich wieder, friedlichere Weisen anzustimmen. Im Tunnel fuhr man fort, die Seenovellen des dicken Smidt anzuhören, Fontane's und Lepel's Balladen mit „sehr gut" auszuzeichnen und sich in poetischen Wettkämpfen zu erhitzen. Ich selbst schwänzte immer regelmäßiger meine Collegien und war ein desto häufigerer Gast im Kugler'schen Hause, das mir ein zweites Elternhaus geworden war.

So verging das Jahr 1848. Im Frühjahr 1849 bezog ich die Universität Bonn.

Ich war, wie gesagt, nach den zwei Jahren, in denen ich in Berlin classische Philologie studiert hatte, nur darüber klar, daß ich zu dieser Wissenschaft weder Talent noch Neigung hatte. Ob zu einer andern und zu welcher, darüber sollte ich in Bonn mit mir ins Reine kommen.

Am ehesten bildete ich mir ein das Zeug zum Studium der Kunstgeschichte zu haben. Hatte sie doch auch Kugler, ihren Mitbegründer, nicht so ganz in Beschlag genommen, daß sie ihm nicht Zeit und Kraft für allerlei novellistische und dramatische Allotria übrig

gelassen hätte. Und so hoffte ich im Stillen, das unumgängliche Brodstudium in dem zu finden, was meinem theuren Freunde eine so angesehene Stellung verschafft hatte und wofür ich eine entschiedene Anlage auch in mir zu erkennen glaubte.

Und war es nicht auch günstig genug, daß ich mein neues Universitätsjahr gerade in Bonn zubringen sollte, von wo aus die beste Gelegenheit war, in den Städten hinab und hinauf am Rhein die Geschichte der Baukunst anschaulicher zu studieren, als aus gedruckten Büchern und architektonischen Atlassen? Immerhin fanden sich zunächst in Köln und Aachen Kirchen genug, an denen ich beweisen konnte, was ich in Kugler's Vorlesungen gelernt hatte. Ich war auch eifrig bemüht, mich so tief als möglich ins Technische hineinzuarbeiten, und da Freund Franz mit diesem Vorhaben einverstanden war, munterte er mich dazu auf, auch das Thema meiner Doctor-Dissertation aus dem Kreise der Baugeschichte zu wählen. Nichts Geringeres betraf es als die Untersuchung, wie es mit den Bauhütten des Mittelalters bestellt gewesen war, ihre zünftige Organisation und ihren sagenhaften Zusammenhang mit der Freimaurerei zu erforschen.

Meine Erwartung, durch Kinkel's Vorlesung über Geschichte der Malerei an das Studium der Kunstgeschichte ernstlicher gefesselt zu werden, war freilich eine Täuschung gewesen. Statt eines ernsten Gelehrten im Stil der Kugler, Schnaase, Böttiger, Burckhardt sah ich einen Schönredner auf dem Katheder, der mit selbstgefälliger Würde sein Auditorium zu bezaubern suchte. Als ich von ihm gehört hatte, daß es „der höchste Sieg des Geistes über die Materie sei, nur ein bischen rothe Farbe zum Ausdruck des Zorns oder der Scham auf einem Menschenantlitz zu gebrauchen", besuchte ich diese Vorlesungen nicht mehr, die denn auch bald durch des Dichters abenteuerlichen Freischaarenzug ins Badische abgebrochen wurde.

Auch mit der Aesthetik des alten Brandis, in dessen Colleg ich zuletzt neben dem Dichter der „Anneliese" Hermann Hersch der einzige Zuhörer war, blieb es beim ersten Anlauf. Auch das war nicht das Rechte, das Eine, was mir noth that. Mit der

classischen Philologie vollends hatte ich innerlich schon gebrochen, eh ich nach Bonn kam. Auch eine so bedeutende Persönlichkeit wie Friedrich Ritschl konnte den Abtrünnigen nicht zurückführen. Ich war dem Ritschl'schen Hause aufs Wärmste empfohlen worden, verehrte in dem großen Meister auch den gütigen und hochherzigen Menschen und fand in seiner jungen Frau so viel Anmuth des Geistes und jener großen Gedanken, die aus dem Herzen kommen, daß ich glücklich war, hier wie ein Kind des Hauses aufgenommen zu sein. Eine ähnliche Güte bewies mir der alte Welcker, der eine eigene Gabe hatte, jungen Menschen das Herz aufzuschließen und sie für die Welt der Griechen, in der er lebte, zu begeistern. Gleichwohl gelang es keinem dieser beiden verehrten Lehrer, mich zur classischen Philologie zurückzugewinnen.

Ich ließ mir aber von dem Dunkel, das über meiner Zukunft lag, die Jugendlust nicht trüben, die hier an den lachenden Rheinufern hell aufblühte, sondern verbrachte den Sommer 1849 wie sonst nur ein Fuchs sein erstes Semester, mehr in lustigen Streifzügen durch die herrliche Gegend und in den kleinen Weinkneipchen von Endenich, Kessenich und Rolandseck, als in den Hörsälen, immer in der Gesellschaft sehr guter Freunde, wenn ich auch ein für allemal mich von Allem, was Corps-Comment hieß, ferne hielt. Denn ich begriff nicht, wie junge Leute, die eben die Fessel des Schulzwangs abgestreift haben, statt ihre Freiheit ungebunden zu genießen sich sofort wieder unter eine kameradschaftliche Zucht schmiegen und auf Commando trinken, singen, fechten und bummeln mögen, wie es ihnen von ihren Oberen vorgeschrieben wird. Für gewisse unselbständige Charaktere mag es zweckmäßig sein, sich erst einem Corpsgeist unterwerfen zu müssen, der ihnen einen gesellschaftlichen Halt giebt, bis dann vielleicht ihr Selbstgefühl daran erstarkt. Ich fühlte dazu kein Bedürfniß und hielt mich an einzelne Freunde, zu denen auch die Brüder Hermann und Rudolf Grimm zählten. Nur dieser, der Jüngere, studierte diesen Sommer in Bonn, sein älterer Bruder kam nur einmal zum Besuch. Dabei fiel eine

drollige Scene vor, die sich in der Erinnerung so belustigend ausnimmt, wie sie im Erleben peinlich war.

Ich hatte von Franz Kugler auch einen Gruß an Simrock mit auf den Weg bekommen, mit dem er als Student befreundet gewesen war. Noch immer hatte ich keine Gelegenheit gehabt, diesen Gruß zu bestellen, da Simrock's Persönlichkeit mich wenig anzog und die mittelhochdeutsche Dichtung, um die er sich durch seine etwas steifen Uebersetzungen immerhin verdient gemacht hatte, mir damals fern lag. Die jungen Grimms, zu denen er in einer Art Onkelverhältniß stand, besuchten ihn sofort und luden auch mich eines Nachmittags zu einem gemeinsamen Spaziergang nach Plittersdorf ein.

Nach der ersten stummen Begrüßung richtete ich Kugler's Auftrag aus, worauf auch nur wieder ein stummes Kopfnicken erfolgte. Als wir uns dann in Bewegung setzten, schritt der Professor mit Hermann voran, ich folgte mit Rudolf, nahe genug, das Gespräch vor uns mit anhören zu können, das nicht sonderlich belebt war. Auch der Wein, den wir tranken, als wir unser Ziel erreicht hatten, war nicht im Stande, die Stimmung mehr in Schwung zu bringen. Als wir daher den Heimweg antraten und ich wieder die langen schwarzen Rockschöße des Herrn Professors philisterhaft vor mir hin und her schwanken sah, ertrug ich es nicht länger, als stummer Trabant hinterdrein zu wandern, ohne von dem immerhin verehrten Manne eines Wortes gewürdigt zu werden, und brach ein Gespräch vom Zaune, durch das ich ihn ein wenig zu interessiren dachte. Heut Morgen, sagt' ich zu Rudolf, habe ich ein sonderbares Gedicht gelesen, in welchem die Vorgeschichte von Schiller's „Ritter Toggenburg" in demselben Versmaß erzählt wird. Als ob das nicht gerade so echt dichterisch wäre, wie Schiller, dem die historischen Antecedentien sehr gleichgültig waren, mitten ins Zeug hineingeht. Wer da etwas zu ergänzen für nöthig gefunden hat, muß ein rechter Pedant gewesen sein.

Da steht Simrock plötzlich still, wendet sich um und sagt mit dem ruhigsten Tone: Der Pedant bin ich gewesen.

Daß ich gern in den Erdboden versunken wäre, wird man mir glauben. Doch kam von diesem hochdramatischen Augenblick an eine lebhafte Unterhaltung unter uns Vieren in Gang, und der alte Herr entließ mich, da wir uns vor seinem Hause verabschiedeten, mit einem freundlichen Händedruck.

Unter Allen aber stand mir ein Braunschweiger, Bernhard Abeken, den ich in Berlin kennen gelernt, am nächsten. Ich wohnte mit ihm zusammen in zwei Zimmern eines ansehnlichen Hauses, das dem Besitzer eines großen Waarengeschäfts, Röttgen, gehörte. Im Winter darauf, als mein Stubengenosse mich verließ, fand ich ein bescheidneres Quartier in der Rheingasse bei einer Wittwe Böschemeyer, die einen kleinen Laden mit Eisenkram hielt, und deren schönäugige Tochter Settchen mich darüber hinwegsehen ließ, daß dies Stübchen nach dem Hof hinaus nicht viel Sonne und einen rauchenden eisernen Ofen hatte.

Abeken war schon ein bemoos'tes Haupt und machte bald darauf in seiner Heimath das erste juristische Examen. Sein klarer kritischer Verstand und ein trockner Humor, mit dem er uns Jüngere behandelte, ließen das warme Gemüth nicht auf den ersten Blick erkennen. Doch war sogar ein Stück Poet in ihm. Als ich viele Jahre später an allerlei Büsche klopfte, um für den Novellenschatz verborgene Findlinge zu sammeln, gerieth ich auch an eine anonyme Erzählung in Westermann's Monatsheften, die ich der Aufnahme in diese Mustersammlung durchaus würdig fand, und erfuhr auf meine Anfrage bei der Redaction, daß kein Anderer der Verfasser sei, als Bernhard Abeken.

Er hat später auch eine politische Rolle gespielt und ist in den Reichstag gewählt worden, wie auch der zweite meiner Bonner Intimen, Levin Goldschmidt, der in der Folge als Meister des Handelsrechts eine hervorragende Stelle an den Universitäten Heidelberg und Berlin wie am Reichsgericht in Leipzig eingenommen hat. Damals offenbarte sich unser politisches Interesse ziemlich fragwürdig durch die heftige Parteinahme für die revolutionären Vorgänge am Rhein und im Badischen. Es fehlte nicht viel, so hätten wir uns Kinkel bei seinem aben-

teuerlichen Freischärlerzuge angeschlossen. Doch versäumten wir den richtigen Zeitpunkt und erkannten dann bald, daß wir bei diesem phantastischen Unternehmen unsere Haut sehr thöricht zu Markte getragen hätten.

Dieser Sommer am Rhein steht in vollem Sonnenschein vor meiner Erinnerung; er wurde noch gekrönt durch eine erste Schweizerreise in den Herbstferien. Der gute Onkel Louis, den ich in Mannheim aufsuchte, hatte das Reisegeld dazu hergegeben, allerdings ziemlich schmal bemessen, so daß es nur für eine zehntägige Fußwanderung mit den bescheidensten Ansprüchen ausreichte. Ich hatte aber auch mit meinem Wechsel in Bonn keine großen Sprünge machen können, und die Wonne, in der herrlichen Gotteswelt der Alpen, mein Ränzel auf dem Rücken, tagelang dahinzuträumen, war durch keine Einschränkung zu verkümmern.

In Basel klopfte ich bei meinem theuren Jacob Burckhardt an und verbrachte einen unvergeßlichen Abend mit ihm auf seiner stillen Klause hoch überm Rhein, wo er mir einen edlen Burgunder nebst einer Hasenpastete vorsetzte und seine italienischen Liedchen wieder einmal sang. Dann stieß ein jüngerer guter Freund aus der Berliner Zeit zu mir, der Wiener Heinrich Jaques, später an den politischen Kämpfen in Oesterreich lebhaft betheiligt, der dritte meiner Jugendfreunde, der in einen Reichstag gewählt wurde. Damals war er ein schmächtiger, zarter Juvenil mit schwarzen Locken um ein schmales, blasses Gesicht von stark orientalischem Typus, dem große schmachtende Augen einen anziehend schwermüthigen Ausdruck verliehen. Er begleitete mich aber nur bis Zürich, von wo mir ein anmuthiges Erlebniß im Gedächtniß geblieben ist. Abends durch die dunkle Stadt schlendernd, hörten wir aus den erleuchteten Fenstern eines Hauses weiblichen Chorgesang. Mein Freund, ein eifriger Musiker, — er war Virtuose auf dem Cello — blieb lauschend stehn, ich schlug vor, hinaufzugehen und zu fragen, ob man dem Concert nicht beiwohnen dürfe. Gesagt, gethan. Als wir oben in einer Pause anklopften, öffnete uns der Dirigent, ein älterer Herr, der uns auf

unsere bescheidene Anfrage, da wir uns als Musik-Enthusiasten vorstellten, freundlich einzutreten bat. Der Saal war voll junger Mädchen in hellen Sommerkleidern, die uns sehr erstaunt und unter einander flüsternd musterten. Wir wurden aber als reisende Kunstfreunde von Distinction behandelt und zu ein paar Sesseln in der vordersten Reihe geführt wurden, in denen wir uns niederlassen mußten, während der Musikdirector uns das Beste, was gerade einstudiert war, zum Besten gab.

Nach einer Stunde war der musikalische Abend zu Ende. Nun erschienen die Dienerinnen der jungen Damen, sie nach Hause zu holen, jede mit ihrem Laternchen, so daß sich die nächsten Straßen wie mit einem Schwarm großer Leuchtkäfer belebten, bis die Sternennacht wieder allein herabfunkelte.

So ganz wonnevoll aber wurde dem fahrenden Schüler erst zu Muth, als er sich einsam dieser gewaltigen Natur gegenüber sah. Die Briefe nach Hause strömen über von der ungebundenen Jugendlust des angehenden Poeten, die selbst durch einen heftigen Katarrh — mein lebenslanger Spielverderber! — kaum gedämpft werden konnte. Auch der verließ mich endlich, und ich fühlte mich lebensfroher und glücklicher als je.

Hier aber muß ich noch eines wundersamen Erlebnisses gedenken, dessen schwermüthig süße Erinnerung mich auf dem ganzen Heimwege begleitete und heute noch, wenn ich ein kleines altes Bildchen betrachte, mich im Innersten bewegt.

* * *

Ich war am 6ten September in Alpnach, noch halb verschlafen, früh um 5 Uhr aufgestanden, hatte dann bald meine Wanderung über Sarnen angetreten und um Mittag die große Scheideck erreicht, darauf den Brünig überschritten, Alles in Allem für einen richtigen Alpenwandrer keine erhebliche Leistung. Ich aber, da ich meine Kräfte noch nicht geübt hatte, kam gegen Abend sehr erschöpft in Meiringen an und hatte kaum noch Augen dafür, wie hübsch der kleine Ort vor mir lag, rauschende Gießbäche von allen Seiten und die grünsten Wiesengelände um die sauberen

Häuser. Ich dachte nur einen Bissen zu essen und dann einen langen Schlaf zu thun.

Wie ich aber die enge Treppe im Hôtel du Sauvage hinaufklettre zu meinem Zimmer im obersten Stock, steht da ein Mädchen am Treppengeländer in der Berner Tracht, schwarzes Mieder, breite, schneeweiße, gestärkte Hemdärmel, die bis an die Ellenbogen reichten, um den Kopf eine breite Flechte, ein Gesicht, das selbst in dem halbdunklen Flur mich auf den ersten Blick bezauberte, große, reine, sehr edle Züge und stille dunkle Augen, ein schlanker Hals auf einer stolzen Gestalt, die sich mit einer ganz eigenen ruhigen Anmuth bewegte. Sie erwiederte meinen Gruß nur mit einem stummen Kopfnicken und führte mich in mein schmales einfenstriges Zimmer, wo ich mein Ränzel ablegte.

Als sie dann das Bett bereitete und mir frisch Wasser brachte, stand ich nur immer und verfolgte jede ihrer Bewegungen. Hunger und Müdigkeit waren vergessen, ich hatte nur Einen Wunsch, dies Gesicht in mein Büchlein zu zeichnen. Das sagte ich ihr endlich, und sie nahm es ohne einen Zug von geschmeichelter Eitelkeit hin, ging wieder, um erst noch draußen etwas zu verrichten, und kam dann, immer sehr still und wie abwesenden Geistes, wieder zu mir herein. Der letzte Tagesschein fiel in die Kammer, sie setzte sich auf den Stuhl am Fenster, das schöne, gemmenhafte Profil gegen die Wipfel der Nußbäume draußen gekehrt, und ich sputete mich, die kurze helle Zeit zu nützen. Dabei sprachen wir noch immer nichts, sie blieb aber nicht ruhig, sondern wandte beständig das Gesicht nach mir um und sah mich an, bis ich endlich lachend aufstand, nachdem ich eine flüchtige Skizze zu Stande gebracht hatte, und sagte, ich wolle sie nur freigeben, die Nacht breche herein, ob sie das Bildchen anschauen wolle. Sie nickte wieder, warf einen Blick auf das Blatt und schlug dann ihre großen Augen voll zu mir auf. Im nächsten Augenblick hatten wir uns umfaßt, und unsre Lippen ruhten auf einander.

Es war das so gekommen, als müsse es sein, als hätte ein elementarer Zug uns einander in die Arme geführt und alle

Fremdheit abgestreift. Mir war zu Muth wie im Traum; aber nun war der Bann gebrochen, und sie fing an zu sprechen, in einem mit schweizerischen Lauten und Worten gemischten Hochdeutsch, das mir ungemein lieblich klang. Es war, als fühlte sie das Bedürfniß, mir den Verdacht zu benehmen, sie sei eine der leichtsinnigen Wirthsmägde, die mit jedem Fremden sogleich vertraulich umgehen. Hier im Haus, erzählte sie mir, habe sie ein übles Leben und viel Versuchung auszustehen. Die Engländer und Franzosen böten ihr Hände voll Gold, aber sie hab' ihre Religion und wolle brav bleiben. Ach Gott, sagte sie, wie ist das nur gekommen! Ich dachte an Nichts und sang in meinem Stübli, da werd' ich gerufen; es komme ein Fremder. Wie ich nun an die Stiege trete und sah Sie heraufkommen, ward mir's ganz wirblig im Herzen. Ich verwundre mich über mich selbst, daß ich so rede, aber ich habe Sie lieber, als ich je ein Menschenkind gehabt habe. — Und dann wieder, während wir still am Fenster lehnten und ich ihr reiches Haar streichelte und ihre Wange küßte: Je länger ich dich anschaue, desto holder wirst du. Du mußt ein guter Mensch sein, es steht in deinen Augen. Ich wollte, der liebe Gott bescherte dich mir, da dürft' ich den ganzen Tag by dir sy, nit immer küsse, nur anschaue. Ach geh du weg! Ich bekomm' dich viel zu lieb, und dann ist's ein Herzeleid!

Man rief nach ihr im Hause. Sie machte sich los und sagte: I ha' jetzt z'schaffe. Gang du abe und iß, nachher stiehl' i mi wieder zu dir. — So begleitete sie mich bis an die Treppe, wo wir uns mühsam trennten.

Ich aß dann im Gastzimmer unten zu Nacht, mir war alle Eßlust vergangen. Immer mußt' ich an das eben Erlebte denken und wußte nicht, was ich davon halten sollte. So unerfahren ich war, hatte ich doch genug von den Abenteuern gehört, die Reisenden im Berner Oberland, die darauf ausgehn, nur zu willig entgegenkommen. Dann brauchte ich mir nur Bäbeli's Blick und den Ton ihrer Stimme zurückzurufen, um jeden schnöden Verdacht weit abzuweisen.

Einmal sah ich sie hinten durch das Gastzimmer gehen, ein leuchtender Blick traf mich, mir stieg das Blut ins Gesicht, wie wenn Alle, die an den Tischen saßen, das Geheimniß errathen müßten, dann eilte ich, wieder in meine Zelle hinaufzukommen.

Gleich darauf trat sie wieder bei mir ein, mit einer brennenden Kerze im zinnernen Leuchter, deren Schein ihr reizendes Gesicht noch ganz anders verklärte, als vorher das schwindende Abendroth. Dazu das Lächeln, mit dem sie mich grüßte, gleichsam triumphirend, daß sie mich nun wieder in Besitz nehmen konnte. Sie setzte sich zu mir und küßte mich auf die Augen — das ist mir noch heute lebhaft in der Erinnerung als etwas besonders Liebliches. Ich zog sie auf meinen Schooß, und sie sagte mir Liebesworte ins Ohr, die mir sehr süß klangen, trotz der rauhen Aussprache des ch. Draußen war's tiefe Nacht geworden, wir hörten die Gießbäche tosen und verworrene Stimmen im Hause und plauderten ganz leise mit einander. Hör, sagte sie, du mußt mich heirathen, willst du? O du hast Eltern, die du fragen mußt! Ach wenn du nach Niemand zu fragen hättst! Schau, ich hab' ein Haus mit zwei Schwestern zusammen und ein Güetli. Ach, ich thät', was du wolltst, wenn du mein wärst für Zeit und Ewigkeit! Wärst du mein Mann, ich thät' dich noch viel tausendmal lieber haben. Aber am End' hast du schon eine Frau? — Ich lachte und sagte ihr, wie jung ich sei, ich könne noch lange nicht ans Heirathen denken. — O, sie könne warten, sie sei ein paar Jahr älter, als ich, das schade aber nicht. Es eile ihr nicht mit dem Heirathen, wenn's nur dann Der wär', den sie gern hätt' — sonst bring' ich dem Herrgott eine Jungfernseele. Ich hab' schon mehr als Einen heirathen können, schon als ich erst sechzehn Jahr alt gewesen bin, aber immer nicht gewollt. Es ist auch schon Einer um mich im Grab. Ach wärst du mein, zu Nacht wollt' ich dich nur ein einziges Mal küssen, aber der Kuß sollt' dauern bis zum Morgen!

Als ich ihr keine Hoffnung machen konnte, wurde sie traurig. Was ist das doch für ein Schicksal, daß du kommen mußtest! Es war die sechste Stund, da ich dich zuerst sah. Ich werd' die

Zit behalten, wo der Herrgott so gnädig war — o so ungnädig! Aber du bleibst doch noch hier — morgen — übermorgen — mir zu Lieb? — Dann ward sie wieder abgerufen, und ich saß allein in schweren, schwülen Gedanken, dabei von Müdigkeit befangen und der Sorge, was werden sollte. Sie kam endlich wieder, freudestrahlend und in überströmender Zärtlichkeit. Es sind noch so viel Fremde gekommen, sagte sie, und unten isch's wüescht, im Saal sitzen betrunkene Engländer und Einer stellt mir nach und schellt alle Augenblick, daß ich in sein Zimmer kommen soll. Ich hab' aber eine Frau gebeten, daß sie meine Arbeit für heut Abend thun soll, ich bezahl's ihr frili, aber da kann ich doch zu dir und noch es bitzli von dir profitire. Ach Schätzeli, ich lieb' dich über die Maßen. Jetzt aber gang schlafen, du bist müed. Nein, ich möcht' dich nit schlafen sehn; wo sollt' ich dann hin mit mein' bitzli Bravheit! Oder nein, gang nur zu Bett. Ich komme noch einmal und bring' dir e gueti Nacht, ich bleib' schon fest und bet' zuvor: Führe mich nicht in Versuchung!

Sie kam dann auch und hatte ein Scheerchen mitgebracht und fragte mich, ob ich von ihren Haaren wolle, was ich freudig bejahte. Dann schnitt sie mir eine lange Strähne von meinem Kopf ab und verbarg sie an ihrer Brust. Und dann — parting is such sweet sorrow — das Herz schlug mir bis in den Hals hinauf, aber sie wand sich glühend und scheu aus meinem Arm, der sie halten wollte, und schlüpfte hinaus.

Als ich am andern Morgen die Augen aufschlug, sah ich sogleich in die ihren. Sie saß auf dem Rand meines Bettes und lächelte mir guten Morgen zu. Dann aber, da ich zum Bleiben nicht zu bewegen war, stürzten ihr die Thränen aus den Augen. Wenigstens wiederkommen sollt' ich, auf alle Fälle schreiben, sie könne mich nicht verlieren. Ich gab ihr ein seidenes Tuch von mir, das ihr gefiel, zum Andenken und sagte, daß ich ihr was schicken wolle. — Aber keinen Schmuck! bat sie. Wenn i di ha', bin i scho überschmückt. Ach, du wirst mich vergesse, bald! — Ich ging dann hinab, um zu frühstücken. Als

ich wieder hinaufkam, kauerte sie an meinem Bett und sagte: Ich drücke den Kopf dahin, wo deiner lag, das thut so weh! Dann sprang sie auf und fiel mir ans Herz unter strömenden Thränen, endlich so von Sinnen, daß sie neben dem Bett hinfiel und ich, die Verwirrung ihres Schmerzes benutzend, mich hinausschleichen konnte.

Als ich unten im Freien war und zu dem Fenster droben zurücksah, stand sie regungslos an der Brüstung, ihre blassen Wangen schimmerten von Thränen, die sie nicht zu trocknen suchte, so behielt ich ihr trauriges holdes Bild im Auge, bis ich um die Krümmung des Weges bog.

Wie lang und tief ich es im Herzen behielt, wie auch ihre Briefe den Kummer um dies verlorene Glück nur verstärkten, das am Stirnhaar zu fassen ich nicht muthig oder — gewissenlos genug gewesen war, bis ich sie endlich bat, nicht mehr zu schreiben, das mag Jeder sich vorstellen, dem sein Schicksal einen ähnlichen Verzicht jemals auferlegt hat.

* * *

Nach Bonn zurückgekehrt, begriff ich, daß ich nun mit all meinen Aufgaben Ernst machen müsse.

Zunächst sollte mein poetisches Streben eine tiefe Wandlung erfahren durch die Freundschaft, die mich bald mit Jacob Bernays verband, einem der schärfsten und tiefsten Denker, die jemals sich der Aufgabe der Philologie, Erkanntes zu erkennen (Böckh's Definition), unterzogen hatten. Er war damals schon Docent an der Bonner Universität. Doch seine Vorlesungen waren es nicht, denen ich jene Umwälzung meiner Sinnesart verdankte, sondern der persönliche Verkehr, in dem ich die Allgegenwart seines Wissens und die Schärfe seines Urtheils nicht nur im Gebiet der classischen Philosophie und Historie, sondern auch in den modernen Literaturen bewundern lernte. Nur Eins fehlte ihm, was überhaupt dem jüdischen Stamm nur selten eigen zu sein pflegt: das Organ für das eigentlich Künstlerische. (Als ich ihn einmal aufforderte, ein Bild anzusehen, das irgendwo

ausgestellt war, versetzte er achselzuckend: Wozu soll ich das? Ich war ja im Louvre.) So konnte mir sein Urtheil über das Häuflein Dichtungen, das ich nach Bonn mitgebracht hatte, in Rücksicht auf die — innere und äußere — Form nicht maßgebend sein. Doch fühlte ich, daß er Recht hatte, wenn er darauf drang, daß ich mich von der spielenden Uebung meines Talents abkehrte und mir's zur Pflicht machte, in die Tiefen meiner Natur hinabzusteigen. Jetzt zuerst fing ich an, den beiden Großen, die ich freilich stets verehrt hatte, Shakespeare und Goethe, ein eigentliches Studium zu widmen und mich von Spinoza's stillem, starkem Licht durchleuchten zu lassen. So vollzog sich in mir eine heilsame Katharsis, nicht ohne Schmerzen. Meine eigenen bisherigen Leistungen erschienen mir unbedeutend, die Dramen meines theuren Kugler konnte ich nicht mehr für voll ansehen, und Geibel's Lyrik bestand nur in wenigen Stücken vor meiner schonungslos geschärften Kritik. Damals erschienen die Märchen, die ich für die Kugler'schen Kinder gedichtet hatte, vielfach auf den Spuren Clemens Brentano's wandelnd und mit Berliner Mutterwitz allzu reichlich gewürzt. Ich hatte in die Herausgabe gewilligt, um durch das Honorar meinem Vater die Sorge für meinen Unterhalt auf der Universität in etwas zu erleichtern. Im Herzen schämte ich mich, in der sturmbewegten Zeit, an der ich den lebhaftesten Antheil nahm, mit so unreifer leichter Waare hervorzutreten, und beschwor die Meinigen in jedem Brief, die Maske des „fahrenden Schülers" nicht zu lüften.

Aus der Gährung aber, in der mein dichterisches Gemüth sich befand, rang sich dann ein Trauerspiel „Francesca von Rimini" hervor, ganz im Banne der Shakespeare'schen Kunst befangen, doch bei aller jugendlichen Unreife wenigstens von einem starken Leidenschaftshauch durchweht und mit einer so ernst gemeinten Rücksichtslosigkeit zu Ende geführt, daß, der es geschrieben, darin eine feierliche Absage gegen die ästhetische Kleinmeisterei des Tunnels und seine eigene „Jungbrunnen-" Poesie gethan zu haben schien.

Noch einen anderen befreienden Dienst hatte ich dem Bonner Freunde zu danken. Angesichts der ungeheuren Weite seines philologischen Horizonts und der tief eindringenden Spürkraft, mit der er den feinsten historischen und philosophischen Problemen nachging, erschien es mir vollends so vermessen als hoffnungslos, auch meinerseits mich weiter zum classischen Philologen auszubilden. Dagegen war die romanische Philologie noch eine junge Wissenschaft, gleichsam eben erst aus dem Haupte eines einzigen Mannes geboren, des hochverdienten Friedrich Diez, der trotz seiner grundlegenden Werke über Leben und Dichtung der Troubadours, der romanischen Grammatik und des Wörterbuchs, wodurch er für die romanische Wissenschaft das geworden war, was die Gebrüder Grimm für die germanische, nur wenige Schüler hatte. Zu diesen gesellte ich mich nun, leider nur den einen Winter, in welchem er Dante las, nicht eben sehr anregend oder tiefgründig. Auf eigene Hand aber hatte ich mich in das uferlose Meer des spanischen Theaters gestürzt, auch angefangen, spanische Lieder und Seguidillas zu übersetzen. Wenn ich nicht hoffen konnte, auch in dieser Wissenschaft jemals es zur Meisterschaft zu bringen, so war hier doch noch so viel auch für eine geringere Kraft zu thun, daß ein redlicher Arbeiter sich auch als Handlanger und Geselle verdient machen konnte.

Als ich dann Ostern 1850 nach Berlin zurückkehrte, empfand ich es zunächst schmerzlich, daß ich in die altvertrauten Kreise als halb entfremdet wieder eintrat. Aus meinen verwandelten ästhetischen Gesinnungen, die mit den bisher gläubig anerkannten vielfach im Widerspruch standen, hatte ich den Freunden gegenüber kein Hehl gemacht. Ich konnte nicht vermeiden, Denen weh zu thun, die sich meiner dichterischen Bildung so liebevoll angenommen hatten. Aber die anfängliche Verstimmung wurde bald gelöst. Das Stück, das ich drucken ließ, wenn auch Manches darin den lieben Frauen unheimlich war, wurde doch auch von ihnen als ein neuer Schritt auf meiner Bahn begrüßt, und Kugler sowohl als Geibel, den ich wieder in Berlin antraf, wie auch mein lieber, gütiger Vater waren der Meinung, mit dieser

Arbeit, wenn sie auch noch nicht für ein Meisterstück gelten konnte, hätte ich meine Lehrjahre ehrenvoll beschlossen.

Minder freundlich urtheilten die Biedermänner im Tunnel, denen schon früher Manches in meinen Versen nicht sittsam genug gewesen war. Und vollends die sogenannte gute Gesellschaft ließ es mich erfahren, daß sie es nicht verzeihen kann, wenn ein junger Poet es vorzieht, statt auf ihre landläufigen moralischen Vorschriften, auf sein eigenes Gewissen zu horchen. Die Mütter schüttelten in den Kaffeekränzchen ihre tugendhaften Häupter und beklagten meine Mutter um den verlorenen Sohn, der ohne Zeichen der Reue aus dem rheinischen Venusberge heimgekehrt sei. Auch würdige Männer, die im Stillen auf meiner Seite waren, hielten es für Pflicht, ihre sittliche Entrüstung auszusprechen. Der alte Tieck aber schickte dem unvorsichtigen Verleger durch seinen literarischen Famulus Köpke die Warnung, mit einem so zucht- und talentlosen jungen Manne sich fernerhin ja nicht einzulassen.

Ich hatte freilich versäumt, dem alten Herrn, dem ich nur eine historische Bedeutung zuerkannte, unterwürfig, wie er es verlangte, zu huldigen und Heerfolge zu geloben.

* * *

Mich kümmerten all diese Dinge nicht, da ich mir in aller Bescheidenheit bewußt war, nur das Meinige gethan zu haben.

Das alte, trauliche Verhältniß zu den Freunden, auch im Tunnel, war bald wieder hergestellt. Ich war klug genug, meine neuen Anschauungen für mich zu behalten und ruhig auf meinem Wege fortzugehen. Nun galt es auch, die wissenschaftlichen Studien nachdrücklicher zu betreiben. Ich studierte die Provenzalen privatissime bei Mahn, dem Einzigen, der in Berlin in ihrer Sprache und Literatur zu Hause war, daneben sogar ein wenig Baskisch, von dem auch er nur die Anfangsgründe sich zu eigen gemacht hatte. Auch hörte ich über spanisches Theater bei V. A. Huber, dessen geistvolle Vorträge mich mehr anregten als die fleißige, aber ziemlich kritiklose Geschichte

des spanischen Theaters von Adolf Friedrich von Schack. Mit Geibel gemeinsam gab ich dann im Jahre 1852 ein „Spanisches Liederbuch" heraus, geschmückt mit einer reizend übermüthigen Umschlagvignette von der Hand meines theuren Adolf Menzel, mit dem ich auch außer den Tunnelsitzungen gute Freundschaft hielt. Meine Hauptangelegenheit aber in diesem fünften Universitätsjahr war die Vorbereitung zur Promotion und die Abfassung einer Dissertation über den Refrain in der Poesie der Troubadours.

Es war im Mai 1852, daß ich mich zu dem hochnothpeinlichen Verhör über meine sehr junge und unsichere Gelehrsamkeit in dem Saale der Universität einfand, wo die hohe philosophische Facultät ihren Spruch thun sollte. Sie war ziemlich zahlreich versammelt. Die Collegen meines Vaters glaubten es ihm schuldig zu sein, ihr Interesse an seinem Sohn dadurch zu bezeugen, daß sie ihn scharf ins Gebet nahmen. Und so erwies mir der alte Böckh die Ehre, sich über eine Stelle in Aristoteles' Poetik lateinisch mit mir zu unterhalten, Trendelenburg griff eine von mir aufgestellte These über Spinoza auf, Ranke ließ sich unter Anderem die Reihe der gothischen Könige, die in Spanien geherrscht, von mir hersagen — zum Glück hatte ich sie mir zufällig eingeprägt bis auf einen einzigen, den Ranke selbst dann hinzufügte — der greise von der Hagen legte mir seine Ausgabe des Nibelungenliedes vor und ließ mich ein paar Strophen übersetzen. Lachmann, den ich am meisten gefürchtet hatte, war nicht erschienen.

Auf all diesen Gebieten, wo ich mich keiner tieferen Studien rühmen konnte, zog ich mich leidlich aus dem Handel. In meinem eigensten Fach ging es mir nicht so gut. Der alte Immanuel Bekker, der neben der classischen Philologie auch die romanische an der Berliner Universität vertrat, hatte meine Abhandlung sehr günstig beurtheilt. Bei dem Besuch, den ich ihm machte, ihn zum Examen einzuladen, hatte ich ihm anvertraut, daß ich in den zwei Studienjahren, nachdem ich umgesattelt, mich außer den Provenzalen hauptsächlich mit Spaniern und Altfran-

zosen beschäftigt hatte. Hier wußte ich wirklich ein wenig Bescheid und konnte meinen Mann stehen. Gleichwohl beliebte es ihm, mich ausschließlich in romanischer Grammatik zu examiniren, die ich nur so weit studiert hatte, als zum Verständniß der Werke nothwendig war.

Noch jetzt, wenn manchmal in Angstträumen jene Stunde in meiner Erinnerung auflebt, wenn ich die scharfen, trockenen Augen des kleinen Mannes auf mich gerichtet sehe und gewisse Fragen wieder höre, auf die ich verstummte oder eine verkehrte Antwort gab, fühle ich beim Erwachen, daß mir Mörike's „examinalischer Schweiß" auf die Stirne getreten ist.

Ich erfuhr nachher, selbst seine Collegen hätten dem unerbittlichen Peiniger vorgeworfen, daß er mir keine Gelegenheit gegeben, zu zeigen, was ich wirklich gelernt hatte. Da aber seine Stimme den Ausschlag gab, wurde mir mitgetheilt, daß ich nur multa, nicht summa cum laude bestanden hatte.

Ich nahm mir das nicht sonderlich zu Herzen, da ich keinen Gelehrtenehrgeiz hatte und vor Allem glücklich war, von dem langen Druck der letzten Monate aufathmen zu können.

Im Stillen war ich seit Jahr und Tag mit Kugler's Tochter, der ich das Märchen vom Glückspilzchen und dem langen Poeten erzählt hatte, heimlich verlobt. Dies öffentliche Geheimniß durfte nun ans Tageslicht kommen. Ein schöner Brautsommer folgte, den ich mit der Familie meiner künftigen Schwiegereltern in dem Schönhauser Landhause Bernhard von Lepel's verlebte.

Dann aber mußte geschieden sein, da ich mich zu einem Wanderjahr in Italien zu rüsten hatte.

IV. Ein Jahr in Italien.

Am 11ten Juli 1852 hatten meine Eltern in aller Stille ihre silberne Hochzeit gefeiert.

Um allen festlichen Veranstaltungen ihrer Berliner Freunde aus dem Wege zu gehen, waren sie mit mir nach Baden-Baden gereis't, wo wir ein paar heitere Sommerwochen in der Gesellschaft meines Onkels Louis Saaling und seiner Frau verlebten.

Ich machte dort unter Andern auch die Bekanntschaft des alten Justinus Kerner, den ich mit seiner wunderlichen Geistermarotte, die er gelegentlich selbst ironisirte, seiner „Kleckssographie“ [1]) und seinem ganzen naiven, warmblütigen Wesen sehr lieb gewann. Auch er fand an mir ein väterliches Wohlgefallen. Er war seit dem Tode seines treuen Rikele sehr weichmüthig und thränenselig geworden und lebte in allerlei Mystik, gab mir bei dichtverhangenen Fenstern ein Concert auf der Maultrommel, die in der That wie eine geheimnißvolle Stimme aus einem fernen Jenseits klang, und hatte eine wunderliche, etwas schwachsinnige kleine Gräfin bei sich, die beständig um ihn herum geistete und seinen Rapport mit dem Zwischenreich vermittelte. Einmal

[1]) Er ergötzte sich daran, ein Blatt Papier in der Mitte zu brechen, spritzte auf die eine Seite Tintenkleckse und drückte sie dann auf der Gegenseite ab. In die dadurch entstandenen breit ausgelaufenen Flecken zeichnete er mit der Feder Striche und Punkte, die Umrisse ergänzend, in denen er dann allerlei Figuren sah, (u. A. „eine Nonne, auf einem Husaren reitend“) wie Mädchen beim Bleigießen den unförmlichen Klümpchen mit der Phantasie nachhelfen.

saß er mir auch zu einer Bleistiftskizze, unter die er die Verse schrieb:

Endlich ist mein Bild getroffen,
Wider Hoffen,
Du, nur du hast es vollbracht.
Jeder, Jeder
Mit dem Pinsel, mit der Feder
Malte mir, dem armen Tropf,
Sonst nur einen Kürbiskopf.

Wie er die Aehnlichkeit beurtheilen konnte, da er fast erblindet war, blieb mir räthselhaft. Doch stand ihm wohl auch bei anderen Gelegenheiten ein Rest seiner Sehkraft zur Verfügung. Wenn sich ihm Frauen und Mädchen näherten, wußte er sehr wohl die Häßlichen von den Hübschen zu unterscheiden, indem er Jene stehen ließ und nur Diese an sich heranzog, um ihre Gesichter ganz nahe zu betrachten und sie dann auf den Mund zu küssen.

Als ich ihn zum letztenmal besuchte, um mir zu meiner Romfahrt seinen Dichtersegen geben zu lassen, nahm er ein in schwarze Wachsleinwand eingenähtes Schreibheft von seinem Tische und schenkte es mir. Auf die erste Seite hatte er geschrieben:

Deine Saiten sind zersprungen,
Und erblindet bist du schier.
Ueberlaß dem frischen, jungen,
Alter Schreiber, dein Papier!

Ich habe den lieben alten Mann, der jedenfalls ein geborener Poet war, wenn er sich auch zu höheren Leistungen nie erzogen hat, nicht wieder gesehen. Seine unförmlich dicke Gestalt aber mit dem bleichen, blödsichtigen Kopf in dem abgetragenen langen schwarzen Rock an einen katholischen Landpfarrer erinnernd, steht mir noch deutlich vor Augen, und sein „Papier" ist in Italien fleißig beschrieben und des freundlichen Donators oft dabei gedacht worden.

* * *

Von Baden-Baden aus wendeten wir uns in die Schweiz und hielten uns vier Wochen in Interlaken auf, um dann noch eine längere Herbstfrische am Genfersee zu genießen. Die Fahrt dahin war fröhlich und beglückte mich sehr, da ich meinen theuren Vater selten so frisch an Leib und Seele gesehen hatte. Ein lang gehegter Herzenswunsch ging ihm in Erfüllung: er sollte die Gegenden wiedersehen, in denen er als sechzehnjähriger Lehrer, wie ich oben erzählt habe, zuerst auf eigenen Füßen gestanden und in eine fremde Welt geblickt hatte. Wie oft hatte er mir die Namen der Berge Dent du Midi, Dent de Morcle und der kleinen Städte von Chillon bis Genf genannt. Nun sah ich dies Alles zugleich mit meinen und seinen Augen, kein Wunder, daß auch mir seitdem dieses zugleich liebliche und erhabene Seegestade des Pays de Vaud mehr ans Herz gewachsen blieb, als irgend eine andere Gegend der Schweiz.

Montreux war damals noch nicht wie heutzutage eine englische Colonie. In der Pension Vautier fanden wir nur eine alte schottische Dame mit zwei Töchtern, die sich rasch mit uns befreundeten, wenn auch die Mutter es der meinigen nicht verzeihen konnte, daß sie die Sonntagsruhe verletzte, indem sie sich am Sonntag Nachmittag mit ihrem Strickzeug im Salon niederließ. Außerdem war da ein englischer Geistlicher mit seiner Frau, der seiner Gesundheit wegen hier überwinterte. Als ich fünfzehn Jahre später wieder nach Montreux kam und die Wirthin fragte, ob sie inzwischen von Mr. N. etwas gehört habe, öffnete sich die Thür, und der feine Kopf des alten Herrn erschien leibhaftig vor meinen Augen, mit dem gleichen sinnigen und heiteren Ausdruck wie damals. Er war längst gesund geworden, hatte sich aber von dem reizenden Fleck Erde nicht mehr trennen können.

Die übrige Gesellschaft bestand zumeist aus Franzosen, aber auch an jungen Deutschen fehlte es nicht, guten Gesellen, mit denen ich auch später in Rom und Neapel wieder zusammentraf, wo wir jedoch bei ihrer sehr unkünstlerischen Bildung nicht viel an einander hatten. Um ein Haar wäre ihnen und mir die Romfahrt überhaupt vereitelt worden. Ich hatte

mich mit ihnen, ohne einen erfahrenen Bootsmann mitzunehmen, in einem leichten Segelboot bis nach Chillon gewagt, als bei der Rückkehr plötzlich ein Sturm losbrach und wir nur mit großer Anstrengung es dahin brachten, bei Montreux wieder zu landen.

In der zweiten Hälfte des September kam nun mein Freund Otto Ribbeck, mit dem zusammen ich die Reise machen sollte. Auf Ritschl's, seines Lehrers, Empfehlung war ihm von der Berliner Akademie eine Reise-Unterstützung bewilligt worden, um für eine große neue Ausgabe des Virgil auf italienischen Bibliotheken die Handschriften zu vergleichen. Jedenfalls trug er ein ganz anderes gelehrtes Rüstzeug mit sich, als ich für meine Provenzalen, zu deren weiterer Erforschung mir das preußische Ministerium ein Stipendium von fünfhundert Thalern gewährt hatte. Er war auch freilich fast drei Jahre älter als ich (geboren am 23. Juli 1827 zu Erfurt) und sollte dermaleinst als der treueste Schüler seines großen Meisters die glänzendste Leuchte der philologischen Wissenschaft werden, eine weitausgebreitete Lehrthätigkeit ausüben und durch kritische und darstellende Werke ersten Ranges bis in sein 71stes Jahr sich hervorthun.

Damals hatten seine Freunde wenig Hoffnung, daß er es zu hohen Jahren bringen würde. Man hatte ihn sogar mit Sorgen die Reise nach Italien antreten sehen, da seine Constitution, insbesondere seine zarte Brust, bisher die größte Schonung erheischt hatte. Aber in dem anscheinend schwächlichen, überschlanken Körper herrschte ein energischer Geist und eine zähe Widerstandskraft, die alle Anfechtungen siegreich überwand.

Ein ähnlicher Gegensatz von Zartheit und Festigkeit erschien auch in seinem geistigen und sittlichen Wesen: eine fast mädchenhafte Reinheit und Jungfräulichkeit der Empfindung ohne eine Spur von moralisirender Prüderie, nur weil das Gemeine weit hinter ihm lag, und dabei eine so mannhafte Rüstigkeit des Willens, oft bis zur Schroffheit gesteigert, daß er sich nicht besann, Menschen, die er gering achtete oder auch nur unsympathisch fand, mit verletzender Schärfe abzustoßen. Wen er aber liebte,

den umfaßte und hegte er mit einer Innigkeit des Gemüths, einer Zartsinnigkeit des Ausdrucks, die unwiderstehlich waren. Dazu konnte er an Tagen, wo ein jugendliches Wohlgefühl ihn beseelte, ausgelassen lustig sein, wie ein ganz junger Jüngling, und an tollen Streichen theilnehmen, als ob er noch keine Fragmente der lateinischen Tragiker edirt und Virgil-Codices collationirt hätte.

Mit diesem brüderlich geliebten Menschen das gelobte Land kennen zu lernen, war zu allem Andern eine Gunst des Glücks, die ich mir immer mit stillem Danke gegenwärtig hielt.

So trennten wir uns am Abend des 21sten September von Montreux und fuhren die Nacht durch das Rhonethal hinan, das von Bergwassern theilweise unwegsam gemacht war und im hellen Mondschein die schauerlich schönsten Ausblicke gewährte. Um 10 Uhr Morgens langten wir am Fuß der Simplonstraße an und brauchten den ganzen Tag, den Paß zu überschreiten und, nachdem wir das letzte Schweizerdorf Gondo und die erste italienische Dogana in Iselle passirt hatten, den Abstieg zu vollenden.

Die milde lombardische Herbstsonne vergoldete uns auch den nächsten Tag, der uns über den Lago Maggiore und seine beiden herrlich blühenden Inseln nach Sesto Calende führte. Dann noch eine Mondscheinfahrt von 9 Uhr Abends bis 3 Uhr Früh im engen zehnsitzigen Omnibus, und im dunklen Morgen war Mailand erreicht.

* * *

Von den vier Tagen, die wir hier rasteten, will ich nicht im Einzelnen berichten. Es braucht nicht gesagt zu werden, daß wir Allem nachgingen, was von italienischer Art und Kunst in dieser halbfranzösischen Stadt vorhanden ist, Kirchen und Theater besuchten, in der Brera unsere ersten Kunststudien machten und das erhabene Wunderwerk Lionardo's im Refectorium von Santa Maria delle Grazie, das trotz der Verwüstung durch den Zahn der Zeit und menschliche Rohheit uns gewaltiger ergriff, als alle er-

gänzenden Nachbildungen, andächtig bewunderten. Ein Tag wurde zu einem Ausflug nach dem Comersee verwendet, um in der Villa Carlotta (damals noch V. Sommariva) den Alexanderzug und Canova's Amor und Psyche, dann die Kunstwerke in der Villa Melzi zu betrachten und uns die reizenden Seeufer mit den Gestalten der Promessi Sposi zu beleben.

Am 29sten Mittags, brachen wir nach Genua auf, damals noch eine beschwerliche Fahrt, da von der Eisenbahn erst die kurze Strecke zwischen Alessandria und Arquata fertig war und ein mehrmaliges Umsteigen in unbequeme Wagen der Impresa Sarda nöthig wurde. So langten wir erst am Abend des 30sten September in Genua an und fanden im vierten Stock des Albergo d'Italia ein bescheidenes Zimmer, von dem aus wir aber einen weiten Blick über das Meer und den von Schiffsmasten starrenden Hafen hatten und eine Ahnung, warum man von Genova la superba sprach.

Zwei Tage hatten wir für Genua bestimmt, die wir unermüdlich zur Fortsetzung unserer Kunst-, Natur- und Volksstudien verwendeten. Dann aber war unser Touristengewissen in Betreff der genuesischen Kirchen, Paläste und hoch hinaufsteigenden Gassen vollauf befriedigt. Weder damals, noch bei späterer mehrmaliger Wiederkehr habe ich zu der stolzen, einst weithin das Meer beherrschenden Stadt ein rechtes Herz fassen können und mich ohne Bedauern nach kurzem Aufenthalt von ihrer kalten Pracht getrennt, zumal der tief in die Nacht fortdauernde Lärm in den Gassen, das Geschrei des Volks und das Rollen der Wagen stets meinen Schlaf gemordet hat.

Doch einer liebenswürdigen Scene im Teatro della Radegonda muß ich noch gedenken.

Wir hatten einer trefflichen Aufführung des „Don Pasquale" beigewohnt. Nach dem zweiten Act wurde ein komisches Duett eingeschoben, ein Gutsbesitzer beklagt sich mit seinem Fattore über die schlechte Ernte des Jahres, die ihn in bittere Noth bringe. Der Verwalter stimmt schwermüthig ein und weiß sich ebenfalls keinen Rath, bis sie endlich Beide auf die Kniee sinken und die

Götter des Olymp um Hülfe bitten. Wenn sie auf das Gebet armer Sterblicher hörten, sollten sie es Zechinen regnen lassen. Wirklich geschieht nach ihrem Flehen, aus den Soffiten kommt ein Regen blanker Zahlpfennige herab, denen die Beiden in höchstem Entzücken auf allen Vieren nachlaufen, dann sich aufrichten und eine drollige Dankhymne anstimmen.

Das zahlreiche Publikum wurde von dieser taumelnden Lustigkeit dermaßen angesteckt, daß es wüthend applaudirte und so lange bis! bis! schrie, bis das Paar wieder erschien und die Scene noch einmal aufführte. Diesmal aber kam es zu einem noch muntreren Schluß. Denn als es wieder Zechinen regnen sollte, brach von allen Seiten, aus den Logen wie aus dem Parquet, ein Regen von werthvollerem Metall über die Duettisten los, daß die armen Teufel anfangs wie versteinert standen, dann aber in hellen Jubel ausbrachen und mit rührend komischen Dankesgeberden den silbernen Segen, der von oben und unten kam, zusammenrafften.

* * *

Am regnerischen Morgen des dritten October verließen wir die Stadt, diesmal nicht mit der Diligence. Wir hatten nach der damaligen Sitte mit einem Vetturin einen regelrechten Contract gemacht, der ihn verpflichtete, uns in drei Tagen nach Lucca zu bringen und gegen eine bestimmte, immerhin sehr mäßige Summe unterwegs für unser Nachtlager und volle Beköstigung zu sorgen.

Wie vergnüglich diese Art zu reisen sei, erfuhren wir gleich bei der ersten Probe. Unser Vetturin traf unterwegs einen römischen Collegen, der augenblicklich ohne Wagen und Pferde ziemlich trübselig auf der Landstraße dahinwanderte, und erlaubte ihm, hinten auf dem Wagentritt mitzufahren. Zum Dank dafür entfaltete der flotte Gesell, Graziano mit Namen, alle Talente eines Graciosо, sang uns die damals im Schwange gehenden Volkslieder vor, das berühmte Te voglio bene assaje und Bell' Angiolina, und regte den Andern an, eine Menge Opernarien vorzutragen, leider sehr falsch. Der Compagno dagegen machte

sich noch auf andere Weise nützlich, indem er uns von den Feigenbäumen am Wege saftige Früchte stahl und hundert kleine Dienste leistete. Dazu die lustige Fahrt unter dem weiten, tiefblauen Himmel am hohen Meeresufer, während man jetzt von der Schönheit dieser entzückenden Küste immer nur einen flüchtigen Momenteindruck empfängt, so oft der Bahnzug aus einem der siebzig Tunnel auftaucht, um gleich wieder in die Nacht des nächsten zu verschwinden.

Dies war das Italien, wie es uns in unsern Träumen vorgeschwebt hatte, und auch mit dem italienischen Volk kamen wir jetzt zuerst in nähere Berührung.

Die Mittagsrast hielten wir in dem malerisch gelegenen Rapallo, übernachtet wurde in Sestri. Wir hatten noch Zeit zu einem Gang in der Abendkühle, das von Pinien überschattete Felsenvorgebirge der Villa Piuma hinauf und nach der zweiten Bucht, wo das Hospiz der Seeleute so stattlich mit den weiß und schwarz gestreiften Marmorwänden am Ufer steht. Nach der Cena unterhielt uns dann der Wirth unseres „Hôtel de l'Europe", ein angeblicher Veteran der napoleonischen Garde, von seinen Kriegsfahrten, wies zu seiner Beglaubigung seine fünf Blessuren vor und sang spanische Lieder, die er auf seinem Feldzuge dort gelernt hatte.

Die ganze Romantik, die in Eichendorff's „Dichter und ihre Gesellen" die italienischen Abenteuer durchklingt, wurde in dieser „mondbeglänzten Zaubernacht" wieder lebendig und begleitete uns auch im Sonnenschein der folgenden Tage.

Bei jeder Mittagsrast hatten wir Zeit, das kleine Nest, wo unsere Colazione eingenommen wurde, wenigstens im Fluge zu durchstreifen, in die Kirche einen Blick zu thun — in einer wunderten wir uns nicht wenig ein halb Dutzend verirrter Ferkel anzutreffen —, und ich insbesondere konnte ein paar Striche in mein Skizzenbuch machen, wenn auch die Suppe zuweilen darüber kalt wurde.

Als wir Abends in La Spezia anlangten, war es zu einer Fahrt nach dem so malerisch ins Meer hinausgebauten Porto

Venere zu spät. Wir mußten uns begnügen, unter den Bäumen am Hafen — damals noch eine sehr junge Anlage — herumzuschlendern und die Spaziergänger und Honoratiorenfrauen in buntem Gemisch mit den Weibern und Kindern aus dem Volk an uns vorüberziehen zu lassen. Sehr kleidsam erschienen uns die kleinen Strohteller mit krausen Strohschleifchen und rothen Blumen, die hie und da ein Mädchen geringeren Standes schief auf dem schwarzen Haare trug, und da ich einem sehr schönen schwarzbraunen Racegesicht mit schwarzen Augen begegnete, das unter einem solchen cappellino hervorsah, blieb ich stehen und fragte die Alte, die mit dem Mädchen Arm in Arm lustwandelte, ob ich wohl eine Porträtskizze von der ragazza machen dürfe. Die Schöne schwieg, die Alte aber erwiederte, ich müsse ihre Herrin um die Erlaubniß bitten, die unweit von ihnen ihren Spaziergang machte. Als sie mich dann zu der Dame geführt hatten, die ein häßliches kleines Mädchen von etwa sieben Jahren an der Hand hielt, wiederholte ich meine Bitte, indem ich mich als einen deutschen Maler vorstellte, dem diese Strohhütchen sehr malerisch erschienen. Aber die ragazza wird nicht still halten, versetzte die Dame. Ich versicherte, es sei mit einer Sitzung von zwanzig Minuten gethan, worauf ich die Erlaubniß erhielt, mich nach dem Abendessen da und da in Casa Bonini einzufinden.

Sehr stolz und glücklich über meinen Erfolg kehrte ich zu meinem Freunde und einem andern Reisegefährten zurück, die mich beneideten und, als es dunkel geworden war, mich bis zu dem bezeichneten Hause begleiteten. Die Schöne wartete schon unten an der Thür und führte mich eine schmale, finstere Steintreppe hinauf in ein großes, kahles Zimmer, wo der Hausherr, ein langer, schwarzbärtiger Mann mit einer argwöhnischen Miene, sich aus dem Sophawinkel ein wenig erhob und mir mit einer stummen Verbeugung den Stuhl an dem kleinen Tische anwies. Auf diesem stand eine Lampe, die nur wenig Licht gab. Ich ergab mich aber in Alles und wollte eben das Mädchen bitten, auf dem andern Stuhl mir gegenüber Platz zu nehmen, als die Dame des Hauses ihr eigenes Töchterchen dort hinsetzte, dem

garstigen, kleinen Geschöpf einen cappellino auf den dünnen blonden Scheitel band und ihm einschärfte, ja recht ruhig zu sitzen.

In meinem ersten Schrecken, und da ich noch nicht genug Italienisch wußte, um das Mißverständniß höflich, ohne die Muttereitelkeit zu verletzen, aufzuklären, fing ich mit verbissenem Ingrimm zu zeichnen an, lehnte aber das Anerbieten des Hausherrn ab, den Bleistift an einem großen Dolchmesser zu spitzen, das er neben sich auf den Tisch gelegt hatte, und sputete mich, so viel ich konnte, da hinter mir mein eigentliches Modell nebst einigen anderen weiblichen Hausgenossinnen mir über die Schulter aufs Blatt schaute. Kein Wort wurde gesprochen, und so kam die Unglücksskizze hurtig zu Stande, ich bedankte mich „für gnädige Straf'" und mußte es noch leiden, daß mir das schöne Gesicht wie zum Hohn die Treppe wieder hinunterleuchtete.

Daß ich, ins Hôtel zurückgekehrt, zum Schaden noch den Spott meiner Gefährten hinnehmen mußte, versteht sich von selbst.

Neben diesem unliebsamen Abenteuer hatte ich aber meinem Künstlerhut und Skizzenbuch andere anmuthigere Erlebnisse zu danken. Denn so argwöhnisch erfahrene Mütter ihre hübschen Töchter vor dem Verkehr mit einem Fremden zu behüten pflegen — die Bitte, ein schönes Gesicht porträtiren zu dürfen, klingt auch ihnen schmeichelhaft, und dem Maler, der in einer Stunde weiterfährt, öffnen sich Thüren, die jedem Anderen fest verschlossen bleiben.

* * *

Am nächsten Tage wurde früh aufgebrochen und auf ziemlich schwierigen Wegen, da das Flüßchen Macra ausgetreten war, Sarzana erreicht. Erst nach vielfachen Scherereien bei den verschiedenen Doganen, die damals ebenso wie die obligaten Paßvisa und Aufenthaltskarten an jeder Grenze und jeder größeren Stadt den Reisenden in Italien Zeit und Geld kosteten, langten wir Abends in Lucca an. Von hier konnte schon die Eisenbahn benützt werden, auf der wir am nächsten Tage, Pisa nur im Fluge durcheilend, gegen Abend in Florenz landeten.

Was wir in den drei Tagen unseres damaligen ersten Aufenthalts in der entzückenden Arnostadt an Herrlichkeiten der Kunst und Natur genossen, war nur ein Vorgeschmack der eigentlichen Florentiner Freuden, die hier im nächsten Sommer unser warteten. Da wir hierauf sicher rechnen konnten, setzten wir unsere Reise ohne allzu großen Kummer fort, fuhren auf der Bahn bis Siena, von dort — wo mein Tagebuch allerlei Kunsteindrücke notirt, ohne des großen Sodoma zu gedenken! — am nächsten Tage wieder mit einem Vetturin über Radicofani, Montefiascone, Viterbo, Ronciglione in vier Tagen nach Rom.

Die Fahrt war lustig und interessant genug, auch befand sich unter den Mitreisenden ein Pariser Advocat, Mr. Landrin, der uns auf öderen Strecken mit seinen Calembourgs und pikanten Histörchen unterhielt, besonders aus dem Leben der Rachel, deren Rechtsgeschäfte er geführt hatte. Wir guten deutschen Jünglinge thaten Blicke in eine Welt, die uns mit einem tugendhaften Entsetzen erfüllte. Auch Bernhardin de Saint-Pierre erschien uns in einem sonderbaren Lichte, da der Verfasser der zartsinnigen Schilderung des vielbeweinten jungen Liebespaares seine drei Frauen zu Tode gequält haben sollte, le plus mauvais bougre du monde, un égoiste froid et sec.

Als aber am Morgen des letzten Reisetages Rom endlich sichtbar wurde und die Kuppel des Sanct Peter über die Hügel an der Landstraße aufragte, wurde der geschwätzige Franzose stumm, während ein Engländer, der bisher kein Wort gesprochen hatte, in begeisterter Beredsamkeit sich über die „Ewige Stadt" erging, und wir Beide „still und bewegt" über Ponte Molle unseren Einzug in die Porta del Popolo hielten.

* * *

Wer heutzutage nach einer unaufhaltsamen Tag- und Nachtfahrt mit dem Nord-Süd-Expreßzuge an dem südlich der Stadt gelegenen Bahnhofe anlangt und dann auf der breiten Via Nazionale gleich ins Herz der Stadt hineinrollt, erfährt nichts

von der feierlichen Stimmung, in der man vor einem halben Jahrhundert Rom betrat.

Es war noch das alte Rom, fast unverändert, wie es zur Zeit des Rinascimento gewesen war, jedenfalls das Rom der Winckelmann, Goethe und Wilhelm von Humboldt, das Rom des Papstes und seines geistlichen Hofstaates, der zahllosen Mönchsorden jeder Observanz, das Rom der engen, schmutzigen, winkeligen Gassen und jenes so höchst charakteristischen Volkes, das in G. G. Belli's 2000 Sonetten mit all seinen Sitten und Unsitten, witzig, pathetisch, cynisch, bigott und pfaffenfeindlich in seiner drolligen Mundart sich sehen und hören läßt. Dann aber auch vor Allem das Rom der alten Welt, dessen gigantische Baudenkmäler noch nicht wie heutzutage durch den vandalischen Forschergeist der Archäologen in ihren Grundvesten durchwühlt und aus ihrer Jahrhunderte langen Verschüttung bloßgelegt waren, sondern von wilder Vegetation überwuchert in traumhaft malerischer Erhabenheit den Beschauer fesselten. Noch war weder im Forum noch im Coliseo der Boden aufgegraben, noch wandelte man zwischen den geheimnißvollen Palastruinen des Palatin ohne genauen Wegweiser herum, und aus den verwilderten Gärten der Villen schweifte der Blick über die weite Campagna mit ihren trümmerhaften Aquäducten bis an die Albaner- und Sabiner-Berge, ohne durch die ungefügen Zinskasernen einer neuen, nüchternen Zeit gehemmt und beleidigt zu werden.

Eine gewisse Enttäuschung freilich erfuhr der fromme Rompilger auch damals. Man hatte die berühmten Gebäude antiker und mittelalterlicher Zeit so gründlich in hundert Abbildungen studiert, wenn nicht gar aus den Lindemann-Frommel'schen Steindruckblättern kennen gelernt, die durch eine romantische Beleuchtung und theatralische Gruppirung die einfache Größe jener Architecturen zu entstellen pflegen. Man dachte sich nun eine Stadt, die aus lauter Monumentalbauten hohen Stils und riesigen Trümmern von Palästen und Tempeln bestehe, und war erstaunt, im Corso an einer langen Flucht ordinärer, völlig stilloser Häuser entlang zu fahren.

Doch die Ernüchterung hielt nicht lange Stand. Man erkannte bald, daß diese Verwahrlosung und Armseligkeit, die sich an die gewaltigen Ueberreste größerer Epochen anschloß, gegen den Eindruck der erhabenen Bauten verschwand, wie man auch in alten deutschen Städten zu Füßen der hohen Domkirchen einen Kranz von unscheinbaren Häuschen und Hütten gewerbetreibender Kleinbürger angesiedelt findet, aus denen die Bogenfenster und Strebepfeiler der gothischen Architektur mit um so größerer Majestät sich emporheben. Zudem übte sich auch in Rom das Auge des Neulings bald darin, an diesen Zusätzen einer charakterlosen späteren Zeit vorbeizusehen und, wie nach chemischer Wegnahme einer zweiten jüngeren Schrift, den ehrwürdigen Palimpsest der Roma antica mühelos zu entziffern.

* * *

Es war meinem Vater und wohl auch mir als eine besonders günstige Fügung erschienen, daß ich in meinem Onkel Theodor Heyse den erfahrensten Wegweiser in dieser neuen Welt finden sollte, den ich nur wünschen konnte.

Dieser drittjüngere Bruder meines Vaters war nach eben absolvirten Universitätsstudien nach der Schweiz gegangen, um dort an einer Erziehungs-Anstalt in Lenzburg mehrere Jahre als Lehrer zu wirken. Dann hatte es ihn nach Italien getrieben, das ihn nicht wieder losgelassen, so daß er seinen Geschwistern völlig verstummt und verschollen war. Nur an meinen Vater wendete er sich, in langen Pausen, so oft er etwas von ihm wollte. Denn er wünschte nur sich selbst zu leben, ein Leben geistigen Genusses, von keiner Verpflichtung gegen Andere gehemmt, nur so weit mit Arbeit belastet, als nöthig war, mit einigem Behagen sich durchzubringen. So hatte er seine reichen philologischen Kenntnisse nie auf eine eigene größere Arbeit angewendet, sondern sie in den Dienst Anderer gestellt, die Editionen von Classikern, Kirchenvätern oder neue Bibeltexte auf Grund der in Italien befindlichen Handschriften veranstalteten.

Bald war sein Ruf als sommo grecista so fest gegründet,

daß er, besonders von London aus, die lohnendsten Aufträge erhielt. Nebenher ging als eine früh ergriffene Lieblingsaufgabe die Beschäftigung mit Catull, dessen Text kritisch festzustellen ihm jahrzehntelang am Herzen lag, wie er auch nie müde wurde, seine Uebersetzung von Catull's Liederbuch immer von neuem zu feilen und umzudichten.

Mit deutscher Literatur der Zeit nach seiner Ansiedlung in Rom hatte er nicht die geringste Fühlung behalten, sondern war bei Goethe stehen geblieben, den er fast ohne jeden Vorbehalt vergötterte. In dessen Bann stand auch sein eigenes Dichten, das über ein geistreiches Nachklingen Weimarischer Tonarten nicht hinauskam. Bei der völlig verwandelten ästhetischen Stimmung der Fünfziger Jahre war es unmöglich, für seine Gedichte, die ich später mit nach Deutschland nahm, einen Verleger zu finden, so wenig wie für Lieder eines modernen begeisterten Haydn-Verehrers nach der Zeit von Beethoven und Schumann ein Publikum vorhanden wäre.

Als ich nach Rom kam, fand ich den „Onkel Catull" in einer unfreundlichen Erdgeschoßwohnung der Straße Sant' Andrea delle Fratte, die aus fünf Zimmern, einer Küche und einer Loggia bestand, diese mit einem lustigen Blick über allerlei Nachbarhöfe und sonnig genug, um hier etliche immergrüne Pflanzen zu ziehen. Auch eine kleine Menagerie hatte hier einmal ihren Platz gefunden, große Vögel in Käfichen, ein Affe und anderes seltsames Gethier. Diese Passion war aber vergangen, seit der Züchter, der eigensinnige pädagogische Methoden bei seinen vernunftlosen Zöglingen anwendete, einen ungeberdigen großen Geier im Jähzorn erschlagen und auch den Affen so mißhandelt hatte, daß das alte trauliche Verhältniß in die Brüche ging. Jetzt war nur noch das Hündchen Fido und der Kater Micetto übrig, für deren leibliches Wohl die Köchin Pia sorgte, während der Onkel selbst seine Erziehungsversuche etwas gelinder an ihnen fortsetzte.

Pia war eine richtige Romana di Roma, bis auf die äußere Schönheit und Stattlichkeit, die ihr völlig gebrach, mit allem uner-

gründlichen Aberglauben und unglaublichem Mangel an jeder, auch der geringsten Schulbildung. Ihr Mann hatte sich unfreiwillig von ihr trennen müssen, um auf einer Galeere gewisse Messerübungen zu büßen, und ein ziemlich verwahrlos'ter sechzehnjähriger Sohn Domenicuccio, der irgendwo irgendwas bei irgendwem zu verrichten hatte, besuchte die Mutter nur von Zeit zu Zeit, meist halb berauscht, wo ihn dann der Padrone unsanft genug behandelte, wie er auch der guten Pia gegenüber oft sein jähes Temperament nicht im Zaum hielt, wenn ihre Dummheit alle Grenzen überstieg.

Sie war aber eine gute Köchin und hielt seine Zimmer und all seinen Besitz in musterhafter Ordnung und Reinlichkeit, so daß er doch besser mit ihr daran war, als wenn er eine Römerin des Mittelstandes zur Frau genommen hätte, eine von denen, die bis 10 Uhr Morgens liegen bleiben, sich von ihrem Gatten die Chocolade ans Bett bringen lassen und ihn dann zum Metzger und auf den Markt schicken, um die Spesa zu machen, das heißt die Einkäufe für die Küche zu besorgen.

So sah ich die Romulusenkel täglich in dem Metzgerladen schräg gegenüber sich einstellen und das Stück Fleisch für ihr Mittagsmahl in ein buntgewürfeltes Schnupftuch wickeln, sehr selten unter ihnen die Köchin eines wohlhabenderen Bürgerhauses oder die Hausfrau selbst.

Einmal freilich war der deutsche Gelehrte nahe daran gewesen, ein römisches Mädchen heimzuführen. Nicht gar lange nach seiner Ansiedelung hatte er sich in die Tochter einer Frau, bei der er zur Miethe wohnte, sterblich verliebt, ein anziehendes Gesicht von edlen, ruhigen Formen — ich sah ihr kleines Brustbildniß über dem Bücherschrank des Onkels hängen, von einem befreundeten Maler in Oel gemalt —, und als sie einmal gegen die strenge Sitte, die ihr eingeschärft worden, in sein Zimmer getreten war und sogar neben ihm auf dem Sopha Platz genommen hatte, fragte er sie, indem er ihre Hand ergriff: Mi volete un poco bene, Teresa? — Oh! molto più di Voi! hatte sie geantwortet. Als er sie aber an sich ziehen und

umarmen wollte, war sie, ihn ruhig abwehrend, rasch aufgestanden und hatte ihm auch während der ganzen nun folgenden Zeit ihrer Verlobung nicht die geringste Liebkosung gestattet.

Die römischen Mädchen wissen, daß sie vor ihrem eigenen heißen Blut auf der Hut sein müssen, und da sie praktische Naturen sind, halten sie sich streng an die Warnung:

Thut keinem Dieb
Nur nichts zu Lieb,
Als mit dem Ring am Finger.

Daran hielt sich auch die junge Römerin, doch in etwas anderem Sinne.

Die Pfaffen hatten hier eine gute Beute zu machen gehofft, indem sie den fremden Lutheraner durch seine Liebe zu einem ihrer Beichtkinder in den Schooß der Mutterkirche zu locken dachten. Als aber der Deutsche fest blieb, wurde der Mutter seiner Braut dermaßen die Hölle heiß gemacht, daß sie die Verlobung aufhob und ihr Kind trotz alles Sträubens zwang, einem ungeliebten, halbverwandten Spießbürger sich antrauen zu lassen.

Nach der Hochzeitsnacht aber, die der unglückliche Verstoßene in Qualen schlaflos zugebracht hatte, klang Morgens früh die Glocke an seiner Thür. Als er öffnete, stand die junge Frau mit hold erglühenden Wangen an der Schwelle, trat hastig ein und sagte mit ihrem klangvollen Alt freudestrahlend: Eccomi! Sono zitella ancora.

* * *

Damals muß der Sor Teodoro ein junger Mann gewesen sein, der seiner Macht über die Frauen sicher sein konnte, von all seinen Brüdern der Wohlgebildetste, ein wenig hager, aber mit Geberden, die ein leidenschaftliches Gemüth verriethen, und schwarzen, durchdringenden Augen. Dazu eine sanfte, wenn er wollte, sehr einschmeichelnde Stimme und eine unwiderstehliche Beredsamkeit.

Als ich ihn kennen lernte, war von all diesen verführerischen Eigenschaften nur die letzte geblieben. Er hatte ein halbes Jahr-

hundert voll Arbeit und mancher Entbehrung hinter sich und fühlte sich selbst erschöpfter, als seine Jahre es erklären konnten. Aber wenn er an einem leidlich gesunden Tage still vor sich hin träumend aus dem Fenster des gewölbten, weißgetünchten Zimmers auf die enge Straße sah, konnte er in eine dichterische Erregung gerathen, in der ihm die tiefsten und seltsamsten Reden über Gott und Welt, Kunst und Natur, Menschenschicksal und Lebensüberfluß von den Lippen strömten. Wie wenn ein Musiker an seinem Flügel sitzend in glücklicher Stimmung die Finger über die Tasten gleiten läßt und in solchem Phantasiren oft Schöneres hervorbringt, als wenn er mit bewußter Künstlerschaft ans Componiren geht.

Indem er so improvisirend sich auslebte und im Selbstgenuß seiner Persönlichkeit schwelgte, trat ihm auch das Bedürfniß nicht nahe, diese seine innere Welt zu „befestigen mit dauernden Gedanken". Dazu kam, daß er zu den geistvollen Menschen gehörte, die eine künstlerische Befriedigung darin finden, ausgesucht reizende und gehaltvolle Briefe zu schreiben, und darauf all ihren schriftstellerischen Ehrgeiz beschränken. Er machte von diesen kleinen epistolaren Kunstwerkchen stets einen Entwurf, und die Reinschrift eines solchen war ihm ein hinlängliches Arbeitspensum, worauf der übrige Tag ihm gehörte.

Nach alle dem wird es begreiflich sein, daß es mir im höchsten Grade anziehend war, diesem Onkel nahezutreten, und daß der vertraute Umgang mit ihm mir in vielfacher Hinsicht ersprießlich sein mußte. Und doch war ich sehr bestürzt, als er mir nach der ersten herzlichen Begrüßung erklärte, ich müsse durchaus bei ihm wohnen, wenn er mir auch keine volle Gastfreundschaft anbieten könne, da seine Einnahmen eben nur ausreichten, ihn selbst über Wasser zu halten.

Das war eine erste schmerzliche Erfahrung in der Ewigen Stadt. Ich hatte es nicht anders gedacht, als daß ich den ganzen Winter hindurch mit meinem liebsten Otto Ribbeck Alles und Jedes theilen würde, und mußte mich, noch dazu mit einer dankbaren Heuchelmiene, darein finden, in der düsterlichen Straße ein langes,

schmales, einfenstriges Gemach zu beziehen, während der Freund bei einer guten, dicken „weisen Frau", Sora Rubicondi, sich eines behaglichen, sonnigen und unabhängigen Daseins erfreute.

Denn dieser letzte Punkt war's nicht zum wenigsten, der mir so manche Annehmlichkeiten des Zusammenwohnens mit dem guten Onkel aufwog. Ich hatte von vornherein das Gefühl, daß er mich als eine Art Zögling betrachtete, an dem er seine pädagogische Kunst und Erfahrung bewähren sollte, in aller Lieb' und Güte freilich. Doch da ich mir bewußt war, als junger Poet, Doctor der romanischen Philologie und hoffnungsvoller Bräutigam mich selbst genügend zügeln zu können, war mir das Aufgeben meiner Ungebundenheit, abgesehen von der Trennung von meinem Freunde, im höchsten Grade verdrießlich, zumal es nicht einmal meinem Beutel zugute kommen sollte.

Doch durfte ich mich nicht gegen etwas auflehnen, was mir wie ein Beweis der gütigsten Gesinnung geboten wurde. Und um es gleich hier vorwegzunehmen: das Verhältniß gestaltete sich leidlicher, als ich anfangs gefürchtet hatte. Ribbeck fand fast täglich den Weg zu mir oder ich zu ihm, und wir absolvirten unser Studium der Stadt und all ihrer alten und neuen Herrlichkeiten gemeinsam. Und der Erziehungsversuche des Onkels wußte ich mich nach und nach immer erfolgreicher zu erwehren. Er ersparte sie mir freilich nicht, zumal wenn er sich unwohl in der eigenen Haut fühlte. Dann mußte ich heute, wenn etwa eine Arbeit mich zu Hause hielt, von ihm hören: ich sei doch nicht nach Rom gekommen, um hinterm Ofen zu hocken und über den Büchern zu schwitzen, was ich auch in der Behrenstraße hätte thun können. Streifte ich dann aber ein paar Tage hinter einander, wenn die Vaticana geschlossen war, in Villen und Galerieen oder den Osterieen der Campagna herum und kam spät nach Hause, so empfing mich eine wohlgemeinte Paternale, daß ich von einem solchen vergnüglichen Bummelleben nicht viel geistige und künstlerische Frucht ernten würde, da es vor Allem darauf ankomme, sich zu sammeln und das Erlebte und Gesehene zu verdauen.

Ich ließ mir indessen meine Freiheit nicht verkümmern, und da ich denn doch Manches zu Stande brachte, auch im Uebrigen dem alten Herrn — sein Haar war in der That schon angegraut — zu allerlei guten Dingen hold und gewärtig war, so fanden wir uns auf die Dauer ganz wohl in einander.

Zumal ich mehr und mehr erkannte, daß sein Leben denn doch ziemlich freudlos war und er die Freiheit, der er Alles geopfert hatte, theuer genug bezahlen mußte. Freunde, mit denen er früher gesellig verbunden gewesen, waren ihm weggestorben oder nach Deutschland zurückgekehrt. Die neugierigen Durchzügler, die ihn als eine römische Sehenswürdigkeit aufsuchten, konnten ihm nur eine flüchtige Genugthuung seines Selbstgefühls bieten. Die englischen Aufträge wurden spärlicher. Seine Haupteinnahme war das Honorar, das er für den Unterricht der beiden erwachsenen Töchter des Fürsten Orsini erhielt. Auch diese täglichen Lectionen, in denen, wie es mir vorkam, nur eine allgemeine Förderung in höherer Bildung beabsichtigt war, pflegten ihn zu verstimmen, da die jungen Principessen wenig begabt und für geistige Interessen nicht allzu empfänglich waren. Er kam dann schwermüthig, obwohl der alte Fürst ihn aufs Höchste verehrte und um jeden Preis festzuhalten suchte, in sein helldunkles Zimmer zu seinem einsamen Mahle zurück, melancholisirte mir eine Weile vor und entließ mich mit sichtbarem Neide zu meinem Mittagessen, das ich in einer der Trattorieen, wo ich Otto und andere Bekannte traf, einzunehmen pflegte.

* * *

Gleich am dritten Tage nach meiner Ankunft in Rom hatte ich durch einen Schulfreund, den ich im Café Greco getroffen, den jungen Dr. med. Klaatsch, die Bekanntschaft des Kirchenraths Hase gemacht, des berühmten Jenenser Professors und Kirchengeschichtschreibers, der mit Frau und Töchtern seit einigen Wochen in Rom sich aufhielt. Wir trafen uns bei meinem ersten Gang durch den Riesendom des St. Peter, und der gewaltige Eindruck, der uns wie ein Elementarereigniß überstürzte, näherte

uns in der ersten Stunde so herzlich, als hätten wir schon den berühmten Scheffel Salz mit einander gegessen. Der sehr lebhafte kleine Herr mit dem übersprudelnden Temperament gewann mich völlig, und ich empfand eine Lücke, als er einige Wochen später Rom verließ.

Auch war er gerade an dieser Stätte der größten päpstlichen Erinnerungen wie kein Zweiter zum Cicerone geschaffen. Wir stiegen endlich mit einander die endlosen Treppen und Treppchen bis in die höchste Spitze der Laterne hinauf, wo wir in dem engen runden Raum einige Zeit stumm und beklommen neben einander saßen und durch die offenen Fensterlöcher über die ungeheure Stadt hinabschauten. Endlich fing Einer von uns „Ein' feste Burg" zu summen an, und sogleich fielen wir Anderen mit ein und sangen das ganze herrliche Lutherlied auf dem obersten Gipfel dieses allerpäpstlichsten Gotteshauses fröhlich und andächtig bis zu Ende.

An dieser Stelle will ich ein für allemal erklären, daß ich nichts weniger im Sinn habe, als meine Eindrücke von römischen Bauten, Kirchen und Palästen, antiken und neueren Kunstwerken, die ich diesen Winter hindurch nach und nach kennen lernte, hier auch nur mit flüchtigen Strichen zu schildern. Was ich mit allen künstlerisch angeregten Romfahrern gemein hatte, wäre von geringem Interesse und würde diesen Bericht über meine erste italienische Reise allein schon zu einem Buche anschwellen. Nur was mir von persönlichen Erlebnissen theils in meiner inneren Welt, theils im Verkehr mit guten Leuten und bedeutenderen Persönlichkeiten in heller Erinnerung geblieben ist, soll hier erwähnt werden.

So muß ich vor Allem jenes fröhlichen Ausfluges nach dem Thal der Egeria gedenken, den ich in einer Terzinen-Epistel an Arnold Böcklin geschildert habe. Da ich in jener Dichtung streng bei der Wahrheit geblieben bin, kann ich hier einfach darauf hinweisen. An Böcklin war ich, wenn ich mich recht erinnere, durch seinen Baseler Landsmann Jacob Burckhardt gewiesen worden. Ich hatte ihn schon am zweiten Tage nach

meiner Ankunft in seiner sehr dürftigen Wohnung in der Via della Purificazione aufgesucht und mich an seinen wundervollen Landschaften erbaut. Am Abend desselben Tages führte er mich — in Stromregen — nach einer echt römischen Winkelkneipe, wo ein kleines Häuflein von befreundeten Malern und Bildhauern beisammensaß. Sie hatten sich den Namen „Tugendbund" beigelegt — lucus a non lucendo — und empfingen mich, da ich ihnen durch Böcklin angekündigt war, mit der ganzen zutraulichen Herzlichkeit unserer Zwanziger Jahre. Der Angesehenste der Bande war Franz, genannt Dreber, ein sehr begabter Landschaftsmaler aus Sachsen, der leider durch einen grüblerischen Zug seiner Natur sich um das volle naive Ausleben seines Talents gebracht hat. Neben ihm, sein Intimus, der Bildhauer Gerhardt, der alle Freunde außer Böcklin überleben sollte, zwei andere Bildhauer, Kaupert und der Däne Holbeck, ein langer, grotesker Geselle, endlich ein Maler, der mir nur unter seinem Spitznamen „der Indianer" im Gedächtniß geblieben ist.

In dieser Gesellschaft nahm ich an der Ottobrata nach dem Thal der Egeria Theil. Sie setzte sich von dem Hause an der Ripetta in Bewegung, in dem Gerhardt und Kaupert ihre Bildhauerwerkstätten, Dreber im zweiten Stock sein Studio hatte und ich noch manchen Abend der erquicklichsten Geselligkeit genoß. An jenem ersten des 18ten October, nachdem wir alle Wonne des herrlichsten Tages erschöpft hatten und, wie mein Tagebuch sagt, es „immer tiefer ins Leben hineinging" (Heinse's Ardinghello), bis zu jenem Tanz ums Feuer nach abgeworfenen Kleidern, traten wir, eh wir unter der zauberhaften Abendbeleuchtung der stillen Campagna uns zur Heimfahrt nach den „bunten, schimmernden" Straßen der Stadt entschlossen, noch einmal in die Grotte der Egeria zu einer dankbaren Abschiedsfeier ein, bei der unser Däne mit seinem mächtigen Baß der gastfreundlichen Nymphe in der Arie Casta diva unsern letzten Gruß zurief.

* * *

Von all diesen aufstrebenden jungen Künstlern blieb mir Böcklin damals der Nächste und Anziehendste. Auch er begegnete mir, so weit es seine verschlossene, schwerflüssige Natur zuließ, mit freundschaftlichem Vertrauen. Gleich bei meinem ersten Besuche erzählte er mir von dem fatalen Abenteuer, in das er sich bei seinem letzten Besuch in seinem heimathlichen Basel verstrickt hatte. Aus dépit amoureux, da eine alte Jugendliebe ihm kalt begegnet war, hatte er sich mit dem ersten besten hübschen Kinde, das er auf der Straße getroffen, obwohl er sah, daß sie dem dienenden Stande angehörte, allen Ernstes verlobt und einige Tage in der lieblichen Nähe des guten Kindes sich's auch wohl sein lassen. Nun aber in der Ferne war ihm dieser frevelhafte Leichtsinn schwer aufs Herz gefallen, zumal das Bräutchen im ersten Brief, den sie ihm schickte, aus einem Briefsteller immer noch unorthographisch genug abgeschrieben, von seinen — Böcklin's — „Rosenlippen" geschwärmt hatte.

Ich erwarb mir das Verdienst um den sehr niedergeschlagenen Freund, ihm zu einer möglichst raschen Aufhebung der Verlobung zuzureden, zu der er sich freilich erst Ende Februar entschloß.

Er war damals noch völlig unbekannt, eben aus Paris gekommen und in Rom ohne alle Gönner und Fürsorger in tiefster Armuth, dabei stets durch seinen Stolz aufrecht gehalten, der ihm jedes noch so läßliche Pactiren mit dem Geschmack eines Publikums, das er verachtete, verwehrte. Von der späteren kühnen Phantastik, die ihm seinen Weltruhm eintrug, und der überströmenden Farbenfreudigkeit war noch nichts in seinen Landschaften zu spüren, auch von einer menschlichen Staffage noch keine Rede, dagegen in minder gewaltigem Stil schon das ganze intime Naturgefühl, das keiner fleißigen und peinlichen Studien mit Stift und Pinsel bedurfte, um dies wundersame Gedächtniß mit allen charakteristischen Formen und Farben, an denen seine Augen sich weideten, zu erfüllen. Ich bewahre noch eine Landschaft von ihm aus den pontinischen Sümpfen, ein großartig einfaches Waldmotiv immergrüner Eichen, über dem er die Lust verloren hatte. So lag die unvollendete zerknüllte Leinwand

im Winkel seines Ateliers, und er ließ es geschehen, daß ich sie glättete und an der nackten Wand meiner Klause in S. Andrea delle Fratte annagelte, bis ich ihr später in Berlin einen Rahmen gab.

* * *

Hier will ich auch einiger anderer Künstler gedenken, mit denen ich in mehr oder minder häufigen Verkehr kam.

Die Zeit war noch nicht fern, wo in Rom eine neue Blüte der deutschen Kunst aufgegangen war. Von den Malern, die in der Casa Bartoldi jenen reizvollen Freskencyklus geschaffen hatten, traf ich freilich nur Overbeck noch an, der an gewissen Tagen in seinem Atelier auch fremden Kunstfreunden Zutritt gewährte. Ich entsinne mich deutlich seiner hohen, etwas vorgebeugten Gestalt und der sinnend gesenkten Augen, wie er neben der Staffelei stand und einer muthwilligen schönen Dame, die ihn mit einer etwas asketisch aufgefaßten Eva zu necken wagte die nicht wie die allgemeine Menschenmutter, sondern wie eine verschämte entkleidete Heilige aussah, mit leisem Erröthen verlegen erwiderte. Mir selbst sind seine zartempfundenen und harmonisch zusammengestimmten biblischen Compositionen, die freilich ein warmblütiges Naturgefühl vermissen lassen, stets erfreulich gewesen. Sein mächtigerer und tiefgründigerer Gesinnungsgenosse Cornelius hatte Rom schon seit Jahren verlassen, auch Thorwaldsen war in seine Heimath zurückgekehrt. Aber ihr Andenken war in den Kreisen der Jüngeren noch lebendig, wie auch von den verstorbenen Landschaftern Reinhardt und Koch manches charakteristische Histörchen immer von neuem erzählt wurde. Am Leben war noch der jüngere der beiden Brüder Riepenhausen, die sich durch ihr Nachschaffen der von Pausanias beschriebenen Polygnotischen Fresken in der Lesche Athens einen Namen gemacht hatten. Mein Onkel veranlaßte mich, diesen seinen alten Freund zu besuchen, ich fand aber mehr an seiner treuherzig-milden Person als an seiner Kunst Gefallen.

Der alte Willers war, als ich nach Rom kam, schon mit den Zurüstungen zu seinem Aufbruch beschäftigt, und ich konnte

nur noch an seinem Abschiedsfeste theilnehmen. Dagegen war es mir oft vergönnt, dem alten Martin Wagner zu begegnen, jenem merkwürdigen Künstler, den das Machtwort König Ludwig's I. aus einem Maler zum Bildhauer umgewandelt hatte, in richtiger Erkenntniß seiner eigentlichsten Kraft. Er ist bekanntlich der Schöpfer der kriegerischen Reliefs am Münchener Siegesthor, in denen sich eine etwas trockene, aber energische plastische Phantasie offenbart. Damals, im Herbst 1852, schien er auf seinen Lorbeern auszuruhen und keine Hand mehr zu rühren. Er gehörte zu den Stammgästen der Trattoria del Lepre, in der auch wir häufig unser Mahl einnahmen. Da ergötzte er uns durch seine derben Auslassungen über Menschen und Kunstwerke und durch gewisse Sonderlingszüge seiner in allem Aeußeren völlig nachlässigen Erscheinung. Unter Anderm ließ er sich von allen Tischgenossen die Reste ihrer Mahlzeiten beisteuern zur Fütterung seiner Katzen. Dieses bunte Gemisch von Fleisch- und Knochenstückchen, Fischköpfen und Gemüsen packte er dann in zwei große, nothdürftig aus Zeitungen hergestellte Düten, die er in die tiefen Seitentaschen seines Rockes versenkte. Da er dann regelmäßig mit diesen Vorräthen beladen einen weiten Nachmittagsspaziergang machte, auch wenn die Herbstsonne noch so scharf herabglühte, kann man denken, daß seine Kleidung nach und nach einen seltsamen Duft verbreitete.

Nicht säuberlicher sah es in seiner Wohnung aus. König Ludwig hatte ihn zum Custoden der Villa Malta gemacht, die ein königlich bayerischer Besitz war. Hier besuchte ich ihn einmal und fand ihn inmitten einer so gräulichen genialen Wüstenei, wie sie mir noch nie vorgekommen war. Auf Tischen und Stühlen lagen große Blätter mit künstlerischen Entwürfen chaotisch übereinandergeschichtet, Teller mit Speiseresten, leere Weinflaschen, Kleidungsstücke und alte Schuhe, dazwischen ein werthvolles Gemälde aus der kölnischen Schule, das er bei einem Trödler gekauft, Alles mit einer dicken Schicht grauen Staubes friedlich eingehüllt. Zwischen diesen Herrlichkeiten führte er mich mürrisch herum und klagte mir seine Noth: König Max habe seinen Be-

such in Rom angekündigt und werde natürlich bei ihm absteigen. Er werde Mühe haben, hier Alles „elegant" zu machen — ja freilich! dacht' ich — und um seine Behaglichkeit sei es geschehen.

Von den älteren Künstlern muß ich noch Riedel's gedenken, dessen Atelier in Via Margutta lag, nach drei Seiten mit Fenstern versehen, durch deren halb oder ganz geöffnete Läden mehr oder weniger Sonnenstrahlen eingelassen werden konnten, immer genau so viel, wie der Maler jedesmal zur transparenten Beleuchtung einer Wange, eines Nackens oder auch nur eines Ohrläppchens bedurfte. Von dieser Künstelei abgesehen, die Riedel zu einer virtuosen Specialität ausgebildet hatte, war der völlig zum Römer gewordene prächtige Mann ein ganzer Künstler, an dessen Werken man seine ehrliche Freude haben konnte, und ich habe in seinem Studio, von dem man einen herrlichen Blick auf den Monte Pincio hatte, mich auch an seinem treuherzig-klugen Gespräch manche gute Stunde erfreut, während seine Canarienvögel zirpend und zwitschernd von Staffelei zu Staffelei flogen.

Ein Freund von ihm, der Wiener Maler Pollack, bildete nur seinen Schatten und brachte selbst nicht viel Werthvolles zu Stande. Dagegen machte damals der junge Bildhauer Wittig einiges Aufsehen mit seiner lebensgroßen Gruppe Hagar und Ismael (jetzt in der Berliner National-Galerie), die auch mich bewog, die Bekanntschaft des liebenswürdigen Künstlers zu suchen. Er gehörte oft zu dem Trüpplein, in dessen Gesellschaft ich Ausflüge machte oder dieser und jener Sehenswürdigkeit nachging, zu der gerade der Zutritt eröffnet war. Auch ein sehr feiner Landschaftsmaler Flamm, ein Rheinländer, ging uns flüchtig vorüber, nicht ohne daß ich von seiner Kunst einen hohen Begriff erhielt. Und ein einzigesmal begegnete ich auch dem Größten unter den zeitgenössischen Historienmalern, dem Schöpfer des genialen Todtentanzes und des grandiosen Hannibalzuges über die Alpen, Alfred Rethel. Schon damals war sein hoher, phantastischer Geist von der beginnenden Krankheit verschattet,

die dann so bald ihn hinraffen sollte. Seine treffliche, charaktervolle Frau hatte ihn nach Rom geführt, in der Hoffnung, sein verstörtes Gemüth werde sich in der Nähe seiner geistesverwandten großen Vorgänger beruhigen. Ich sah an ihrem tieftraurigen Blick, als ich sie in einer Trattorie begrüßte, daß sie an diesem Heilversuch bereits zu verzweifeln begonnen hatte.

Unter all meinen Malerfreunden der Stammfreund aber war der mir von Berlin her bekannte Julius Muhr, der mit Echter zusammen die großen Kaulbach'schen Wandgemälde im neuen Museum in enkaustischer Technik ausgeführt hatte. Durch diese jahrelange Frohne im Dienst eines anderen Meisters von sehr ausgesprochener Eigenart war seine selbständige künstlerische Entwicklung gehemmt worden, was er hier in Rom erst recht mit Schmerz empfand, so daß er es in der ersten Zeit nicht übers Herz brachte, einen Pinsel anzurühren. Er war in seiner feinen Bescheidenheit und Herzenswärme ein so erfreulicher Kamerad, daß wir ihn bald lieb gewinnen mußten. Ein weiteres Band zwischen uns war seine heimliche und im Stillen erwiederte Herzensneigung zu einem auch mir bekannten liebenswürdigen Berliner Fräulein, Mathilde v. Colomb, die er erst neun Jahre später heimführen konnte. Leider sollte das Glück dieser Ehe nicht lange dauern, da er schon 1865, nachdem wir in München vier Jahre lang die alte römische Kameradschaft erneuert hatten, uns durch den Tod entrissen wurde. Seine Wittwe ist mir bis zum heutigen Tage in ältester herzlicher Freundschaft verbunden geblieben.

Auch Muhr aber hatte endlich wieder zu malen angefangen, sogar ein größeres Bild aus der Sixtinischen Kapelle entworfen, in der während einer feierlichen Function Seine Heiligkeit der Papst und sämmtliche Cardinäle versammelt erschienen. Einflußreiche geistliche Würdenträger hatten ihm ihre Protection und sogar einige Sitzungen gewährt, in der stillen Hoffnung, den jüdischen Künstler dadurch zur Taufe zu locken, was ihnen freilich mißlang. Daneben aber wurde unser Freund noch immer von dem Romweh geplagt, das alle redlichen Künstler befällt, die vom Norden in

diese Welt erhabener Reliquien einer größeren, künstlerisch begabteren Zeit eintreten und zunächst in tiefer Verzweiflung ihres Unvermögens sich bewußt werden, bis sie nach und nach, wenn sie sich zu dem demüthigen Verzicht auf die höchsten schöpferischen Großthaten durchgerungen haben, sich auf ihr eigenes Lebensrecht besinnen und von jenem schmerzlichen Aufruhr ihres Inneren wenigstens den Gewinn davontragen, daß sie sich geloben, stets ihr Bestes zu thun und, so viel oder wenig es sein möchte, Alles an Alles zu setzen.

So kam denn auch unser guter Freund mit der Zeit wieder ins Gleichgewicht und nahm an allerlei Humoren harmlos Theil. Unter Anderm half er zu einem scherzhaften Projecte mit, durch das wir unserer satirischen Stimmung gegen allerlei archäologischen Dünkel, der in Rom grassirte, Luft machen wollten. Wir verabredeten, daß ich ein Gedicht in elegischem Versmaß schreiben und Muhr, ohne den Inhalt zu kennen, Zeichnungen nach Art antiker Vasenbilder entwerfen sollte. Ribbeck hatte dann die Aufgabe, eine gelehrte Abhandlung zu schreiben, in der er nachwies, daß jene Vasenbilder sich unzweifelhaft nur auf diese Dichtung beziehen könnten. Letztere kam denn auch zu Stande („Die Furie") und Muhr's Illustrationen ebenfalls. Die Abhandlung aber, zu der es unserm Freunde nicht an satirischem Talent fehlte, blieb in den ersten Anläufen stecken, da seine Arbeit am Virgil ihm hinlänglich zu schaffen machte.

* * *

Indem ich hieran zurückdenke, ist es mir verwunderlich, was uns zu dieser heimlichen Bosheit gegen die hohe Wissenschaft, die ihren Sitz auf dem Capitol hatte, aufreizen konnte.

Wohl hatte mich Burckhardt, als ich ihn vor der römischen Reise sprach, gewarnt, den capitolinischen Großmächten nicht zu nahe zu kommen, da sie harmloser Rompilger sich gern bemächtigten. Wir hatten jedoch allen Grund, dieser Gespensterfurcht zu lachen, da von keiner Seite ein Versuch gemacht wurde, Ribbeck einzufangen, und wir uns nur der größten Bereitwilligkeit zu

rühmen hatten, mit welcher der treffliche Henzen und der jüngere Brunn, die neben dem weniger bedeutenden Braun auf dem Capitol die deutsche Wissenschaft mit allem Glanz vertraten, uns in Rom die Wege ebneten. Dazu kam, was uns als ein besonders günstiges Zusammentreffen erschien, daß auch der ehrwürdige Welcker, der Patriarch der damaligen antiken Alterthumsforschung, diesen Winter in Rom zubrachte und uns Beide mit der ganzen Herzensanmuth, die ihm eigen war, als seine Schüler von Bonn her begrüßte. Trotz seiner hohen Jahre und nicht gar festen Gesundheit ließ er es sich nicht nehmen, am 10ten November bei kalter Nebelluft uns zu einer Fahrt nach Tivoli abzuholen, wo er uns zu allen malerischen oder sonst denkwürdigen Stätten führte, zehn Tage später mit uns und Braun nach dem Thal der Egeria und dem Grabmal der Cecilia Metella zu wallfahrten und an einem strahlend hellen Sonnentage zu Ende des Jahrs unsern Cicerone in der Villa Ludovisi zu machen, deren herrliche Bildwerke durch sein deutendes Wort ein ganz ungewöhnliches Leben gewannen.

Wir hatten noch die Freude, den verehrten Alten an einem gastlichen Abend in Otto's Wohnung zu sehen, bei gutem Orvieto, einem Gallinaccio und römischem Salat, nur unser Sieben, von denen der Alte der Geistsprühendste war, der vor Mitternacht nicht an den Aufbruch dachte.

* * *

An all dieser fröhlichen Geselligkeit nahm Onkel Theodor keinen Theil, eingerostet, wie er war, in seine Junggesellengewohnheiten, aus denen ihn auch die beflissensten Versuche einer Wiener Dame, mit der ich durch ihn bekannt geworden war, nicht herauszulocken vermochten.

Es war dies eine Frau Obermeier, die, von ihrem Manne getrennt, mit ihren beiden eben herangeblühten Töchtern ihren bleibenden Wohnsitz in Rom aufgeschlagen hatte. Ein Hausfreund, Bosino, den der Gatte selbst als einen Ersatz für das gestörte Eheglück ihr zugeführt hatte, ein Grieche von ungewöhn-

licher Bildung und den besten gesellschaftlichen Formen, leitete die Erziehung der jungen Mädchen und besorgte alle geschäftlichen Angelegenheiten der Mutter. Jedermann fand dieses Verhältniß durchaus in der Ordnung, wenn auch die römisch-deutschen Familien die treffliche Frau mit ihren Töchtern und dem Freunde nicht an sich herankommen ließen. Sie empfand durchaus keinen Kummer darüber und entschädigte sich für das Versagte durch den häuslichen Verkehr mit alleinstehenden Künstlern, unter denen Riedel der verehrteste war, und Fremden, die ihr von irgend einer Seite wünschenswerth erschienen.

Ein Abend in jeder Woche versammelte die Intimen in diesem liebenswürdigen Hause, wo man nach der Cena, bei der es an edlem Wein nicht gebrach, noch eine Stunde beisammen blieb, in angeregtem Gespräch. Zuweilen wurde auch Musik gemacht; eine der sehr anmuthigen Töchter, die schwarzäugige Jetti oder die blonde Miezi, setzte sich an den Flügel und begleitete den jungen Bremer Componisten Reinthaler, der damals auch mit unserm Freundeskreise zusammenhing, bei seinem sonoren Gesang. Manchmal wuchs die Stimmung zu solcher Höhe, daß es nicht möglich war, sich nur in Prosa der verehrten Hausfrau dankbar zu bezeigen, und ich wohl oder übel mich zu einer Improvisation verstehen mußte.

* * *

Ueber all diesen geselligen Freuden und den Streifzügen durch Kirchen, Paläste und Galerieen kam jedoch auch die Arbeit nicht zu kurz.

Von Florenz her war mir der Perseus des Benvenuto Cellini während der ganzen Fahrt beharrlich nachgegangen. Wie ich ihn auf seinem hohen Piedestal in der Loggia de' Lanzi hatte stehen sehn, das Haupt der Medusa, das er abgeschlagen, hoch erhoben, den Blick düster gesenkt, war mir's vorgekommen, als habe ihn eine schaudernde Reue erfaßt, daß er dies zauberhafte Weib entseelt habe und nun verdammt sei, auf ihren kalten, weichen Leib mit seiner geflügelten Sohle zu treten. Ich

hatte mir ein tragisches Märchen zusammenphantasirt, das ich, sobald ich zu einem Schreibtisch beim Onkel gelangt war, aufzuschreiben begann, in Knittelversen, die mir zu einem mythischen Puppenspiel, dem auch der Kasperle nicht fehlte, einzig geeignet schienen. Ich brachte das curiose Ding sehr con amore in wenigen Wochen zu Stande und las es dem Onkel vor, der, wie mir schien, etwas Anderes von mir erwartet hatte. Auch Anderen erging es so; ich wüßte nicht, daß einer meiner späteren Kritiker sich im Guten oder Bösen darauf eingelassen hätte, als dieser mein römischer Liebling in den „Hermen" gedruckt erschien. Was ging mich's an? Hatt' ich doch meine Freude dran.

Weit mehr als an zwei anderen poetischen Aufgaben von größerem Gewicht: einem Trauerspiel „Saul", zu dem mich meine fleißigen Bibelstudien angeregt hatten, und dem epischen Gedicht „Thekla", dessen Stoff ich meinem Freunde Jacob Bernays verdankte. Er hatte mir die Legende von Paulus und Thekla in einem lateinischen Legendenbuch nach Rom geschickt und mir die Bearbeitung ans Herz gelegt. Zunächst ging ich mit lebhaftem Eifer daran, wagte freilich nicht, die Gestalt des großen und größten Apostels in meiner Dichtung erscheinen zu lassen, und schob ihm einen apokryphen Tryphon unter. Bald aber, aus verschiedenen Ursachen, erkaltete mein Feuer, nur die anerzogene Pflichttreue gegen eine begonnene Arbeit ließ mich den ersten Entwurf vollenden, und erst nach mehreren Jahren, auch dann nur mit halber Neigung, gewann ich es über mich, wieder daran zugehen.

„Saul" war in den ersten Scenen stecken geblieben. Vielleicht weil ich inzwischen, da ich an Alfieri's Vita und seine Dramen gerathen war, sein gleichnamiges Trauerspiel kennen gelernt hatte, wohl das farbigste und poetisch bedeutendste unter all seinen Stücken.

Auch an anderer Lectüre fehlte es nicht, soweit Onkel Theodor's kleine Bibliothek versehen war. Zunächst Dante; es tauchte sogar einmal der Plan auf, gemeinschaftlich die Vita nuova zu übersetzen, aus der ich einige der schönsten Sonette und Can-

zonen nachgedichtet hatte. Uebrigens eine unmögliche Hoffnung, von dem Reiz einer alterthümlichen, mit Edelrost angehauchten und doch seit sechshundert Jahren unverwüstlich jungen Dichtersprache eine Vorstellung zu erwecken.

Manzoni's „Adelchi" waren dazwischen an die Reihe gekommen, Apulejus, Lucian's Göttergespräche und saturnalische Verhandlungen. Von Deutschen natürlich in der Gesellschaft des Onkels, des andächtigen Goethe-Verehrers, viel von ihm, seine lyrischen Sachen zumal, die wir Beide freilich auswendig wußten. Sie dienten aber als Stimmgabel, um die Catull-Uebersetzung zu prüfen, ob überall der natürlichste Ausdruck gefunden war. So saßen wir, da ich die Morgenstunden stets zu Hause blieb, manchmal Jeder in seinem Zimmer mit Versen des Anderen beschäftigt, die einer strengen Feile unterworfen wurden, die Thür zwischen uns offen, damit wir uns sofort über unsere Anstöße und Aenderungsvorschläge verständigen konnten.

Gegen Zehn, wenn er sich zu seinem Gange in den Palazzo Orsini rüstete, brach ich nach dem Vatican auf, wo die eigentliche „officielle" Arbeit meiner wartete. Am 12ten November hatte ich den hohen Arbeitssaal der Bibliothek Seiner Heiligkeit zum erstenmal betreten, den ersten provenzalischen Codex in Empfang genommen und mir meine paläographischen Sporen daran verdient. Freund Otto saß nahe bei mir über einer großen Virgilhandschrift, ein paar andere deutsche Gelehrte hatten uns bewillkommnet, es war eine behaglich feierliche Stimmung in dem stillen Gemach, über das der wortkarge, aber höfliche Custode Monsignor Martinucci die Aufsicht führte. Von den italienischen Collegen sind wir keinem Einzigen nähergekommen.

Mein Reisestipendium war mir bewilligt worden, um auf italienischen Bibliotheken nach ungedruckten romanischen Handschriften zu forschen, und eine Anzahl von Troubadour-Codices, die mir theils durch meinen Lehrer Mahn, theils durch Adalbert v. Keller's „Romvart" bekannt waren, hatte ich nach und nach durchzusehen und auszubeuten im Sinne. Dabei hatte ich aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht.

Nach den Verordnungen der päpstlichen Bibliothek war es verboten, irgend etwas ohne vorher erlangte Erlaubniß abzuschreiben. Man hatte nur das Recht, nachdem man überhaupt in den Arbeitssaal zugelassen war, die Handschrift zu studieren, di studiare sopra i codici, und kleine Notizen zu machen.

Hieran war mir wenig gelegen. An eine kritische Textausgabe, wie Otto Ribbeck sie bei seinem Virgil im Auge hatte, dachte ich nicht. Es wäre mir thöricht erschienen, die provenzalische Lyrik mit ihrem conventionellen Redeschmuck so wichtig zu nehmen, wie einen griechischen oder römischen Dichter, bei dem es oft auf ein mehr oder minder charakteristisches Beiwort ankommt. Freilich galt es auch hier, einen richtigen Text zu schaffen. Das aber überließ ich den richtigen Philologen, während ich vor Allem an der Erweiterung unserer Kenntniß von dem, was überhaupt vorhanden war, Interesse hatte, besonders daran, ob neben der höfischen Lyrik nicht auch noch epische Dichtungen zu finden seien, von denen bisher so gut wie nichts überliefert war.

Auf Abschlag nahm ich indessen auch mit unedirten Liedern vorlieb, die nun freilich verbotene Waare waren. Ich hatte mir ein Exemplar der Mahn'schen Troubadours mit weißem Papier durchschießen lassen und dachte es sehr klug anzustellen, wenn ich zwischen dem Collationiren schon gedruckter Texte dann und wann ein vollständiges, noch unedirtes Lied in mein Buch hinüberschmuggelte. Aber den scharfen Augen des Herrn Custode entging dies Manöver nicht. Plötzlich schoß er wie ein Sperber auf ein Huhn, das eben ein gutes Korn aufgepickt hat, auf mich zu und untersagte mir im schärfsten Ton, die regolamenti fernerhin zu verletzen.

Damit war der Zweck meines römischen Aufenthaltes so gut wie vereitelt. Zwar standen mir noch einige andere Bibliotheken offen, so die Casanatensis, die aber wenig Ausbeute bot, und die Barberiniana, aus der ich wenigstens ein langes, nicht uninteressantes altfranzösisches Lehrgedicht mir aneignen durfte. Der Hauptschatz aber an handschriftlichen Seltenheiten befand sich in der Vaticana, und wahrlich, es war ein thörichtes Vorurtheil, als

ob der Werth derselben durch die Bekanntmachung verringert würde, da vielmehr Edelsteine, die in einer dunklen Truhe vergraben jedem Auge entrückt bleiben, nicht mehr Werth haben als gemeine Kiesel.

Nun hatte es freilich eine besondere Bewandtniß damit, daß das vaticanische Hausgesetz gerade an mir mit so rigoroser Strenge geübt wurde. Von Berlin her war mir durch die Schuld meiner „Francesca von Rimini" der Ruf eines unsittlichen jungen Menschen voraus- oder nachgegangen und auch zu der geistlichen Behörde gedrungen, die darüber zu wachen hatte, daß keine anrüchigen Fremdlinge in das Heiligthum der päpstlichen Bücherei eindrängen. Zum Ueberfluß hatte ich in meiner Eingabe erklärt, daß es mir um die provenzalischen Handschriften zu thun sei, und ihre Dichter standen in dem wenig begründeten Verdacht, das Aeußerste an Zuchtlosigkeit geleistet zu haben, so daß man besorgen mußte, dieser liederliche junge Berliner, noch dazu ein Protestant, wünsche nur sich einzuschleichen, um noch unbekannte obscöne Dichtungen aus der Bibliothek Sr. Heiligkeit zu veröffentlichen.

Ich wurde daher von verschiedenen Seiten scharf bewacht, und als ich zu schreiben fortfuhr, sogar nur abweichende Lesarten auf einzelne Blätter notirte, erfolgte meine Ausweisung — am 8ten Januar — und auf meine Frage nach dem Grunde, da ich mich jetzt in nichts mehr vergangen hätte, der lakonische Bescheid: Questo è il mio ordine.

Nun muß ich freilich bekennen, daß diese Wendung der Dinge mir nicht halb so unerwünscht war, wie ich den maßgebenden Personen gegenüber in sittlicher Entrüstung verlauten ließ. Statt der unersprießlichen Bibliotheksfrohne war Vieles in Rom, was ich mit mehr Freude und Nutzen an den nun freigewordenen Vormittagen mir zu Gemüthe führen konnte. Aber da ich in officieller Mission auf Staatskosten in die Vaticana abgeordnet war, konnte ich mich bei der Thatsache, daß der Cardinal Staatssecretär Antonelli meine Ausweisung befohlen hatte (Scacciatelo subito!), nicht beruhigen.

Mein Onkel dachte zuerst durch seine alten römischen Verbindungen es dahin zu bringen, daß ich wieder zugelassen würde. Sie versagten alle. Auch diplomatische Vermittlungsversuche, die Verwendung des Königs von Bayern, an den ich auf den Rath des Grafen Spaur eine Eingabe machen mußte, zu meinen Gunsten, nicht minder die Bemühungen des preußischen Gesandten Graf Usedom blieben ohne Erfolg. Bei Letzterem wurde ich einmal zu Tisch gebeten, wo ich außer dem alten Kestner (dem „Sohn von Werther's Leiden") auch einen andern Träger eines berühmten Namens, den Legationsrath Wolfgang v. Goethe traf, einen stillen, ernsten Mann, der über Tisch nicht zehn Worte von sich gab.

Die Sache selbst rückte trotz aller Bitten und Beschwerden nicht vorwärts. Nur zuletzt erlebte ich noch ein Pröbchen römischer Geschäftspraxis. Es wurde mir eröffnet, daß sich ein Grieche gefunden habe, ein gewisser Matranga, der sich der Mühe unterziehen wolle, diejenigen Troubadourlieder, die ich bezeichnete, und die vorher geprüft werden sollten, für ein anständiges Honorar zu copiren. Da dieser dunkle Ehrenmann mir sehr wohl bekannt war, konnte mir dieses Compromiß nicht einen Augenblick verlockend erscheinen. Ich war nicht nach Rom geschickt worden, um für schweres Geld von einem Andern, der kein Wort Provenzalisch verstand, Inedita abschreiben zu lassen.

Ich wies also dies Ansinnen stolz zurück und nahm, wie gesagt, die Sache auf die leichte Achsel, da ich dem preußischen Ministerium gegenüber meinen Eifer, das Reisestipendium redlich zu verdienen, klar bewiesen hatte.

* * *

Um so freier und fröhlicher genoß ich nun alles Herrliche, was ein römischer Winter nur bieten konnte. Unter anderen freien Künsten befliß ich mich auch wieder des Zeichnens, nach einem oder dem anderen der Modelle, die an der spanischen Treppe den Malern sich anzubieten pflegten, darunter eine nicht

mehr ganz junge Chiaruccia, die einen prachtvollen Racekopf hatte, und anderer römischer Typen, wie sie mir in den Ateliers meiner Malerfreunde vor Augen kamen. Eines der schönsten Mädchen Roms wohnte unserm Hause benachbart. Ich hatte oft Gelegenheit, sie von unserer Loggia aus zu beobachten, wenn sie auf ihrem Altan mit einer häuslichen Verrichtung beschäftigt war. Leider war es nicht möglich, sie zu einer Sitzung zu bewegen. Unsere Pia wußte, wie Jeder in der ganzen Nachbarschaft, daß die Schöne in festen Händen war, da sie vor dem Herrn Pfarrer von S. Andrea delle Fratte Gnade gefunden hatte. Auch der talentvolle neapolitanische Maler Morani, dessen Studio im dritten Stock unseres Hauses lag, hatte vergebens seine Angel nach ihr ausgeworfen. Für hundert Scudi wollte ihre Mutter ihre Einwilligung geben. Das war ihm denn doch zu theuer erschienen.

So kam langsam und doch zu schnell der Carneval heran; am 7ten und 8ten Februar verzeichnet mein Tagebuch unsere Theilnahme an dem tollen Maskengewimmel, das sich den Corso hinauf und hinunter trieb. Damals wohl noch ziemlich im Stile jener alten Zeit, wie wir sie aus Goethe's gewissenhafter Schilderung kennen. Doch war das Wetter schlecht, die Straße schmutzig, der Confettiregen, von den Balconen brutaler Engländer schaufelweis auf die bunte Menge hinabgeschüttet, durchaus kein anmuthiger Scherz, so daß es eine Weile dauerte, bis auch wir aufthauten, Sträußchen schleuderten und an den schönen Augen an Fenstern und Balconen Feuer fingen. Bald hatte Jeder die Seine gefunden, der er vorzugsweise huldigte, und ich besonders als ein leidenschaftlicher Ballspieler, betrieb das Werfen und Fangen der kleinen Blumensträuße mit immer lebhafterem Eifer, bis ich zuletzt an einem stillen blonden Gesicht mit großen grauen Augen hängen blieb, das zwischen greisen Eltern- und Tantenhäuptern vom Balcon eines Erdgeschosses mir zulächelte und mich durch eine gewisse deutsche Sanftmuth und unrömische Lieblichkeit fesselte. Ich ließ nun alle Anderen, weit Schöneren fahren und eröffnete auf dieses zarte Wesen ein hitziges Blumenbombardement, das kräftig

erwidert wurde. Die Dunkelheit stellte einen Waffenstillstand her; am andern Nachmittag aber wurde der lustige Krieg von neuem eröffnet, und als wir im Obermeier'schen Wagen den Corso hinunterfuhren, ein wahrer Blütenregen auf das blonde Fräulein herabgesendet. Ja ich stieg dann aus, kaufte einen großen Rosenstrauß und kletterte damit an ihrem Balcon hinauf, ihn feierlichst ihr zu überreichen und mit einem Händedruck dafür belohnt zu werden.

Am andern Tage, dem Aschermittwoch, begegnete ich ihr im Corso und zog mit einem halb vertraulichen Lächeln den Hut. Mein Gruß wurde nur mit einem unmerklichen Neigen des Kopfes und einem völlig fremden Blick erwidert. Man war in die Fasten getreten, und die ungebundene Maskenfreiheit mußte der strengen römischen Sitte weichen, die einem Mädchen jeden Verkehr mit einem fremden Herrrn verbietet.

Auch Freund Muhr hatte für seine Huldigungen einen anmuthigen Gegenstand gefunden, eine schöne, schlanke Engländerin, die leider ihren Platz am Fenster eines zweiten Stockwerks hatte, so daß eine Verbindung mit ihr durch Blumensendlinge einige Schwierigkeiten hatte. Damit aber wollte der galante Freund sich überhaupt nicht begnügen. Er entwarf auf einem Quartblatt eine allegorische Zeichnung mit Amoretten, Rosen und Nachtigallen, zu der er sich von mir einen Vers erbat. Um zu zeigen, wie sehr uns die Carnevalslaune zu Kopf gestiegen war, mag diese Probe meiner sehr fragwürdigen englischen Verskunst hier ihren Platz finden:

Such is old Carnival's stern sentence:
After short joy long sorrow and repentance.
Fresh flowers, sweet confetti, sweeter eyes
Are in his lovely malice his allies,
And the poor victim makes — o irony! —
A trophy to his own fair enemy.

Dies sorgsam gemalte und geschriebene Blatt wurde zusammengerollt und mit einem rothen Seidenbande umwickelt, das zugleich ein Veilchensträußchen festhielt. Ich wurde dann mit der

Aufgabe betraut, die Rolle nach jenem Fenster des zweiten Stocks hinaufzuschleudern. Zweimal fiel sie, da man sie nicht geschickt auffing, zurück auf die schmutzige Straße und mußte erst am nächsten Brunnen wieder gereinigt werden. Beim drittenmale erreichte sie ihr Ziel. Es war aber verlorene Liebesmüh'. Von einem besonders liebenswürdigen Dank oder gar einer Erwiderung war keine Rede.

* * *

So ging der Winter zu Ende, einer jener gelinden römischen Winter, in denen man schon im Januar Veilchen in der Campagna pflückt, aber während der langen schwülen Sciroccowochen manchmal ein starkes Heimweh nach nordischem Schnee und klingendem Frost verspürt.

Zumal wenn in den trüben und feuchten Häusern die eisernen Oefen versagen, wie es auch der meine zu thun pflegte, den ich in meiner kahlen Erdgeschoß-Klause auf eigene Kosten hatte setzen lassen, ohne sonderlichen Nutzen, da er bei dem leisesten Wind dermaßen zu rauchen anfing, daß ich mich vor ihm auf die Straße flüchten mußte.

Zu diesem meteorologischen Heimweh gesellte sich auf die Länge noch ein anderes, das in der Seele seinen Sitz hatte. Die Trennung von meiner Liebsten, über die ich Anfangs durch hundert merkwürdige neue Eindrücke mich hatte beschwichtigen lassen, wurde zuweilen, wenn ein Brief ungebührlich lange ausblieb oder gar verloren ging, schier unerträglich, die sehnsüchtige Stimmung machte sich vergeblich in lyrischen Stoßseufzern Luft, und auch die Ungebühr, die mir im Vatican angethan worden war, und für die ich keine Genugthuung erhalten konnte, nagte an mir, da sie beständig durch den Kampf um mein Recht mir gegenwärtig blieb. Zum Ausbruch kam's am 10ten März durch die Eröffnung eines Freundes meines Onkels, Dr. Marstaller, über die Intrigue jenes Don Pietro Matranga und meinen üblen Ruf als Verfasser „lasciver Poesieen", in den mich nur ein Landsmann bei der geistlichen Behörde gebracht haben könne. Der Ingrimm

darüber verursachte mir ein heftiges Kopfweh, eine Erkältung trat hinzu, und an die erste Fiebernacht reihten sich acht kranke Tage einer schweren Influenza, die damals als ein Nervenfieber angesehen wurde und einmal sich so bedenklich steigerte, daß die Sache eine schlimme Wendung zu nehmen schien. In jener gefährlichen Stunde ereignete sich auch der seltsame Fall einer geistigen Wirkung in die Ferne, den ich in der ersten Geschichte der „Geisterstunde" erzählt habe, meine „Ankündigung" bei meinen beiden theuersten Menschen zu Hause.

Mein Onkel, der mit der treuen Pia mich aufs Liebevollste pflegte, hatte gleich bei Beginn der Erkrankung seinen alten Freund, Dr. Alertz, zu Hülfe gerufen, der durch eine glückliche Cur an Pio nono, zu der keiner der italienischen Aerzte Muth und Kenntnisse genug besessen, das Vertrauen des Papstes gewonnen hatte und sein Leibarzt geblieben war. Ob ich es mehr diesem trefflichen Manne oder meiner Jugendkraft verdankte, daß ich die böse Anfechtung überwand, will ich nicht untersuchen. Genug, nach einer Woche stand ich von meinem Schmerzenslager auf, genesen, aber mit wankenden Knieen und so taumelndem Gehirn, daß an eine Fortsetzung meiner Romstudien nicht zu denken war und eine gründliche Luftveränderung geboten schien.

Unter den Freunden, die mich während meiner Reconvalescenz besuchten, war auch Einer, dessen ich bisher nicht erwähnt habe, obgleich ich bald nach meiner Ankunft mit ihm bekannt geworden war, Ferdinand Gregorovius, der spätere Geschichtsschreiber der Stadt Rom im Mittelalter. Wir hatten wohl bald den Gegensatz unserer Naturen empfunden, da er, ein Anhänger der Schlosser'schen Schule, mit einem gewissen sittlichen Rigorismus alle Zustände der bunten römischen Welt betrachtete, während ich zunächst an ihrer naiven sinnlichen Lebenskraft mich ergötzte und moralische Maßstäbe anzulegen mich nicht berufen fühlte. Dazu kam bei dem um einige Jahre älteren Ostpreußen, der in der Stadt der reinen Vernunft aufgewachsen war, ein feierlich getragenes Benehmen, ein pathetischer Stil, der sich auch in seinem Gespräch nicht verleugnete, und ein völliger

Mangel an Humor, so daß ich mich kaum entsinne, ihn je herzlich lachen gehört zu haben. Er blieb sich jeden Augenblick in gehobener Stimmung bewußt, daß, wohin er auch treten mochte, überall geweihter historischer Boden sei, während ich mir durch antike Reminiscenzen die harmlose Freude an der Gegenwart nicht einschüchtern ließ.

Bei alledem schätzte ich seine Kenntnisse und Talente und hatte seine schöne epische Dichtung „Euphorion" im „Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt" aufs Günstigste besprochen, während ich mit seinem „Hadrian" mich nicht befreunden konnte. So behandelten wir uns mit kühler Freundlichkeit, die auch lange Jahre nachher, als der römische Ehrenbürger nach München übergesiedelt war, sich nicht zu einem tieferen Einverständniß erwärmen wollte.

Ich finde eine Stelle in meinem Tagebuch vom 21sten März, bald nach meiner Auferstehung, die dies Verhältniß anschaulich schildert.

„Gregorovius kam mit einer Beichtvater- und Seelsorgermiene, mir mein Wesen klar zu machen. Meine Gedichte seien nicht warm u. s. w. (Es fehlte ihnen freilich jede Spur von Gesinnungs-Rhetorik.) Er fragte dann, ob ich mich (über diese freimüthige Kritik) ärgere. Allmählich ward mir's dieses naiven Moralisirens zu viel (zumal ich vom Fieber noch geschwächt war). Onkel Theodor wurde dann hereingezogen. Jeder sprach seine Sprache, und der Teufel verstand's".

Meiner Reconvalescenten-Ueberreizung mag es zugute gehalten werden, daß ich einen gewiß gutgemeinten Versuch, sich um mein dichterisches Seelenheil verdient zu machen, so übel aufnahm. Ich war sonst immer dankbar für unumwundene Freundeskritik; aber wessen Natur nicht mit einem vollen Tropfen Humor gewürzt war, auf dessen Verständniß meiner Art und Kunst verzichtete ich von vornherein.

* * *

Die zweite Hälfte des März hatte gräuliche Regen- und Hagelstürme gebracht, so daß wir endlich froh waren, die unwirthlich gewordene Stadt verlassen zu können. Ein Vetturin war gedungen worden, der uns für zehn Scudi die Person und die mancia nach Neapel bringen sollte. Zwölf Paul hatte der Paß gekostet, aber der babbo zu Hause hatte gesorgt, daß wir nicht als Landstreicher, sondern als Signori unsere Reise antreten sollten. Zum Schlusse erlebten wir noch am 29sten März das überwältigende Schauspiel der Girandola, des Feuerwerks, das von der Höhe der Engelsburg in märchenhafter Pracht gegen den schwarzen Sternenhimmel emporflammte, während tausende von Lampen die erhabenen Umrisse der Peterskuppel und alle Säulen und Architrave ihrer Façade mit Perlenschnüren einsäumten.

Noch eine Menge Abschiedsbesuche, bei den Capitolinern Welcker, Henzen und Brunn, den lieben Obermeiers, meinem Lebensretter Dr. Alertz, und am Abend des 30sten ein Fest im Künstlerverein, wo fünfundneunzig epheubekränzte Collegen Riedel's fünfundzwanzigjähriges Rom-Jubiläum feierten (Anrede der Roma an ihn, Lorbeerkranz mit silbernen Früchten und silbernem Ring, Festgesang und Ueberreichung eines Diploms mit einer Zeichnung, wie Riedel die Sonne bestiehlt) — und unser letzter Tag in Rom war zu Ende gegangen.

Am andern Morgen holte uns der Vetturin aus unseren Häusern ab, und um 8 Uhr fuhren wir in weicher Regenluft dem Lateran vorbei gen Süden.

Vier volle Tage brauchte man damals zu der Fahrt, die heute in einem einzigen zurückgelegt wird. Man gewann dabei aber eine Kenntniß jenes merkwürdigen Gebietes zwischen Rom und Neapel, wie man sie im Vorüberfausen auf der Eisenbahn nicht erlangen kann. Ueber Albano lief die Straße zunächst bis Velletri, von da am zweiten Tage, immer das reizende Cap Circello im blauen Duft vor Augen, bis Terracina. Wie schauerlich „romantisch" war's, langsam durch die pontinischen Sümpfe zu fahren, immer bedacht, die Augen offen zu halten wegen der Warnung vor der Malaria, die jeden Schläfer befalle, zum Theil

auch, um gleich auf dem qui vive zu sein, wenn Fra Diavolo's Spießgesellen aus der macchia sprängen und uns ihr faccia in terra! zubrüllten. Fieber und Banditen ließen uns ungeschoren, nur an der Rechnung am andern Morgen erkannten wir, daß die räuberischen Traditionen dieser classischen Brigantengegend noch im Stillen forterbten. Aber was man in dem malerischen Neste zu sehen bekam, war's schon werth, als unsichtbarer Posten auf der Nota mitzufiguriren. „Spaziergang den Felsen hinauf zwischen Fichi d'India, Palmen und schönen Oelbäumen. Der Weg biegt vor der Stadt rechts ab, steil hinauf, an Hütten vorbei, in denen Steinmetzfamilien hausen. Auf der Höhe wächst Stadt und Kloster sehr stattlich empor. Ein Schwarm bildschöner Jungen in Lumpen geleitet uns rechts die steinige Straße hinauf nach Castel S. Angelo. Stadt und Hafen, das Meer, links das Gebirge, rechts Cap Circello und die schwarzen Wasser der Sümpfe. Meer und Luft von heiterer Bläue. Die Ruinen nicht bedeutend, eine verfallene Kapelle mit verblichenen Fresken. An der Spitze des Knabenschwarms ein stolzer Junge, der die Andern anfuhr wie der Wolf eine Schafheerde. Dann zurück, dem Kloster vorbei durch engste Straßen, wunderschöne Männer, Frauen mit Locken an den Seiten, die Haare schön geflochten. Alles bettelt. Eine Art Markt im Durchgang neben der Kirche, zu der eine Freitreppe aufsteigt, mit schlankem Campanile. Drinnen nichts von Belang. Hinab an die Küste, wo eine Schöne, Namens Silvia, sich nicht dazu versteht, gezeichnet zu werden, während eine Horde Fischerbuben die halben Bajocs, die ins Meer geworfen werden, um die Wette tauchend herausfischt.

„Dann am Abend die ganze Felswand dem Wirthshaus gegenüber von Millionen Leuchtkäfern überflimmert und der herrlichste Glanz des Firmaments."

Der geneigte Leser fürchte aber nicht, daß ich ihn mit ähnlichen Auszügen aus meinem Tagebuch bis nach Neapel hinhalten werde. Nur der Versuchung konnte ich nicht widerstehen, in einer Probe zu zeigen, was das heutige athemlose Hindurchjagen

durch die merkwürdigsten südlichen Gegenden dem Reisenden an wundersamen Eindrücken vorenthält.

Und so brachte uns der 2te April über Fondi, Itri, Molo di Gaeta nach Sant' Agata. Ein biederer irischer Brauer aus Belfast, der sich zur Ruhe gesetzt hatte — den Namen dieses Ehrenmannes, John Porter, will ich nicht verschweigen, da er eine so erfreuliche Ausnahme von der unholden Manier der meisten seiner reisenden Landsleute machte — dieser Treffliche hatte mich und Ribbeck in Affection genommen und sorgte bei jeder Gelegenheit wie ein alter Onkel für unser Wohl. So war er, da die Straße bergauf ging, drei Miglien vor Sant' Agata ausgestiegen und hastig vorangestiefelt. Als wir dann unser Nachtquartier erreichten, begrüßte er uns mit stolzem Augenzwinkern vor dem Gasthause und vertraute uns, daß er das beste, einzig gute Zimmer für uns in Beschlag genommen habe.

Am nächsten Tage erreichten wir zu Mittag Capua, fuhren durch Atella durch, wo mein philologischer Freund, der einmal seine berühmte Geschichte der lateinischen Dichtung schreiben sollte, auf den Straßen nach Gesichtern spähte, die an die Masken der alten, Atellanen genannten, Possenspiele erinnerten, und langten gegen Ave Maria in Neapel an.

* * *

Acht Tage hatten wir dazu bestimmt, „das Leben zu schlürfen an Parthenope's üppigem Busen", nachdem wir „den Tod gelernt über den Trümmern der Welt", wie A. W. Schlegel sich ausdrückt. Seltsam genug, daß wir lebensfrohen jungen Leute einige Mühe hatten, nachdem wir den römischen Tod liebgewonnen, uns mit dem Parthenopeischen Leben zu befreunden.

Wir waren nicht übel untergebracht im vierten Stock einer Maison garnie, wo wir die herrlichste Aussicht auf das Meer und zum Vesuv hinüber hatten. Auch war, trotz der heftigen Frühlingswinde, das Wetter leidlich genug, um von früh bis spät zu Fuß, zu Wagen und in der Barke alle berühmten Stätten: Posilipp, Grab des Virgil, Castel S. Elmo, San Martino,

Camaldoli zu besuchen, zuletzt auch noch eine schöne Meerfahrt an der Küste von Bajä zu unternehmen. Aller Zauber des Himmels und der Erde konnte uns aber unser Rom nicht vergessen machen, das hinter uns lag wie ein geheimnißvolles, mit wundersamen Bildern geschmücktes Buch, in dem wir nur erst geblättert, nur erst das Inhaltsverzeichniß studiert hatten, so daß uns eine unendliche Sehnsucht nachging, in den unerschöpflichen Text tiefer einzudringen.

Von antiken oder bedeutenden Bauwerken des Cinquecento war hier unten nichts zu finden, die Kirchen innen und außen in schlechtem Geschmack oder wie San Martino mit übermäßigem Prunk ausgestattet. Das Museo Borbonico bewahrte zwar die wundervollsten antiken Bronzen, aber mit dem überwältigenden Eindruck des Braccio Nuovo im Vatican war nichts zu vergleichen, so wenig die Gemäldesammlung im oberen Stock, der es doch auch an Meisterwerken nicht fehlte, sich neben der Galerie Borghese oder gar den Stanzen Raffael's und der Sixtinischen Kapelle sehen lassen konnte.

Nach und nach fanden wir uns darein, hier auf große Kunstgenüsse zu verzichten und vor Allem „das Leben zu schlürfen". Das wogte, lachte und lärmte nun freilich wilder und farbiger hier unten, als selbst im Corso Roms an den Tagen des Carnevals, und zumal in der breiten Straße, die vom Postgebäude unten am Hafen ins Herz der Stadt hineinläuft, konnte man sich stundenlang am Volksgewühl ergötzen, das sich um die offenen Garküchen und Weinbuden drängte und für wenige Gran seinen Hunger an Meerfrüchten stillte, die eben aus der siedenden Oelpfanne gefischt oder auf runde Maisfladen gelegt und gebacken wurden. Dazwischen flimmerten die ewigen Lämpchen vor den Madonnenbildern in den offenstehenden Häusern, Karren mit Orangen, lustig mit grünen Zweigen herausgeputzt, wanden sich langsam durch das Gewühl, hie und da saß eine Geldwechslerin an einem niederen Tische, auf dem die kupfernen Tornesi in großen Säcken aufgepflanzt standen, oder ein Weib, in Lumpen gekleidet, kauerte auf einem Strohstühlchen und bot mit der

mageren, schmutzigen Hand ein kleines Bündel Kerzen oder ein paar Früchte zum Verkauf.

Hatte man sich endlich an diesem ewig gleichen und ewig wechselnden Schauspiel satt gesehen, so ging man in das unfern gelegene Theater San Carlino — das große San Carlo hatte Ferien — um in einer übermüthigen Posse im Dialekt seine Studien des neapolitanischen Volkscharakters fortzusetzen.

Vom italienischen Theater hatten wir in Rom nur wenig charakteristische Eindrücke empfangen. Mein Tagebuch verzeichnet nur eine Aufführung zweier Komödien im Teatro Valle, La bella e la bestia und L'anello della madre, letztere besonders Kotzebuisch, beide sehr gut gespielt.

Außerdem ist mir noch eine wunderschöne Tänzerin Fuoco lebhaft in der Erinnerung geblieben, deren leidenschaftlicher Tanz ganz ihrem Namen entsprach. Eine Operngesellschaft scheint in jenem Winter in Rom nicht aufgetreten zu sein.

Desto glänzender erschien das mimische Talent, das den Italienern im Gegensatz zu uns Nordländern angeboren ist, in diesen Volkskomödien, die uns manchen Abend nach San Carlino lockten. So wenig wir wegen des Dialekts vom Dialog verstanden, so hoch ergötzten wir uns an der unwiderstehlichen Komik der Geberden, die uns den Gang der Handlung vollkommen verständlich machten. Die alte Tradition der Commedia dell' arte mit ihrer Improvisation auf Grundlage eines bloßen Scenars war hier noch lebendig, und das sprühende Temperament der Schauspieler hielt das ganze hohe und niedere Publikum unablässig im Bann eines wahrhaft elementaren Entzückens.

Selbst unser treuer irischer Reisegefährte, der sich unzertrennlich an unserer Seite hielt, fand an Pulcinella Vergnügen. Im Uebrigen hatte er mehr die Gabe, uns zu ergötzen, als sich selbst. Sein sonderbares französisches Radebrechen — er verstand nicht ein Wort Italienisch — brachte ihn oft genug in Verlegenheiten, ohne daß er darüber verlegen wurde. Den Doganieri in Fondi, die ihm andeuteten, er möge sich mit der üblichen Geldspende von der Durchsuchung seines Gepäcks loskaufen, erklärte er

trotzig: Pas dü tü! Vüs êtes tüs des vóleurs, oui! (Er sprach das ou stets wie u.) Doch kam er damit durch. È malsano questo Signore, erklärte der Grenzwächter achselzuckend; non capisce l'italiano. — Auf der Fahrt an der Küste von Bajä gerieth er, da die Schiffer sich nicht an das halten wollten, was wir ausbedungen hatten, in Wuth und rief: Vüs êtes un farceur, oui! Um ein Haar wäre es zwischen ihm und dem beleidigten Barcarolen, der etwas von falsario gehört zu haben glaubte, zu einem Faustkampf in unserem schwanken Boot gekommen. Es gelang aber, die feindlichen Mächte zu versöhnen, nur verlangte Mr. John Porter schleunigst ans Land gesetzt zu werden. Er liebte überhaupt Meerfahrten nicht. C'est trop motonone, oui!

Wir nahmen ihn dann auch nicht nach Pompeji mit, da wir fürchteten, er werde auch dort wenig nach seinem Geschmack und Alles trop motonone finden. Uns selbst aber, zumal die glorreichste Frühlingssonne in die Gassen der auferstandenen Stadt hereinsah, waren dort einige Stunden so märchenhaften Zurückträumens in eine entschwundene Welt vergönnt, wie wir sie selbst in unserm geliebten Rom, zwischen Kaiserpaläſten und Thermen nicht erlebt hatten.

* * *

Nach acht Tagen nahmen wir Abschied von Neapel und unserm biederen irischen Freunde und fuhren in einem leichten Wägelchen an der lachenden Küste zu Füßen des Vesuv nach Sorrent.

Was ich hier in der Rosa magra, „jener billigen, bescheidnen Künstlerherberg alten Stiles" durch vier unvergeßlich schöne Frühlingswochen erlebt habe, mag, wer daran Interesse hat, in den „Idyllen von Sorrent" nachlesen, die in ihrem Distichengeplauder ein wahrheitsgetreues Tagebuch jener Zeit enthalten.

Ich zumal genoß alles Schöne, Heitere und Seltsame des Sorrentiner Frühlings umsomehr con amore, da erst hier die

letzten Nachwehen der römischen Fieberwoche mich verließen. Auch hatten wir uns bisher noch nie so tief in italienisches Volksleben eingelassen, wie in diesem Hause, wo kein deutscher Laut vier Wochen lang an unser Ohr drang und wir von den elf Geschwistern, die von vierzehn noch am Leben waren, nur allzu bereitwillig in die Lehre genommen wurden, da wir bei jeder Mahlzeit wenigstens drei oder vier Zuschauer hatten.

Daß hinter dieser zudringlichen Neugier doch auch ein herzlicheres Gefühl verborgen war, sollte ich fünfundzwanzig Jahre später erkennen, als ich mit meiner Frau wieder nach Sorrent kam, Luisa, die älteste der Familie, als Mutter einer erwachsenen Tochter und meinen damaligen Aufenthalt so unvergessen fand, wie ich es in einer Epistel an Scheffel mit einiger Rührung berichtet habe.

Dieser Altersgenosse war mir zuerst im vorigen November in Rom begegnet, und durch unsere gemeinsame Freundschaft mit Friedrich Eggers, der die Gabe besaß, kunstbeflissene junge Leute (seine „Leibschwaben") an sich zu fesseln, waren wir bald einander näher gekommen.

Als ich ihm jetzt in Capri wieder begegnete, stand er noch am Scheidewege zwischen der Malerei, die seine erste Liebe gewesen war, und der Poesie. Doch hatte sich während der einsamen Monate, die er auf dem Eiland der Sirene verbracht, die Schale stark auf die Seite der letzteren gesenkt. Der „Trompeter von Säkkingen" war entstanden, indem er auf dem flachen Dache der Herberge Pagano's „unbarmherzig dichtend" auf und niederschritt, mitten unter allem südlichen Zauber von Land und Meer ein Schwarzwald-Lied voll von deutscher Minne und Humor „Aus dem Engern". Wir beschlossen, in Sorrent eine „Akademie" zu gründen, in der aus Leibeskräften gezeichnet, gedichtet, philosophirt werden sollte. Das dritte Mitglied dieses würdigen Instituts ließ uns aber im Stich. Otto Ribbeck mußte nach Rom zurück seiner Arbeiten wegen, dann kam Scheffel in meine Rosa magra zu mir herüber, und wir blieben vierzehn Tage in heiterer Kameradschaft beisammen. Abend für Abend

las er mir ein Kapitel seines „Sangs vom Oberrhein“ und ich ein Stück meines „Perseus“. Ich ergötzte mich sehr an Fludribus, dem Zwerg Perkeo und dem Kater Hiddigeigei, mehr als an der Liebesgeschichte, die mir etwas düsseldorfisch-romantisch schien, und ahnte nicht von fern den ungeheuren Erfolg, den dieser Erstling des Freundes gewinnen sollte. Ja ich fand es immerhin verwegen, darauf eine Poeten-Zukunft zu gründen.

Um so freudiger habe ich dann den herrlichen Ekkehard begrüßt und begriffen, daß die deutsche Jugend, zumal die trinkbare, das „Gaudeamus“ mit heller Begeisterung aufnahm.

Wir machten noch zusammen einen fröhlichen Ausflug nach Pästum, bei dem uns eine Empfehlung Don Pagano's an den Wirth der Cappuccini in Amalfi und die Padrona della Locanda del Sole in Salern sehr zu statten kam. Der Tag aber, der uns nach Pästum brachte, leuchtet noch heute in meiner Erinnerung nach als einer der seltenen, an denen kein Erdenrest den Flug in die Regionen des Erhabenen behindert hat.

Bei der Rückkehr in unsere Rosa magra fand der Freund einen Brief seiner Eltern vor mit der Nachricht, daß die Verlobung seiner schönen, sehr geliebten Schwester gelöst und sie in Folge davon in eine schwere Krankheit verfallen sei.

Am nächsten Tage reis'te der Bruder ab, um den Seinigen in dieser schweren Zeit nahe zu sein. Ich selbst blieb noch fünf Tage einsam zurück, um einer Arbeit willen, die mir auf der Fahrt über Amalfi nach Salern im Kopfe herangereift war.

Gleich in den ersten Sorrentiner Tagen hatte ich mich an ein wunderliches Lustspiel gemacht, zu dem ich den Plan fertig von Rom mitgebracht hatte, eine Episode aus dem Leben Samuel Foote's (1719 in Cornwallis geboren), des originellen, dicken, witzigen Schauspielers und Theaterdichters, der durch einen Sturz mit dem Pferde ein Bein verloren hatte, aber mit seinem Stelzfuß in burlesken Rollen, zumal in Weiberröcken, große Erfolge hatte. In dem englischen Reisebuch des Peter Helferich Sturz hatte ich die Anekdote gelesen, wie er, um einem Freunde zu

einer reichen, abergläubischen Frau zu helfen, den Wahrsager gespielt, so erfolgreich, daß er zur Belohnung von dem glücklichen Ehemann eine Leibrente erhielt, die ihm aus seiner beständigen Geldnoth heraushalf. Was mich bewegen konnte, dieses dürftige Schwankmotiv zu bearbeiten, noch dazu in unserm Sorrentiner Paradiese, ist mir heute noch räthselhaft. Auch war das Ergebniß so armselig, daß, als ich das Stück später meinen lieben Kuglers vorlas, Niemand sich daran belustigte, ja überhaupt, nachdem ich geendet hatte, kein Wort der Kritik laut wurde, so daß ich die Blätter, gleichfalls ohne ein Wort zu sagen, sofort in den Ofen steckte.

Mit allerlei Lyrik, die in das Schreibheft des alten Justinus eingetragen wurde, war mir's besser geglückt. Nun, in der tiefen Einsamkeit, brachte ich auch die Novelle der Arrabbiata zu Stande, zu der ich ausgiebige Studien nach dem lebenden Modell gemacht hatte. Es war ein kaum siebzehnjähriges blutarmes Ding, das mir dazu — saß, kann ich nicht sagen, da der Wildfang in beständiger heftiger Bewegung war und daher von den Geschwistern in der Rosa magra jenen Spitznamen erhalten hatte; von Schönheit war in ihrem leidenschaftlichen jungen Gesicht nichts Anderes zu entdecken, als die feurigen Augen, die wundersam blitzten, wenn die Kleine Mittags bei mir eintrat, mir ein paar irgendwo gestohlene Blumen auf den Tisch warf und dann im Zimmer herumsauf'te, daß ich sie endlich auf den Balcon hinausschaffen und die Glasthür hinter ihr zuschließen mußte, durch die sie dann wie eine wilde Katze zu uns hereinfeixte. Sie hatte aber auch ihre stillen, melancholischen Tage, und beim Abschied brach sie in Thränen aus. Nach fünfzehn Jahren, als ich sie wieder sah, war sie eine gesetzte, gleichmüthige, etwas corpulente Frau geworden und entsann sich nicht des Unfugs, den sie damals getrieben, während Luisa und ihre Schwester Alles in gutem Gedächtniß behalten hatten.

Auch in einigen damals entstandenen Liedern spielt Laurella eine Rolle, gleichsam die Incarnation wilder südlicher Mädchenjugend. Und so konnte ich, als ich am 15ten Mai mein Bündel

schnürte, doch auch ein paar dichterische Früchte mit hineinthun, die mir in den Sorrentiner Zaubergärten herangereift waren.

* * *

An eine Besteigung des Vesuv hatte ich nicht denken können, so lange Freund Ribbeck bei mir war, da wir ihn der Anstrengung nicht gewachsen glaubten. Als nun auch Scheffel mich verlassen hatte, fühlte ich mich nicht mehr dazu aufgelegt, das Abenteuer allein zu bestehen, sondern ließ den alten Wolkenversammler in Hoffnung eines späteren besseren Glücks hinter mir, zu dem es niemals kommen sollte.

In gleicher Hoffnung, die ebensowenig bis jetzt sich erfüllt hat, hatte ich auch auf Sicilien verzichtet. Je höher die Sonne stieg, je rascher schmolz mir das Gold im Beutel. Auch stand ich im Dienst der Troubadours, denen ich weder in Palermo noch in Messina und Taormina zu begegnen Aussicht hatte. So fuhr ich am Pfingstmontag früh von Neapel fort, in einem überfüllten Postwagen (ein fetter Prete, ein englisches Ehepaar, ein Capuziner, drei barmherzige Schwestern) den nun schon bekannten Weg über Capua, Sant' Agata und Molo di Gaeta, diesmal aber rascher als auf der Herfahrt, da wir Terracina schon am Abend des ersten Tages bei Mondschein und Illumination durch Lucciole erreichten. Am Nachmittag des 17ten traf ich dann den Onkel und Freund Ribbeck, die mir bis Albano entgegengekommen waren. Wir schlenderten erst durch die schöne Villa Torlonia und die sehr verwilderte des Fürsten Barberini (olim ein Palast Domitian's) und fuhren dann die vier Stunden lange Straße durch das Haideland nach Porto d'Anzio, wo seine Heiligkeit der Papst ein paar Sommermonate zuzubringen pflegte. Auch wir begegneten ihm mit der Guardia nobile und sonstigem Gefolge, wie er im rothen Hut und langen weißen Gewande vom alten Hafen herüber sehr rüstig nach seiner Villa schritt.

In Folge dieses hohen Gastbesuchs war für uns niedere Sterbliche kein Unterkommen in Porto d'Anzio zu finden. Wir mußten eine Miglie weiter nach Nettuno wandern, wo uns der alte Ge-

mahl einer dicken Kaffeewirthin in seinem Hause Herberge gab und mir und Otto sein eigenes Ehebett abtrat, während der Onkel mit einem Lager auf einem Sofa vorlieb nahm. Die Nichte der Padrona, ein feines, schnippisches Ding, sorgte für unsere frugale Cena, während die ihre nur aus rohem Salat ohne Oel und die ihrer Magd aus gekochten Seeschnecken bestand. Um sie zu essen, zog sie eine Nadel aus ihrem sehr unfrisierten Haar und holte damit die einzelnen frutti di mare aus ihren Häuschen. Auch im Uebrigen war dieses malerische Strandnest von aller modernen Cultur noch unangekränkelt. Auf unsere Frage nach einer gewissen Bequemlichkeit wurde uns achselzuckend, aber wie selbstverständlich erwidert: Si fa in strada.

Nach wohldurchfrorener Nacht wendeten wir den hellen Tag dazu an, Porto d'Anzio in seinem päpstlichen Glanze zu betrachten, und landeten Abends wieder in Albano. Onkel fühlte sich matt und ging zu Bette, bestand aber darauf, sich die „Arrabbiata" vorlesen zu lassen.

Am andern Morgen war er vor Thau und Tage plötzlich verschwunden und nach Rom zurückgekehrt. Wir Beide schickten unser Gepäck nach Frascati voraus und genossen die nächsten Tage auf einer Leib und Seele erquickenden Wanderung durch Ariccia, Genzano, um den Monte Cavo herum nach Rocca di Papa und Grotta Ferrata, bis wir durch die herrliche Ulmenallee, stets von Nachtigallen begleitet, das reizende Frascati erreichten.

Wer das Bild dieser gesegneten Bergnester in eigener Erinnerung bewahrt, dem wird bei der bloßen Nennung ihrer Namen das Herzblut aufwallen. Wem dies Glück noch nicht zu Theil geworden, dem würde die liebevollste Schilderung kaum einen schwachen Begriff von ihrem Zauber zu geben vermögen.

Endlich rissen wir uns los und fuhren am Sonntag mit drei Malern, darunter dem virtuosen Architekturmaler Werner, nach Rom zurück.

* * *

Hier wartete meiner eine hocherfreuliche Ueberraschung. Jacob Burckhardt war angekommen und hatte mich sogleich aufgesucht. Die achtzehn Tage, die mir noch für Rom übrig blieben, wurden mir durch seine Gesellschaft unendlich werthvoll, da er täglich entweder schon früh oder bald nach Tische sich in unserer Wohnung einfand, mich zu einem Rundgang abzuholen. Wer aus seinem „Cicerone" Anregung und Belehrung in Fülle geschöpft hat, wird ermessen, wie unschätzbar es für mich war, an der leibhaftigen Hand eines solchen Führers Alles, was ich von Roms Denkmälern und Kunstwerken schon zu kennen glaubte, nun erst noch einmal aus dem Grunde mir anzueignen und auf so Vieles hingewiesen zu werden, was meiner Kenntniß entgangen war. Mein Tagebuch verzeichnete ausführlich, wie wenn ich zu einem kunstwissenschaftlichen Werk Notizen hätte machen wollen, den Gewinn eines jeden Tages.

Daß ich über diesen Studien mit dem Freunde die alten römischen Bekannten nicht ganz vernachlässigte, die Archäologen auf dem Capitol, die Maler, vor Allen Böcklin und den „Tugendbund", Reinthaler, Riepenhausen, Gregorovius — die lieben Obermeiers hatten Rom verlassen — versteht sich von selbst. Auch von Frau Livia Frege, deren ich noch nicht erwähnt habe, verabschiedete ich mich. Sie war bekanntlich die Gattin eines Leipziger Bankiers und durch ihren schönen Gesang in ein freundschaftliches Verhältniß mit Felix Mendelssohn gekommen, dem sie seine Lieder frisch vom Blatte weg, auf dem die Tinte kaum trocken geworden war, vorzusingen pflegte. In ihrem Hause war ich im November des vorigen Jahres dem damaligen Erbgroßherzog Karl Alexander von Sachsen-Weimar vorgestellt worden, dem ich dann in den langen Jahrzehnten seit jener Zeit für ein stets sich gleichbleibendes, immer neu bewiesenes Wohlwollen mich herzlich verpflichtet fühlen sollte. Nun rüstete sich auch diese liebenswürdige Frau zur Heimkehr, mit Allen, die sich nicht malariafest fühlten, oder nicht durch höhere Pflichten gebunden waren, in Rom zu übersommern, was trotz alledem auch uns gereizt haben würde.

Zuletzt verabschiedete ich mich noch von Graf Usedom, der mir mittheilte, er habe die Acten über meine Ausweisung aus dem Vatican nach Berlin geschickt, es sei a good grievance, mein Fall werde hoffentlich dazu dienen, daß Denen, die nach mir kämen, keine ähnliche Unbill zugefügt würde. Ein Trost, mit dem ja auch das gesammte Menschengeschlecht abgefunden wird, dessen üble Erfahrungen den folgenden Generationen zugute kommen sollen.

* * *

Am regnerischen Morgen des 9ten Juni fuhren wir, Ribbeck und ich, in ziemlich trübseliger Abschiedsstimmung aus unserm geliebten Rom gen Norden und erreichten am Abend des ersten Tages Civita Castellana, am Mittag des folgenden Terni, wo uns ein Eselritt zu den berühmten Wasserfällen brachte. Abends blieben wir in Spoleto, dann ging's weiter über Foligno, Assisi, Perugia, Arezzo, bis wir am 16ten Florenz erreichten.

Daß der Zögling Burckhardt's Allem, was auf diesem verschwenderisch von allen Künsten geschmückten Wege sich darbietet, begierig nachging, wird man ihm aufs Wort glauben. Statt kunstgeschichtlicher Excurse aber, die nur für Eingeweihtere Interesse hätten, sei hier nur der angenehmen Reisegesellschaft gedacht, die bis Foligno den Wagen mit uns theilte: die Frau eines Letterato aus Perugia mit ihrer Schwester, deren Bekanntschaft uns zuerst einen Begriff von dem sogenannten gebildeten Mittelstande in Italien gab, da wir bisher nur von den niederen Klassen und ich durch Onkels fürstliche Schülerinnen von dem Zuschnitt der höheren Stände eine Ahnung erhalten hatten.

An diesen beiden gutbürgerlichen Damen zog uns die natürliche Lebhaftigkeit und Abwesenheit jeder conventionellen Prüderie aufs Angenehmste an. In der ersten Viertelstunde wurden wir ins Verhör genommen, ob wir keine Liebsten in Rom zurückgelassen hätten, und da ich mich als ehrbaren Bräutigam eines

deutschen Mädchens vorstellte, wollte man dies als ein vollgültiges Zeugniß für meine Tugend nicht gelten lassen und bezeigte starken Zweifel, daß es zwischen mir und der Mariuccia in Sorrent nur zu einem platonischen Verhältniß gekommen sein sollte. Die Rede kam dann auf Volkslieder, ich gab die neapolitanischen zum Besten, die ich der Luisa verdankte, und die Damen allerlei etwas leichtfertige Conzonetten aus ihrer Gegend, deren versteckte Zweideutigkeiten sie uns zu erklären schuldig zu sein glaubten. Alles aber blieb auf dem Fuß einer muthwilligen Plauderei, und da wir auch sonst schon Proben davon erhalten hatten, wie ländlich sittlich die Begriffe von dem, „was sich ziemt", bei italienischen „edlen Frauen" von unseren deutschen verschieden sind, verloren unsere Reisegefährtinnen durch ihre Schelmenliedchen nichts an unserer Hochachtung.

* * *

Die fünf Sommerwochen, die wir dann in Florenz verlebten, waren die gleichmäßig freuden- und arbeitsreichsten des ganzen Reisejahrs.

In keiner der großen italienischen Städte hat sich die neue Zeit mit der mittelalterlichen so glücklich verschmolzen, daß Alles wie aus einem Gusse erscheint. Auch heute noch, wo in Rom durch die plumpen hastigen Neubauten zwischen den antiken Trümmern und den Palästen der Renaissance das Stadtbild sich immer unharmonischer darstellt, liegt die reizende Blütenstadt in ihr heiteres Thal eingebettet, wie wenn sie dem schöpferischen Geist eines einzigen Baumeisters entsprungen wäre. Keine Wohnkasernen beleidigen, wie in den Mauern Roms, das Auge, das zu den Hügeln von San Miniato und nach dem luftig thronenden Fiesole emporschweift, und der moderne Viale dei Colli, der vor fünfzig Jahren noch zu keiner Piazza di Michelangelo hinaufführte, hat sich so wenig durch ehrwürdige charakteristische Stätten Bahn machen müssen, daß einem ist, als hätte er nie in dem Gesammtbilde der Stadt und ihrer Umgebungen fehlen können.

Manches kam noch hinzu, unser Florentiner Dasein uns sofort heimisch und behaglich zu machen.

Wir hatten gleich am ersten Tage eine uns völlig zusagende Wohnung in der Via del Cocomero gefunden, bei einer freundlichen Dame, der ich in der Novelle „Erkenne dich selbst" ein pietätvolles Denkmälchen gesetzt habe. Auch später zog ich auf meinen südlichen Fahrten ein Quartier bei guten Privatleuten den Gasthöfen vor, da sich dann bald das Gefühl, zu Hause zu sein, einstellte und Blicke in das Innere des bürgerlichen Wesens sich thun ließen, zu denen der Verkehr mit Kellnern und Portiers keine Gelegenheit giebt.

Bei unserer guten Donna Eugenia, die ein contemplatives Leben auf ihrer Poltrona führte und Verse machte, hatten wir zu Zimmernachbarn ein junges Freundespaar aus Venedig, Maler, die ihren Studien in den Uffizien und der Akademie nachgingen und uns durch die Anmuth ihrer Erscheinung sofort angezogen. Dieser Eindruck verstärkte sich noch, als wir dahinterkamen, daß der Jüngere, Zartere und Kleinere der Beiden eine Frau oder ein Mädchen war, das in Männerkleidern ihren Gatten oder Geliebten nach Florenz begleitet hatte. Das durchsichtige Geheimniß wurde jedoch von allen Seiten respectirt und gab unserm Verkehr nur einen romantischen Reiz, dem — wie jene Novelle andeutet — auch die dichtende Hauswirthin nicht widerstehen konnte.

Daß wir im Uebrigen hier durchaus keine Bekannten hatten, sondern auf uns allein angewiesen waren, empfanden wir nach dem zerstreuenden Verkehr in Rom als eine besondere Wohlthat. Nicht minder auch die regelmäßige Arbeit, mit der wir Beide durch ein paar fleißige Vormittagsstunden das Glück erkauften, so Herrliches an Kunst und Natur zu genießen. Ein Reiseleben ohne einen solchen Pflichttheil, den man seiner ernsten Lebensaufgabe bezahlt, wird auf die Länge so schwer zu ertragen, wie jede „Reihe von schönen Tagen", in denen kein Wechsel von Arbeit und Genuß für das Gleichgewicht unseres Geistes und Gemüthes sorgt. So war ich stets darauf bedacht, unterwegs eine leichte Arbeit mit mir zu führen, die mich wenigstens eine

Morgenstunde lang in Athem hielt, und wäre es nur die halbmechanische Beschäftigung mit einer Uebersetzung. (Unter Andern habe ich auf der Hochzeitsreise im Sommer 1867 Shakespeare's „Timon" zu Stande gebracht, immer des fröhlichen Gegensatzes mir bewußt, den die Tragik dieses Lebens- und Menschenverächters zu meinem reinen Glücksgefühl bildete.)

Damals, vierundzwanzig Jahre früher, war mein Tagewerk noch besonders darum ersprießlich, weil ich damit der Verpflichtung gegen Diejenigen genügte, die von meiner Wanderung durch die Bibliotheken Italiens die Erweiterung unserer Kenntnisse der romanischen Literaturen erwarteten. Ich fand hier im wohlthuenden Gegensatz zu der üblen Behandlung im Vatican überall das freundlichste Entgegenkommen und mancherlei Ausbeute auf nicht weniger als vier an Handschriften reichen Bibliotheken, der Riccardiana, Magliabechiana, Maruccelliana und Laurenziana. Die Schätze der Letzteren, die mich am längsten fesselten, waren offen ausgebreitet in dem weiten, von keinem Geringeren als Michelangelo architektonisch ausgestatteten Saal, wo jeder Codex an seinem bestimmten Platz auf den schöngeschnitzten Pulten angekettet liegt, bis der Custode ihn von der Kette befreit und im Arbeitssaal dem, der ihn studieren will, einhändigt.

Wir arbeiteten freilich im Schweiß unsres Angesichts, denn die Glut dieses Hochsommers wuchs von Tag zu Tag. Doch war's eine reine, trockene Hitze ohne den lähmenden Sciroccohauch, der über der römischen Campagna zu brüten pflegt. Dazu gab es überall Granita und Sorbetti, in den Kirchen und Galerieen erhielt sich eine sanfte Kühle, und auf des Tages Last und Hitze folgte die wundervolle reichgestirnte Nacht.

In den Stunden der Siesta freilich war's wohlgethan, das Haus nicht zu verlassen. Wir lasen dann zusammen Terenz oder die übermüthigen Geschichtchen der alten Florentiner Novellisten Boccaccio und Sacchetti, dazwischen die ernsthafteren Istorie fiorentine des Machiavelli, die uns noch bis Venedig begleiteten. Ja so wenig hatte die tropische Temperatur Macht über Leib und Seele des dreiundzwanzigjährigen fahrenden Schülers, daß ich

eine freche kleine mythologische Farce in Jamben verfaßte, zu der mich die Fresken der Caracci vom Polyphem und der schönen Meernymphe Galatea im Palast Farnese angeregt hatte.

Meine alte Leidenschaft für das Drama erhielt aber noch eine ganz andere, viel bedeutendere Nahrung. Im Teatro Cocomero spielt die Ristori, damals in der herrlichsten Blüte ihrer jungen Schönheit und schon ausgereiften Kunst. Neben geringeren Stücken, in denen ich sie bewunderte, sah ich sie in der „Francesca von Rimini" Silvio Pellico's. Der junge Rossi spielte den Paolo. So wenig das Stück mit seiner conventionellen, weichen Rhetorik mir genügte, zumal die Gestalten mir in meiner eigenen Jugendsünde so ganz anders aufgegangen waren, so hinreißend wußte die große Künstlerin durch ihre leidenschaftliche Recitation und den Adel ihrer Geberden die Figur zu beleben, so daß ich dem wunderbaren tragischen Duett bis zum Ende des dritten Akts mit wonnevollem Herzklopfen folgte. Von da an freilich konnte selbst diese Francesca den Eindruck nicht auf der gleichen Höhe halten und die schwachen letzten Acte retten. Alles in Allem aber war es eine der höchsten dramatischen Offenbarungen, die mir je zu Theil geworden waren.

Auch Donizetti's Maria de Rohan im Teatro Nuovo war ein denkwürdiges Erlebniß durch die begeisterte Stimmung des Publikums, das wir in solchem Taumel noch nicht beobachtet hatten, und die vollkommene Gesangskunst, die eine uns wenig sympathische Musik mit so echter, feuriger Empfindung zu beseelen wußte.

Wir hatten den Florentinern so viel Temperament nicht zugetraut, da sie uns bei allen Anlässen als völlig gelassen, feingeartet und wohlerzogen erschienen waren. Auch bei öffentlichen Festen war man vor allen Ausbrüchen zügelloser Lustigkeit oder gar weinseliger Frechheit sicher, wie sie in Neapel uns so oft begegnet waren. So verhielt sich die ungeheure Menschenmenge, die am Vorabend des höchsten Florentinischen Festtages, San Giovanni gewidmet, an dem Feuerwerk sich ergötzte, das über dem Arno abgebrannt wurde, so still und gesittet, daß die Freuden-

laute eines jungen Mädchens, das jedes Herniederrieseln schöner Feuerkugeln mit dem entzückten Ausruf: Ohi! Ohi! ciliege! ciliege! (Kirschen! Kirschen!) begrüßte, im weiten Kreise von den Umstehenden belacht wurden.

Am andern Tage sahen wir dieselbe Volksmenge lautlos in und vor dem Dom geschaart, wo der Großherzog und die Großherzogin von Toscana dem Hochamt beiwohnten, unter einem prunkvollen Baldachin links vom Altar, „die Großherzogin alt, mit schönen neuen Zähnen und einem Brillantdiadem, der Großherzog weißgrau, mürrisch, mit welken, verschwommenen Zügen". Er hatte seine Toscaner milder und freundlicher regiert als irgend einer seiner Nachbarfürsten auf italienischen Thronen und Thrönchen, freilich mit Hülfe der verhaßten Tedeschi, die ich an jenem Feiertage in Reih' und Glied, Eichenblätter an den Czakos, vor dem Portal des Domes aufgepflanzt sah. Selbst der unerbittliche Giusti, der in seinem „Fürstencongreß" von ihm gesagt hatte:

Da kommt auch König Morpheus sachte, sachte,
Den Kranz von Mohn und Lattich um den Scheitel —

hatte nicht umhin gekonnt, ihm in einem späteren Gedicht eine Art Ehrenzeugniß für seinen guten Willen auszustellen. Trotzdem dauerte es nur wenige Jahre, und der Sturmwind der Begeisterung, der das junge Italien durchbraus'te und alle Schlagbäume der kleinen Fürstenthümer niederriß, hatte auch dem guten Granduca die Krone vom Haupt gerissen.

* * *

Am stürmischen Abend des 21sten Juli verließen wir Florenz und fuhren, während der Mond nach und nach den Himmel klärte, die Nacht durch über den Apennin bis Bologna, wo wir Morgens um 8 Uhr eintrafen.

Auch hier hielten uns Bibliothekspflichten ein paar Tage fest. Ribbeck lag es neben seinen Virgil-Collationen ob, sich um die Inschriftenkunde verdient zu machen, da er die wichtigsten noch unedirten, von denen ihm eine Liste mitgegeben worden war, mit angefeuchteten großen Blättern eines starken Löschpapiers

abzuklatschen und, sobald sie getrocknet waren, abzulösen hatte. Von solchen genau abgedrückten authentischen „Klätschen", wie wir sie nannten, führten wir eine ansehnliche Zahl in einem Blechtubus unter unserm Gepäck mit uns, zum argwöhnischen Erstaunen der Doganieri an jeder Grenze. Eine frühere Collection war schon von Rom aus heimgeschickt worden.

Dies Alles jedoch ist für jeden nichtphilologischen Leser sehr gleichgiltig; ich will denn auch die ferneren Etappen unserer Forschungsreise, Modena, Reggio, Parma, Mantua, nur mit ihren Namen anführen, auch von meinem besonders geliebten Verona, wo wir uns volle acht Tage aufhielten, nur im Fluge erwähnen, daß wir in dem antiken Amphitheater, dem besterhaltenen aus der spätrömischen Zeit, an mehreren Abenden moderne Komödien spielen sahen, einmal sogar eine Tragödie Alfieri's, den „Oreste", in einer Aufführung, die einen parodistischen Anstrich hatte. Klytämnestra war eine weinerliche alte Mama, Aegisth ein grotesker Birbante, Elektra eine verbitterte alte Jungfer, Orest nicht übel, bis auf sein beständiges Schreien, Pylades sich geberdend wie ein completer Narr. Sogar die Schauspieler empfanden das Unzulängliche ihrer Leistungen und spielten, sich selbst ironisirend, das Stück, das jedenfalls besser war als die Aufführung, mit schlechtverhaltenem Lachen zu Ende. Von alledem merkte das Publikum, das unten in der Arena um das rohgezimmerte Bühnenhäuschen geschaart saß, nicht das Mindeste. Die Gewalt des alten Stoffes bemächtigte sich dieser einfachen Gemüther, und sie strömten nach dem Schluß sichtbar ergriffen zu den steinernen Pforten hinaus.

Am Nachmittag des 6ten August fuhren wir dann auf der Eisenbahn den schönen Weg an Padua und Vicenza vorüber, die Euganeen zu unsrer Linken, in der traumhaft aufgeregten Stimmung, die jeden, auch den stumpfsinnigsten Touristen überkommt, der sich zum erstenmal der Märchenstadt an der Adria nähert.

Für den Eindruck, den auch wir empfingen, da wir in der schweigenden Mondnacht in die schwarzen Canäle einfuhren und

bald darauf auf den schimmernden Platz von S. Marco traten, ein neues Wort zu suchen, nachdem Tausende in allen Zungen davon gesungen und gesagt haben, wäre ein thörichtes Unterfangen. Nicht Allen aber mag es so wie uns ergehen, daß sie sich schon am zweiten Tage unter so fremdartiger Umgebung, wo statt Wagenrollen und Peitschenknall nur das eintönige Stali und Premi der Gondoliere erklingt und die Paläste statt aus dem festgegründeten Erdboden aus dem Meeresgrunde aufsteigen, dennoch wie zu Hause fühlen. War es die alte Bekanntschaft mit dieser Wunderwelt, die wir von früh an aus unzähligen Büchern und Bildern gewonnen hatten und die durch die lebendige Wirklichkeit nicht wie die Erwartung der römischen Herrlichkeiten enttäuscht, sondern noch überboten wurde? War's das Trauliche der engen Gassen und Gäßchen, wo man sich nicht wie auf der Straße fühlt, sondern auf dem blanken Steinparket unter dem wimmelnden Volke mitwandelt, wie in einer großen Gesellschaft, in die man von einem hohen Herrn geladen wäre? Oder heimelte uns die Anmuth der schlanken, jungen Weiber an, die unter den dunklen Tüchern, mit denen sie Kopf und Schultern verhüllten, die Augen verstohlen blitzen ließen und dem Fremdling allerlei holde Dinge versprachen, die sie durchaus nicht immer zu halten geneigt waren?

Mir wenigstens ist es jedesmal, wenn ich wiederkehrte, so zu Muth gewesen, als gehörte mir diese wundersame Stadt als Ergänzung meiner nordischen Heimath mit so gutem Recht, wie Jeder neben seiner wahren Wirklichkeit ein zweites Leben im Traum führt. Alles ist unwahrscheinlicher, glänzender und schwermüthiger zugleich, das Lachen leiser, die Erlebnisse schattenhafter, und doch fühlt sich die Brust von allem irdischen Druck entladen, wie ja auch in diesem zweiten Element der Staub nicht mehr lästig wird, während aus dem dumpfen Anschlagen der Lagunenwelle an die Pfahlroste das alte tröstliche Lied klingt:

Acqua del canal
Guarisce d'ogni mal.

(Wasser vom Canal
Curirt radical.)

Uns wurde es damals auch aus dem Grunde leicht gemacht, uns sofort heimisch zu fühlen, da wir eine Wohnung fanden bei einer guten, freundlichen Frau und ihrer schlanken, blutjungen Tochter, echten Venezianerinnen mit der schmiegsamen Grazie ihres Stammes, dem leichten, zwitschernden Geplauder, den Liedchen und Sprichwörtern, deren unerschöpfliche Fülle ihren ganzen Bildungsvorrath ausmacht. Das Haus in der Calle della Cortesia neben der Calle degli Assassini habe ich in der Novelle „Andrea Delfin" ausführlich beschrieben. Auch die Hauswirthin und ihre Tochter Marietta findet man lebensgetreu dort geschildert. Unser traulicher Verkehr mit ihnen war freilich erquicklicher als jener düstere Gast ihn genießen konnte. Einer meiner liebsten Bonner Universitätsfreunde, Levin Goldschmidt, war uns am dritten Tage auf der Straße begegnet und hatte ein Zimmer neben dem unsern bezogen. Nun wurde Alles zu Dreien erlebt, Kirchen, Akademie, Dogenpalast und Merceria durchwandert und bis in die Nacht hinein auf der Piazza die auf und ab wogende Menge studiert. Oft konnten wir uns auch dann noch nicht zum Schlafen entschließen. Wir trugen eine Flasche Cipro nach Hause, die wir langsam bei einem Robber Whist ausschlürften, während Marietta mit dem Räucherpfännchen sacht an den Wänden herumging, um die Zanzaren auszuräuchern.

In einem der Fenster gegenüber erschien dann wohl das bedenkliche Lacertchen, das dort hauf'te und mit allerlei Singsang und in abenteuerlichen Verkleidungen uns herüberzulocken suchte. Wir blieben aber standhaft unserer Marietta treu, in die wir alle Drei ein wenig verliebt waren, ohne daß Einer von uns sich einer besonderen Gunst zu rühmen gehabt hätte.

Auch gearbeitet wurde, und an einem meiner Troubadourtage auf der Marcus-Bibliothek that ich einen Fund, der mir seltsamerweise werthvoller schien als irgend ein anderer von größerem Umfang. In einem Pergamentdeckel sah ich zwei fast verblichene Strophen geschrieben, in denen ich den bisher unbekannten Anfang einer Canzone des ältesten Troubadours, des Grafen Wilhelm von Poitiers, erkannte. Drei Stunden brachte

ich damit zu, die kaum noch leserlichen Schriftzüge zu enträthseln. Als es mir endlich gelungen war, empfand ich eine so stolze Freude, wie nie bei einer eigenen Dichtung, und wenn auch bei Entrollung dieses „würdigen Pergamens" nicht „ein ganzer Himmel zu mir niederstieg", konnte ich mich doch der stillen Ahnung nicht erwehren, daß immerhin vielleicht ein romanischer Philologe in mir steckte, um den es schade war, daß er so früh sich hatte verführen lassen, aus der Schule zu laufen.

* * *

Auf einmal aber überkam mich das Gefühl wie bei einem schwelgerischen Feste, wo man an Genuß übersättigt ist, aus keinem Becher mehr trinken, keinen Geigenstreich mehr hören und in keine schönen Augen mehr blicken mag. Zu dem Bedürfniß, auszuruhen von allen aufregenden Freuden, das so überreich Aufgenommene zu sammeln und innerlich zu verarbeiten, gesellte sich ein Heimweh nach meinen liebsten Menschen, denen ich nun Jahr und Tag fern geblieben war. Am 26sten August verließen wir Venedig. Von der unaufhaltsamen, besinnungslosen Fahrt über Peschiera, Gardasee, Innsbruck, Bodensee u. s. w. bis nach Dürkheim in der Pfalz, wo meine Eltern und die gesammte Kugler'sche Familie mich erwarteten, finde ich in meinem sonst so gewissenhaften Tagebuch nichts verzeichnet, so wenig vermochte Alles, woran ich vorüberjagte, mein Interesse zu fesseln. Was ich aber mit heimbrachte, als die Frucht dieses Wanderjahrs, die neuen Maßstäbe für das wahrhaft Echte und Mächtige in der Kunst und die unvergängliche Liebe zu dem großen Stil der Natur, wie er mir im landschaftlichen und Volkscharakter Italiens aufgegangen war, davon habe ich mein langes Leben hindurch in so mannichfacher Weise Rechenschaft abgelegt, daß ich an dieser Stelle mir den zweifelhaften Versuch ersparen kann, von so reichen und tiefen Eindrücken die Summe zu ziehen.

V. König Max und das alte München.

(1854—1864.)

Während dieses ganzen Jahrs, das ich jenseits der Alpen verlebt hatte, war ein eifriger Briefwechsel mit den Meinigen unterhalten worden. Da aber zwei Väter, zwei Mütter, eine zärtliche Tante und vor Allem meine Braut Anspruch auf directe Mittheilungen hatten, war ich kaum einmal dazu gekommen, meinem lieben Geibel einen schriftlichen Gruß zu senden.

Auch bei meiner Rückkehr im Herbst 1853 traf ich ihn in Berlin nicht an. Er war im Frühjahr des Jahres vorher von König Max II. nach München berufen worden und mit seiner jungen Frau dorthin übergesiedelt. Daß er in den neuen Verhältnissen des alten jungen Freundes nicht vergessen hatte, davon sollte ich bald den erfreulichsten Beweis erhalten.

Nach der Rückkehr aus meinem gelobten Lande hatte ich wohl oder übel mich dazu bequemen müssen, mit der romanischen Philologie Ernst zu machen. Denn was ich an novellistischen, lyrischen und dramatischen Reisefrüchten neben meinen romanischen Fundstücken nach Hause mitbrachte, war nicht der Art, mich der Sorge um das tägliche Brod zu überheben: kein Roman, der viele Auflagen, kein Drama, das reiche Tantièmen versprach.

Zudem, auch wenn ich für mich allein verwegen genug gewesen wäre, mich auf gut Glück als „Schriftsteller" zu etabliren, ich hatte eine Braut, der ich es so wenig wie ihren Eltern zumuthen konnte, sich auf ein so leichtsinniges Abenteuer einzulassen.

Es galt also, der geliebten Muse zunächst wieder zu entsagen und zu dem Brodstudium zurückzukehren, das freilich, auch wenn ich bald zur Habilitation gelangte, erst in vier, fünf Jahren es mir möglich machen konnte, meine Liebste heimzuführen.

So ging ich denn seufzend daran, meine handschriftliche Ausbeute zu verwerthen, zunächst anknüpfend an ein längeres unedirtes Gedicht Apologia mulierum, das ich in Rom in der Barberiniana gefunden hatte, und das mir nun die Anregung zu einer Abhandlung über die moralisirende Poesie der Altfranzosen gab. Mitten in den Vorarbeiten kam mir im März 1854 ein Brief aus München zu, in dem mich Dönniges im Auftrag des Königs Max einlud, nach München überzusiedeln und dort mit einem Jahrgehalt von tausend Gulden zu leben, ohne weitere Verpflichtung, als an den geselligen Abenden des Königs, den sogenannten Symposien, theilzunehmen.

Daß ich durch diese märchenhafte Glückswendung, um so wundersamer bei meiner Jugend und den geringen Anfängen meiner dichterischen Laufbahn, auf einen Schlag allen Zukunftssorgen und -Zweifeln enthoben wurde, hatte ich einzig und allein Geibel's unermüdlicher Freundschaft zu danken.

Er hatte in seinem guten Glauben an meinen Stern meine Berufung beim Könige durchgesetzt, obwohl von dem Wenigen, was ich bisher veröffentlicht hatte, kaum ein oder das andere Stück dem erlauchten Freunde der Dichtkunst, wie ich ihn später kennen lernte, so recht nach dem Sinne sein konnte. Der König aber, der Geibel als Dichter unbedingt verehrte, hatte auch zu seinem Urtheil und der Lauterkeit seines Charakters das festeste Vertrauen, und so wurde auf Geibel's ehrliches Gesicht hin das Berufungsdecret unterzeichnet, durch das mir in der bayerischen Hauptstadt eine zweite Heimath bereitet wurde.

* * *

Ich habe es stets als eine besondere Gunst meines Geschicks betrachtet, daß mein Leben in jungen Jahren aus dem heimathlichen Berlin nach München verpflanzt wurde.

Nicht allein wegen der frühen Sicherung meiner äußeren Lage und der Verpflichtung, die mir damit auferlegt wurde, meine volle Kraft an meine dichterische Lebensaufgabe zu setzen. Wichtiger noch war, daß ich nun auf mich selbst gestellt wurde und an innerer Reife zunahm durch die Trennung von den literarischen Kreisen Berlins, in denen mir bis dahin wohl, nur allzu wohl geworden war. Was sie dem Anfänger gegeben, bewahrte ich in dankbarem Gedächtniß, wie ich auch im Süden nie verleugnete, daß ich ein Berliner Kind war und ein Heimweh in mir fortlebte nach Allem, was ich an den Menschen im Norden lieben gelernt: feste Freundestreue, Klarheit und Klugheit und redlicher Wille, dem Strebenden die Wege zu weisen, und bei größter geistiger Regsamkeit der zähe, beharrliche Fleiß, auch in künstlerischen Dingen seinem Gewissen genugzuthun.

Ich war aber auf einem Punkt angelangt, wo ich Gefahr lief, über den Horizont der dortigen Gesellschaft nicht hinauszublicken, ihrem Richterspruch mich zwar nicht blindlings zu unterwerfen, ihn aber doch für wichtiger zu halten, als er im Grunde war. Vor Allem wäre mir, wie so viel anderen poetischen Talenten, die dünne, austrocknende kritische Luft der großen Stadt auf die Länge verhängnißvoll geworden, das Ueberwiegen des scharfen, zersetzenden Verstandes über die sinnliche Dumpfheit, aus der jede künstlerische Schöpfung ihre beste Kraft, ihr eigentliches Lebensblut saugt. Wer schaffen will, soll nicht zu klug aus sich selber werden. Er hüte sich, so sehr er der Selbstkritik bedarf, sich dem Naturboden zu entfremden und durch voreiliges Dreinreden der „alten Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen Phantasie zu beleidigen".

Nun fand ich in München gerade das, was mir bisher gefehlt hatte: eine sehr unliterarische Gesellschaft, die sich um mein Thun und Treiben wenig oder gar nicht bekümmerte, am wenigsten mich durch Urtheilen verwirren konnte. Man sprach damals selbst in den gebildeteren Münchener Kreisen niemals von Literatur, höchstens vom Theater. Dafür empfing mich eine unfreundlich, wo nicht feindselig gesinnte Schaar einheimischer Collegen, deren

Verhalten gegen den Fremdling seinen Charakter stählte und ihn dazu trieb, stets sein Bestes zu geben. Wichtiger noch war, daß der Großstädter, der bisher nur in den Häusern guter Freunde heimisch gewesen war, sich hier zum ersten Mal auf einen breiten, derben Volksboden gestellt fand, auf dem sich ein eigenwüchsiger, nicht immer löblicher, aber kraftvoller und vielfach poetischer Menschenschlag bewegte, nicht von fern mit dem zu vergleichen, den man in Berlin „Pöbel" nannte. Von diesem sich fernzuhalten, war wohlgethan gewesen, zumal man von der Literaturfähigkeit des Berliner Jargons, die heutzutage so eifrig angestrebt wird, damals noch keine Ahnung hatte. Eine Berührung aber mit dem altbayerischen Stamm, der seine eigenen Volkslieder und volksthümlichen Poeten besaß, konnte dem Norddeutschen nur heilsam sein und seine dichterischen Nerven erfrischen. Zudem galt es hier für mich, da gesellschaftliche Lorbeern nicht zu erringen waren, über die nächsten Grenzen hinaus vor dem deutschen Volke zu beweisen, daß ich nicht von Königsgnaden allein zu den „Berufenen" zählte.

München war im Jahr 1854 eine Stadt von wenig über 150 000 Einwohnern. Schon im Sommer 1842 auf der Reise mit meinem Vater und dem Petersburger Onkel über Dresden, Prag, Wien, Graz und Ischl war ich auch nach München gekommen, wo wir König Ludwig's große künstlerische Unternehmungen zum Theil noch im Werden fanden.

Noch hatten wir nur erst das Modell der Bavaria in der hohen Bretterhütte auf der Theresienwiese bestaunt, waren in der Basilica auf den Gerüsten herumgeklettert, auf denen Heß und Schraudolph ihre Fresken malten, und in der Ludwigskirche legte Meister Cornelius die letzte Hand an sein großes jüngstes Gericht. Jetzt, zwölf Jahre später, fand ich die schöne Kunststadt an der Isar in vollem Glanz, freilich noch räumlich weit beschränkter als heutzutage. Das Siegesthor und die noch unvollendeten Propyläen begrenzten damals im Norden und Westen, das Hoftheater im Süden die Stadt, die erst durch König Max bis an den schönen, starken Strom fortgeführt wurde, während nach Osten hin die Straßen sich ohne Abschluß bald ins freie Feld verliefen, und

die Vorstädte Au, Giesing, Haidhausen und Schwabing sich's noch nicht träumen ließen, daß sie dermaleinst in den Ring der Stadt einbezogen werden sollten. Es lag damals auch noch eine Menge großer Gärten zwischen den Häusermassen verstreut, wenn auch der jetzt so lustig grünende Dultplatz noch eine dürre Wüste war, da man zu gewissen Zeiten dort die Budenstadt hinpflanzte. Den Berliner aber, der diese in fröhlichem Aufschwung begriffene lachende Stadt betrat, heimelte sie im Vergleich zu den endlosen Straßenzügen und schwerfälligen Palästen seiner Vaterstadt fast mit ländlichem Reize an, während doch wieder die vielen neuen und alten Kirchen und die drei großen Museeen dem Ganzen ein vornehmes Gepräge gaben und die malerischen, alterthümlichen Stadttheile daran erinnerten, eine wie lange, merkwürdige Geschichte dies Isar-Athen zu erzählen hatte.

Nicht minder fand sich der Norddeutsche, zumal wenn ihm das muntere Blut des „fahrenden Schülers" noch in den Adern floß, durch die ungebundenen Sitten und den farbigen volksthümlichen Zuschnitt des Lebens angezogen, wenn er auch manches Liebgewohnte vermißte.

So gab es zum Beispiel keine eigentliche Geselligkeit, kein uneingeladenes Eintreten bei Freunden, sehr selten eine Hausfreundschaft, wie ich sie von meinem Elternhause, der Kugler'schen und anderen Berliner Familien her gewöhnt war.

Die Männer gingen allabendlich in ihr gewohntes Bierhaus, die Frauen saßen in sehr zwangloser Toilette zu Hause und empfingen höchstens eine Freundin — gelegentlich wohl auch einen „Freund", den das Négligé nicht abschreckte. Wenn ein Gast von fern zugereis't kam, bestellte ihn sein Münchener Gastfreund auf den Abend ins Wirthshaus, oder, wenn er ihn zu seinem Tische einlud, kam die Magd herein, zu fragen, was der Herr zu Nacht zu speisen wünsche. Das wurde dann nebst dem trefflichen Abendtrunk aus dem nächsten Wirthshaus „über die Gasse" geholt. Ich erinnere mich sogar, daß Kobell uns einmal ausnahmsweise zum Abend einlud, ein Drama mit anzuhören, das ein ihm empfohlener junger Poet der Familie vorlesen wolle. Als wir alle versammelt waren, trat der Hausherr

herein, begrüßte uns freundlich und sagte: „Nun, unterhalten Sie sich gut! Ich muß in meine Gesellschaft."

Wir konnten, als die Lectüre begann, freilich begreifen, daß er es vorgezogen hatte, in sein „Alt-England" zu gehen. Aber von den ortsüblichen Bräuchen der Gastlichkeit hatten wir doch einen seltsamen Begriff bekommen.

Desto liebenswürdiger erschien uns hier im Süden gegenüber der strengen Sonderung der Stände, die in der Heimath herrschte, der freiere Verkehr der verschiedenen Gesellschaftsklassen unter einander an öffentlichen Orten, der schon an Italien erinnerte. Zwar konnte es in München nicht vorkommen, wie ich es in Rom erlebt hatte, daß ein Bettler im Café von Tisch zu Tische ging und, nachdem er so viel gesammelt, um seinen Kaffee zu bezahlen, sich ohne Verlegenheit unter die Gäste setzte, um vom Kellner wie jeder Andere bedient zu werden. Aber die demokratisirende Macht des Bieres hatte doch eine Annäherung bewirkt. Der geringste Arbeiter war sich bewußt, daß der hochgeborene Fürst und Graf keinen besseren Trunk sich verschaffen konnte als er; die Gleichheit vor dem Nationalgetränk milderte den Druck der socialen Gegensätze. Und wenn im Frühling noch der Bock dazu kam, konnte man in manchem Wirthsgarten eine so gemischte Gesellschaft zwanglos beisammen finden, wie sie in Berlin nirgends anzutreffen war.

Sei mir gegrüßt, du Held im Schaumgelock,
Streitbarer Männer Sieger, edler Bock!

Nicht graues Zwielicht dampfdurchwölkter Schenken,
Den Mittag liebst du und der Gärten Frische.
Hier finden sich auf brüderlichen Bänken
Hoch und Gering in traulichem Gemische:
Den Knechten nah, die seine Pferde lenken,
Der Staatenlenker vom Ministertische;
Pedell, Professor, Famulus, Student —
Du spülst hinweg die Schranke, die sie trennt.

Es wird von jenem Trevi-Quell berichtet,
Daraus man ew'ges Heimweh trinkt nach Rom

Sehnsucht, die unermüdlich denkt und dichtet,
Nur einmal noch zu schau'n Sanct Peter's Dom.
So hat auf München nie ein Herz verzichtet,
Das je hinabgetaucht in deinen Strom.
So rasche Wurzeln hier geschlagen hätt' ich
Nie ohne dich und deinen Freund, den Rettig.

Ein wenig Uebertreibung muß man diesem dithyrambischen Erguß zu Gute halten. Pflegen sich doch alle „Neubekehrten" eines gewissen Fanatismus schuldig zu machen. Zwar war ich nie ein sonderlicher Trinker gewesen und wurde es auch nicht in meiner neuen Heimath, wie denn auch wohl an meiner Begeisterung für den Rettig der Reim den größeren Antheil hatte. Das aber gewann mich sofort für meine neuen Landsleute, daß sie, so sehr sie Rang und Stand zu schätzen wußten, sich durch die Nähe eines Höherstehenden nicht einschüchtern oder im behaglichen Lebensgenuß stören ließen. Freilich hatte das alte München auch noch keine breite Arbeiterbevölkerung. Noch herrschte unter einem strengen Zunftzwang die Handwerksarbeit im Kleinen vor; es fehlte fast gänzlich an Fabriken und jeder Art von Großindustrie, wie denn auch hier vor fünfzig Jahren Diejenigen gezählt werden konnten, die nach heutigen Begriffen für reich gegolten hätten. Dafür gab es auch durchaus keine Massenarmuth, die in großen Städten dem Menschenfreunde das Herz beklemmt. Bettler waren genug vorhanden, an den Kirchenpforten wie in den Häusern. Aber sie waren sämmtlich mit ihrem Loose zufrieden, da in wohlthätigen Vereinen und durch das obligate Almosenspenden frommer Seelen dafür gesorgt wurde, daß sie sich in ihrem Stande wie in einer auskömmlichen Sinecure wohl fühlen konnten. Der gewerbtreibende Bürgerstand vollends genoß eines so reichlichen Lebens- und Nahrungszuschnitts, wie in dem sparsamen und nüchternen Norden unerhört war. Zweimal, auch wohl dreimal am Tage Fleisch zu essen, erschien nur als etwas, das der gute Bürger als sein Recht in Anspruch nehmen konnte. Dafür arbeitete er nicht mehr als nöthig war, um das nahrhafte, vergnügliche Leben fortzusetzen, und wurde durch strenge Zunftgesetze

gegen betriebsamere Concurrenten geschützt. Aufs Genaueste — für den Uneingeweihten oft unverständlich — war vorgeschrieben, was jeder Handwerker oder Händler anfertigen oder verkaufen durfte. War dann ein ehrsamer Meister, der selbst nicht höher hinausgewollt hatte, zu einigem Wohlstande gediehen, so ließ er den Sohn, wenn er ihn nicht der Kirche widmete, wohl auch studieren, obwohl er, wie ein bekannter Großbrauer, der Meinung war: „Studieren hält auf". Es war eben noch die gute alte patriarchalische Zeit, deren Sitten und Unsitten im Gegensatz gegen die stark sich aufschwingende norddeutsche Industrie einen „gemüthlich" anheimelnden Character trug, ohne daß darum das eigentliche Gemüthsleben wärmer und nachhaltiger gewesen wäre, als in dem für kaltherzig verschrieenen Berlin.

Als wir einmal die Sommermonate in Starnberg zugebracht hatten, wo unsere vier Kinder auf weiten Spaziergängen viel Schuhwerk verschlissen, schickte ich am Vorabend der Abreise unsre älteste Tochter zum Schuhmacher, unsre Rechnung zu bezahlen. Morgen würden wir in die Stadt zurückkehren, erzählte sie dem Meister. „Da bin ich aber froh, Fräulein, daß Sie endlich fortgehen," versetzte der Biedermann ganz ernsthaft. „Denn so viel wie für Ihnen hab' ich noch für keine Herrschaft zu arbeiten gehabt."

Man mag vom volkswirthschaftlichen Standpunkt aus von dieser Antwort weniger günstig denken. Doch wird man nicht bestreiten können, daß in dem Grundsatz, sich ja nicht zu überarbeiten, bloß um Geld zu erwerben, um dann im späteren Alter die Früchte seines Fleißes vielleicht nicht mehr genießen zu können, ein freierer und vornehmerer Sinn sich offenbart, als in dem athemlosen Jagen nach Erwerb, wobei über der Hast, immer reichere Mittel zum Lebensgenuß zu gewinnen, der Zweck oft nicht mehr erreicht wird.

Bestärkt wurde das Volk in dieser leichtherzigen Lebenskunst überdies durch die vielen Feiertage, zu denen im Carneval noch andere Gelegenheiten, sich gute Tage und Nächte zu machen, hinzukamen. Das Alles aber sah sich bunt und lustig an und

hing mit so manchen phantasievollen Ueberlieferungen zusammen, daß es auch auf den protestantisch gewöhnten Sohn der Mark einen anziehenden Eindruck machen mußte.

Freilich konnte er sich nicht verhehlen, daß die warmblütigere, sinnlichere Natur dieser Bevölkerung in sittlicher Hinsicht manches Bedenkliche hatte. Nicht nur im Gebirge galt das Sprüchlein: „Auf der Alm da giebt's ka Sünd." Auch in Stadt und Land herrschte eine Sittenfreiheit, die uns Anfangs höchlich befremdete. Als wir für unsern Erstgeborenen ein Kindsmädchen mietheten, das noch sehr jugendlich erschien, fragte sie meine Frau, ob sie auch mit einem so kleinen Kinde umzugehen wisse. „No natürlich," sagte das Mädchen, „ich hab' ja selbst schon ein Kind gehabt." Und durch die etwas betroffene Miene ihrer Herrin sichtbar gekränkt, fügte sie rasch hinzu: „Was meinen S' denn, gnä' Frau? So wüst bin ich doch nicht, daß mich Keiner möcht'!"

Diese naive Offenheit entwaffnete uns. Wir sagten uns, daß die sittlichen Zustände in unserer Heimath schwerlich löblicher seien als hier und nur weniger unbefangen zu Tage träten. Und wenn auch Heuchelei ein Compliment ist, das das Laster der Tugend macht, im Grunde war die Sache damit nicht gebessert und das freimüthige Bekenntniß, der Erbsünde verfallen zu sein, immer noch einem engherzigen Tugenddünkel vorzuziehen, der oft nur die Maske feiger Sündhaftigkeit ist.

Dazu kam als ein weiterer mildernder Umstand die Erleichterung, die hier im katholischen Lande durch die Absolution der Kirche gewährt wird, während ein protestantisches Gewissen in schweren Kämpfen mit sich selbst zu ringen hat. Nicht minder auch mußte man die erhöhte Versuchung durch das gesammte sinnenfrohe Leben in Betracht ziehen und die stärkere Anlage des oberbayerischen Stammes zu allem Künstlerischen, in der sich auch der Sinn für leibliche Schönheit leidenschaftlicher entwickelt.

Die großen Schöpfungen König Ludwig's hatten alte und junge Künstler jeder Art nach München gezogen. Hier fanden sie außer großen, weitreichenden Aufgaben auch alle Mittel zu ihrer Durchführung, vor Allem unter den Mädchen aus den nie-

deren Klassen, die sich durch eine kräftige, racemäßige Schönheit und frische Anmuth auszeichneten, Modelle genug, während es in Berlin einem ehrbaren Dienstmädchen als eine Beleidigung erschienen wäre, einem Maler diesen Dienst erweisen zu sollen. Daß dies Vorwiegen der Künstlerschaft dazu beitrug, die Unbefangenheit im Verkehr der Geschlechter überhaupt zu steigern, liegt auf der Hand. König Ludwig selbst hatte sich ein „gemaltes Serail" angelegt, nicht bloß als ein platonischer Verehrer der Schönheit. Und so ging ein Hauch von fröhlicher, warmer Sinnlichkeit durch alle Schichten der Gesellschaft, ein wenig phäakenhaft, doch nicht in unfruchtbares „süßes Nichtsthun" ausartend, da eben auf dem Boden, wo Leben und Lebenlassen der Wahlspruch der gesammten Bevölkerung war, jene großen künstlerischen Thaten geschahen, denen das heutige München seinen Rang als erste deutsche Kunststadt verdanken sollte.

Damals freilich ging noch ein ganz anderer Geist durch die Münchener Künstlerschaft. Wie Alle sich hatten bescheiden müssen, bei den Aufträgen des Königs mehr auf die Ehre als auf reichen Lohn zu sehen, so war auch von einem Kunstmarkt, wie heutzutage, noch keine Rede. Freilich auch nicht von einer so übermäßigen Concurrenz, an der seit einigen Jahrzehnten auch noch die immer wachsende Zahl der „Malweibchen" in beängstigender Weise Theil nimmt. Die Künstler waren keiner fieberhaften Bilderproduction beflissen, sondern Manche, die mehr Verstand als Glück hatten, ergaben sich sogar zeitweise einem behaglichen Müßiggang, weil es ihnen „so billiger kam". Wo es aber galt, öffentliche Feste zu verherrlichen, war Jeder bereit, seine Dienste anzubieten, ohne sich für den Zeitverlust entschädigen zu lassen. Die Frühlingsfeste an den reizenden waldigen Isarufern bei Pullach, Grünwald, Schwaneck, die Alles, was an Schönheit, Jugend und Humor in den gebildeteren Kreisen der Stadt vorhanden war, in buntem Gemisch hinauslockten, erschienen von dem fröhlichen Treiben so vieler malerischer Gestalten belebt dem norddeutschen Gast wie ein lebendig gewordenes Bild aus einem Märchen, und die Raketen, die den spät in der Nacht

Heimkehrenden einen Gruß auf den Weg mitgaben, wie das letzte Aufleuchten der romantischen „mondbeglänzten Zaubernacht."

Diese Jugendzeit der Münchener Kunst ist längst dahin. Eine Periode ernster, ruhiger Arbeit ist ihr gefolgt, deren Führer und Meister nur noch bei seltenen Gelegenheiten sich um eine öffentliche Lustbarkeit der Stadt mithelfend verdient machen. Zeit ist Geld geworden, und auch die bildenden Künste haben sich dem Industrialismus anbequemen müssen, der seit dem französischen Kriege alle Lebensgebiete beherrscht. Viel Schönes ist trotzdem zur Erscheinung gekommen. Wem aber die damaligen Anfänge in der Erinnerung fortleben, dem klingen wohl die Verse im Ohr:

Schöner war die trübe Schwüle
Als die helle Kühle jetzt.
Jene frühen Vollgefühle
Kennst du was, das sie ersetzt?

(Lingg.)

König Max und die Wissenschaft.

Auf einem anderen Gebiete freilich, dem der Wissenschaften, war von einem ähnlichen jugendlichen Auf- und Vorwärtsstreben desto weniger zu spüren.

„Wenn wir einen Blick auf jenen Culturboden werfen, den München in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts darbot, finden wir, daß es ein ziemlich rauher Boden war, rauh wie die ganze Hochebene, über welche die Frauenthürme hinschauen. Kein Goethe und kein Schiller, kein Lessing und kein Wieland hatten diesen Boden mit geistiger Saat befruchtet. München war eine Stadt von Kleinbürgern, von Staatsbeamten und Hofbediensteten, in welcher als lebhafteste Gäste die Schrannenbauern mit ihrer schallenden Geißel und die Tölzer Flößer mit ihren blanken Aexten und ihren qualmenden Pfeifen einkehrten. Und dennoch war dieser Culturboden kein hoffnungsloser. Denn in die alte Hochburg der Jesuiten war die Akademie der Wissenschaften ein-

gezogen; aus der Staatsverwaltung hatte ein scharfer, aufklärender Wind den ärgsten Dunst und Staub vergangener Jahrhunderte herausgefegt; in der Prannerstraße tagte schon um dreißig Jahre früher als in dem klugen Berlin eine Volksvertretung unter dem Schirm einer volksfreundlichen Verfassung, und in der Residenz thronte ein Fürst von lebhaftem Geist, von feurigen Idealen und beseelt von dem unermüdlichen Willen, aus seiner Stadt München etwas zu machen, das in ganz Deutschland nicht war." (Max Haushofer.)

Die Männer aber, zum Theil bedeutende Gelehrte, die der Akademie angehörten oder Lehrstühle an der Universität inne hatten, waren im Lauf der Zeit von dem allgemeinen Geiste behaglichen Genügens angesteckt worden, der den Ehrgeiz, sich durch wissenschaftliche Thaten hervorzuthun, als eine sehr „ungemüthliche" Störung empfand. Sie glaubten, vollauf ihre Schuldigkeit zu thun, wenn sie ihre Vorlesungen und Examina abhielten, ohne durch neue Forschungen und deren literarische Verwerthung sich an den Fortschritten ihrer Collegen im übrigen Deutschland zu betheiligen.

In den höheren Schulen, die größtentheils noch den alten geistlichen Zuschnitt bewahrten, hatte der treffliche Thiersch, der schon als „Präceptor Griechenlands" sich bewährt hatte, einen frischeren Geist anzuschüren gesucht, mit zweifelhaftem Erfolge. Alle freie, liberale Wissenschaft, die vor traditionellen Vorurtheilen nicht Halt machte, war der damals in Kirche und Staat herrschenden Partei ein Dorn im Auge, und König Ludwig's Interesse richtete sich so ausschließlich auf seine künstlerischen Unternehmungen, daß ihn das Zurückbleiben der großen gelehrten Institute hinter der Zeit wenig bekümmert haben würde, auch wenn man ihn über die Gefahren, die der geistigen Cultur dadurch erwuchsen, aufgeklärt hätte.

In seinem Sohne, zu dessen Gunsten er, durch die bekannten Ereignisse dazu gedrängt, auf den Thron verzichtete, erstand ihm ein Nachfolger, dessen höchste und ernsteste Sorge eben das wurde, was der Vater vernachlässigt hatte.

König Ludwig war eine geniale Erscheinung gewesen, eine Künstlernatur mit dem Sinn für Glanz, Größe, freie und schöne Entfaltung des äußeren Lebens. Sein Sohn, der siebenunddreißigjährig zur Regierung kam, war in Allem das Widerspiel des Vaters, der die Erziehung seines Thronfolgers sich nicht sonderlich hatte angelegen sein lassen.

König Max selbst hat es oft genug gegen Die, die sein Vertrauen genossen, ausgesprochen, daß er die großen Lücken seiner Bildung schwer empfinde und Alles daran setzen wolle, die Unterlassungssünden seiner Jugend so viel als möglich wieder gut zu machen. Wie gewissenhaft er dabei zu Werke ging, dessen sind alle Diejenigen Zeuge, die ihm jemals näher gestanden.

Er war wie in all seinen äußeren Regierungsacten so auch in dem Bestreben, seine innere Welt zu ordnen und zu bereichern, das incarnirte Pflichtgefühl, unfähig, mit einer Sache abzuschließen, ehe er sie völlig durchdrungen, unermüdlich im Fragen und Wiederfragen und daher oft lange unschlüssig, wenn es galt, in einer Sache, die ihm noch Zweifel erweckte, eine Entscheidung zu treffen. Hatte er aber das ergriffen, was ihn das Rechte dünkte, so hielt er mit zäher Beharrlichkeit daran fest und war bei der Durchführung selbst unter schwierigen Kämpfen in seinem Muthe nicht zu erschüttern.

Dabei war ihm alles Scheinwesen verhaßt, und es wird wenig Fürsten gegeben haben, die ihm an Selbstverleugnung, an Unzugänglichkeit für höfische Schmeichelei, an Bescheidenheit überragendem Verdienste gegenüber gleichkamen. Vor dem Bestreben, es in äußeren Erfolgen seinem genialen Vater gleich zu thun, auf Gebieten, in denen er sich nicht heimisch fühlte, bewahrte ihn „die schlichte Gediegenheit seines Wahrheit suchenden Geistes", wie Alfred Dove es treffend bezeichnet hat. Ueberall war es ihm um die Sache zu thun, nicht um die Person, am wenigsten um seine eigene. Das schloß nicht aus, daß er von seiner königlichen Würde eine hohe Meinung hatte und jede Schmälerung derselben als eine persönliche Unbill empfand. Auch das aber nur, da er es für seine Königspflicht hielt, das ihm anvertraute

Herrscheramt mit vollem Nachdruck zum Segen seines Staats und Volkes auszuüben.

Nun suchte er, sobald er ans Regiment gekommen war, das Gebiet, auf dem er sich um das Wohl seines Bayernlandes vor Allem verdient machen könnte. Die Künste hatten unter seinem Vater eine so hohe Blüte erreicht, daß er ihre weitere Förderung ruhig der Zeit überlassen zu dürfen glaubte. Dagegen konnte Viel, in mancher Hinsicht noch Alles geschehen, um auch die Wissenschaften auf die gleiche Höhe zu bringen, und da diese Aufgabe zugleich seiner persönlichen Begierde nach weiterer Erkenntniß entgegenkam, zögerte der junge Fürst nicht, das schwierige Werk sofort offen in Angriff zu nehmen.

Schwierig insbesondere, da nicht nur das Widerstreben gewisser clericaler Kreise, sondern auch der Unmuth der heimischen Gelehrten zu überwinden war, die durch das Eindringen berühmter Collegen von auswärts in dem bequemen Besitz ihrer bisherigen Stellung gefährdet wurden.

Wie unbekümmert um alles Geschrei in den Blättern, alles Gerede und Gemurre in der Gesellschaft König Max seinen Weg fortsetzte, ist bekannt. Ueber sein Verhältniß zur Geschichte, die natürlich ihm innerlich näher stand als die Naturwissenschaften, haben die Meister der Historie Ranke, Döllinger und Sybel sich so ausführlich in den ergreifenden Denkreden auf ihren erlauchten Gönner ausgesprochen, daß ich mich jeder eigenen Aeußerung enthalten darf[1]).

Doch wenn König Max keine Künstlernatur war, so war doch auch kein Gelehrter an ihm verdorben; schwerlich würde er sich, auch wenn er nicht zufällig für den Thron geboren worden wäre, zu einem Professor der Geschichte ausgebildet haben. Denn so sehr er stets die Forderung betonte, Geschichte müsse in objectivem Geiste betrieben und geschrieben werden, so war sein

---

[1]) Siehe den vortrefflichen Aufsatz „Ranke und Sybel in ihrem Verhältniß zu König Max" in Alfred Dove's „Ausgewählten Schriftchen, vornehmlich historischen Inhalts". Leipzig 1898.

Interesse doch wesentlich bestimmt durch das Bedürfniß, von der Darstellung vergangener Zeiten und Menschen für die Gegenwart zu lernen, für sein staatsmännisches Geschäft Aufklärungen und Lehren aus der Betrachtung abgeschlossener politischer Entwicklungen zu schöpfen. Dazu lag in seiner zarten und weiblich feinen Natur neben dem ernsten Wahrheitstrieb der Hang zu schwärmender Contemplation, zu träumerischem Versenken in eine Welt der Ideale, wie sie durch Dichtermund offenbart worden sind. Von allen geistigen Gaben seines Vaters war nur das dichterische Talent auf ihn übergegangen, freilich auch das in minder eigenartiger Form und seinem bescheidenen Character gemäß so zurückhaltend, daß die Welt nichts davon erfahren konnte.

Das alte und das neue literarische München.

Bei der ganzen Anlage seines geistigen und sittlichen Naturells war nun nichts natürlicher, als daß der König gerade für Geibel vor allen anderen zeitgenössischen Dichtern die wärmste Sympathie fühlte. Der melodische Fluß und die glänzende Vollendung seiner Verse bezauberten ihn; der tiefe Brustton idealer Gefühle und Gesinnungen kam einer verwandten Stimmung in der Seele des Königs entgegen.

Schon im Frühjahr 1852 berief er den ihm so theuren Dichter in seine Nähe und war glücklich, daß er im persönlichen Verkehr Geibel's Character ebenso schätzen lernte, wie er seine Dichtungen bewundert hatte. Geibel war nach München übergesiedelt und hatte dort seinen jungen Hausstand gegründet. Eine Professur der Literaturgeschichte und Poetik war ihm übertragen worden, die er in den ersten Jahren ziemlich ernst nahm; eine Schaar angehender junger Poeten sammelte sich um ihn und suchte in den Vorlesungen, die er in seinem Hause hielt, Belehrung über poetische Technik. Ob es dabei zu eigentlich wissenschaftlicher Arbeit, zumal im Gebiete der Literaturgeschichte, gekommen, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls war das Ver-

hältniß zum Könige der Hauptzweck seiner Gegenwart in München.

Er war freilich bei aller angeborenen Loyalität nicht fähig, die Rolle eines geschmeidigen Höflings zu spielen. Gleich zu Anfang, als der König ihm durch seinen bisherigen Amanuensis, den Ministerialrath Daxenberger, eine Auswahl seiner eigenen Gedichte zur Prüfung geschickt hatte mit der Frage, ob er sie zur Veröffentlichung geeignet halte, hatte Geibel unumwunden vom Druckenlassen abgerathen. Der König, weit entfernt, darüber empfindlich zu werden, hatte ihm diese Warnung als einen Freundschaftsdienst hoch angerechnet und ist auf den Lieblingswunsch eines Jeden, der sich dilettantisch mit Versemachen beschäftigt, nie wieder zurückgekommen.

Der Verkehr mit Geibel aber regte in ihm die Neigung zur Poesie so lebhaft an, daß er neben den Männern der Wissenschaft, die er an seine Universität berief, um auch privatim ihres belehrenden Umgangs zu genießen, auch einige Poeten zu den Abendgesellschaften zuzuziehen beschloß, in denen er geistige Nahrung und Erfrischung der verschiedensten Art zu gewinnen wünschte.

Es konnte nicht fehlen, daß diese Gründung einer „geistigen Tafelrunde" in den Kreisen der einheimischen Gelehrten und Dichter eine sehr unfreundliche Stimmung erzeugte.

Schon die Berufung hervorragender Männer der Wissenschaft an die Universität hatte, wie oben bemerkt, aus den verschiedensten Ursachen lebhaften Unmuth erregt. Die besondere Gunst, die einigen dieser Fremden, vor Allem Liebig, durch die Theilnahme an den Symposien des Königs zu Theil wurde, mußte die feindselige Gesinnung der zunächst betroffenen altbayerischen Kreise nur noch erheblich steigern, da die bevorzugten „Berufenen" allgemein im Verdacht standen, da sie das Ohr des Königs hätten und häufiger und zwangloser als selbst die Minister mit ihm verkehrten, diesen Vorzug, wenn auch nicht immer in persönlichem Interesse, doch zu immer stärkerer Zurückdrängung der verdienten einheimischen Männer zu mißbrauchen. Es half

nichts, daß auch bayerische Gelehrte zu den Symposien geladen wurden. Die Liebig, Bischof, Jolly, Riehl, Bluntschli, Carriere, späterhin Sybel und Windscheid waren doch in der Mehrzahl und gehörten zu den Stammgästen an diesem königlichen Tische.

Nun vollends die Bevorzugung fremder Poeten, da es in dem bayerischen Dichterwald doch wahrlich „von allen Zweigen schallte"! Schon mit Dingelstedt's Berufung war man unzufrieden gewesen. Man hielt ihn nach seinen „Nachtwächterliedern" nur für einen der politischen Dichter und Tendenzpoeten, die nachgerade abgethan waren; zudem hatte er sich durch seine „Verhofrätherei" den Liberalen verdächtig gemacht, während er den Altgesinnten durch allerlei Frivolitäten Anstoß zu geben fortfuhr. Immerhin war er nicht als Dichter, sondern als Theaterintendant nach München gekommen und hatte ein Amt, mit dem ohnehin ein Gehalt verbunden war. Auch wurde er nicht zu dem engeren Kreise des Königs hinzugezogen. Daß aber zwei andere fremde Dichter durch die Gnade des Königs eine Jahrespension genossen, ohne weitere Verpflichtung, als an den Symposien theilzunehmen und in München ihr Dichten und Trachten weiter zu treiben, entflammte die Gemüther, zumal der einheimischen Collegen, zu heftiger Empörung.

Die Schuld an dieser unerhörten Vernachlässigung der talentvollen Landeskinder schob man nächst Dönniges natürlich Geibel in die Schuhe. Zwar hatte er von vornherein ein freundliches Verhältniß zu dem angesehensten der bayerischen Dialektdichter, Franz von Kobell, gefunden, der zu den Intimen des Hofes gehörte. Wo aber blieben die Anderen, die zwar über die Grenzen Bayerns hinaus sich nicht bekannt gemacht hatten, aber innerhalb derselben eines gewissen Ansehens genossen? Wo blieb sogar der berühmte Oskar von Redwitz, dann Andreas May, Ludwig Steub, Franz Trautmann, Hermann Schmid, Franz Bonn, Heinrich Reder, Teichlein, Ille und so viele Andere unter den jüngeren Talenten, denen ein königliches Jahrgehalt und die Soupers in der „Grünen Galerie" des Königsschlosses von ihren Freunden und Lesern lieber gegönnt worden wären als dem in

Peine an der Fuse geborenen Bodenstedt und gar dem Schreiber dieser Zeilen, dem es als ein unvertilgbarer Makel anhaftete, mit Spreewasser getauft worden zu sein?

Gewiß wäre Niemand froher gewesen als Geibel, wenn er unter den genannten einheimischen Poeten Den oder Jenen dem Könige zur Aufnahme in seinen engeren Kreis hätte empfehlen können. Wie weit entfernt er von jeder principiellen Geringschätzung der süddeutschen Talente war, hat er zunächst durch die liebevolle Sorgfalt bewiesen, mit der er Hermann Lingg's Gedichte herausgab, in der Vorrede auf ihn als einen „Ebenbürtigen" hinweisend, und späterhin durch das freundschaftliche Verhältniß mit dem Münchener Hans Hopfen, dem Schweizer Leuthold und dem Schwaben Wilhelm Hertz. Er war es auch, der Lingg und später Melchior Meyr eine Jahrespension beim König erwirkte, wie er denn überhaupt auch in materieller Fürsorge für Dichter, die er anerkannte, unermüdlich war, nicht nur durch sein Fürwort beim Könige (das auch Otto Ludwig zu Gute kam), sondern in großherzigster Weise aus seiner eigenen Tasche.

Wenn er sich gleichwohl den damaligen Poeten Münchens gegenüber zurückhaltend bewies, so geschah es ohne alle persönlichen Motive, aus dem Grunde, weil er Keinen darunter für voll nahm.

Daß er ein gutes Recht dazu hatte, hat einer der talentvollsten jüngeren Münchener Dichter offen ausgesprochen, Max Haushofer in dem trefflichen, durch feines Urtheil und gerechte Vertheilung von Licht und Schatten ausgezeichneten Essay „Die literarische Blüte Münchens unter König Max II.", aus dem oben schon eine bezeichnende Stelle angeführt worden ist[1]).

„Den vormärzlichen Dichtern Münchens gebrach es nicht an Talent, aber an der Energie des Strebens. Süddeutsche Gemüthlichkeit ging ihnen über jeden Erfolg. Vormittags beim Bockfrühschoppen im „Achazgarten" zu sitzen, den Nachmittag in

[1]) Beilage zur „Allgemeinen Zeitung", 15. und 16. Februar 1898.

einem der Kaffeehäuser des Hofgartens zu verplaudern und den Abend, wenn er schön war, auf einem der damals noch so prächtigen aussichtreichen Keller zuzubringen: das war in jener Zeit ein viel schöneres und poetischeres Thun als das Sitzen am Schreibtisch".

Es war aber doch wohl nicht vorzugsweise diese Neigung zu vergnüglichem Lebensgenuß, was die talentvollen Altbayern nicht zu strenger Arbeit im Dienst der Muse kommen ließ. Gerade weil hier im Süden der poetische Trieb den Begabteren mehr im Blute lag, ihre Natur von Hause aus künstlerischer gestimmt war als dem nüchterneren Menschenschlag im Norden, fühlten sie weniger die Pflicht innerer Vertiefung und glaubten den Kranz „schon im Spazierengehen" zu erringen. Daß auch der Dichter nicht nur im Technischen viel zu lernen habe — hatte doch auch der berühmteste bayerische Poet, Graf Platen, sich nachgerühmt: „Die Kunst zu lernen, war ich nie zu träge" — sondern daß es etwas wie ein künstlerisches Gewissen gebe, dessen Mahnungen nicht als Schulweisheit eines pedantischen Präceptors verspottet und vernachlässigt werden dürften, ahnten die Wenigsten. Sie begnügten sich nach der Art aller Dilettanten mit dem, was ihnen in angeregter Stunde von ihrem Genius beschert worden war, und antworteten, wenn sie auf Mängel dieses ersten Hinwurfs hingewiesen wurden, wie jener Poet in Shakespeare's „Timon": „'s ist eben nur ein Ding, mir leicht entschlüpft."

Dazu kam, daß es vor fünfzig Jahren in München völlig an einer einsichtsvollen literarischen Kritik gebrach. Der Journalismus stand selbst in Bayerns Hauptstadt auf keiner höheren Stufe als heutzutage in den Localblättern kleinerer Provinzstädte, und auch das „Blatt für Diplomaten und Staatsmänner", die „Augsburger Allgemeine Zeitung", befaßte sich nur gelegentlich in der Beilage mit neueren belletristischen Erscheinungen. Was in norddeutschen kritischen Journalen hin und wieder geurtheilt wurde über ein Buch, das aus dem Süden kam, machte, wenn es noch so sachlich und maßvoll klang, keine tiefere Wir-

kung, da man überzeugt war, die norddeutsche Kritik stehe der süddeutschen Production von vornherein mit einem geringschätzigen Vorurtheil gegenüber. Auch fehlte es in München an einem Verleger für andere als wissenschaftliche, geistliche und pädagogische Literatur, und bei Cotta anzukommen, war ein seltener Glücksfall.

Noch verhängnißvoller aber als der Mangel einer öffentlichen Kritik war die Scheu vor jenen „goldnen Rücksichtslosigkeiten" im persönlichen Verkehr der Schriftsteller unter einander, die den Berliner Tunnel trotz manches pedantischen Zuges für die Bildung junger Talente so ersprießlich gemacht hatten. Junge Künstler haben in der Regel mehr Vortheil von kameradschaftlicher wetteifernder Anregung untereinander, als von der eindringlichsten Unterweisung älterer Meister. Nun galt es aber für sehr unschicklich, offen ins Gesicht seine Meinung zu sagen, da man ja hinter dem Rücken der guten Freunde seiner scharfen Zunge keinen Zwang anzuthun brauchte. Ich selbst, als ich einigen Collegen keinen besseren Beweis meines freundschaftlichen guten Willens geben zu können meinte, als wenn ich ihnen in der schonendsten Form aussprach, was mir neben dem Gelungenen noch einer Besserung fähig schien, mußte zu meinem Schaden erfahren, daß dies des Landes nicht der Brauch sei. Man wollte en bloc gelobt werden und beschuldigte den unberufenen Tadler eines Mangels an guter Erziehung oder einer hochmüthigen, wenn nicht gar feindseligen Gesinnung. Ich sah denn auch bald ein, daß mein redliches Bemühen hier an die Unrechten kam. Den Wenigsten war es so ernstlich um die Sache zu thun, daß sie die Mühe daran gewendet hätten, auch wenn sie einen Einwand zugeben mußten, noch einmal Hand an ihr Werk zu legen. Sie fühlten sich persönlich beleidigt und trotzten nun erst recht auf die Unantastbarkeit ihres ersten Hinwurfs.

Einem so viel älteren Poeten wie Franz von Kobell gegenüber hätte ich mich wohl gehütet, meinem kritischen Vorwitz Luft zu machen. Auch waren seine frischen Lieder und kleinen anek-

dotischen Gedichte in bayerischer und pfälzischer Mundart voll Mutterwitz und volksthümlichem Reiz schon durch den Zügel des Dialekts in ihrem munteren Gange gesichert, wie ja auch im Dialekt keine Sprachfehler gemacht werden. Was er hochdeutsch dichtete oder gelegentlich für die Bühne schrieb, hatte freilich auch einen dilettantischen Anstrich, fand aber ebenfalls so allgemeinen Beifall, daß sich Niemand versucht fühlen konnte, die höchsten ästhetischen Maßstäbe daran zu legen. So wenig wie an die Verse seines Freundes, des Grafen Franz von Pocci, der so recht der Typus des vielseitig begabten altbayerischen Dilettantismus war. Als Knabe hatte ich den „Festkalender", den er in Gemeinschaft mit Guido Görres herausgab, mit Entzücken studiert, die schnurrigen oder romantischen Balladen auswendig gelernt, die hübschen Bilder eifrig nachgezeichnet. Nun begnügte sich der liebenswürdige Mann freilich nicht mit seinen Erfolgen in geselligen Kreisen, wo er seine witzigen, oft sehr anzüglichen Caricaturen durch lustige Verse erklärte, noch mit dem Beifall der Kinderwelt, für die er seine vielen drolligen Puppenspiele dichtete, sondern er verfaßte auch anspruchsvollere Dramen, die allerdings von Neuem bewiesen, daß es in dieser dichterischen Gattung mit einer leichtherzigen Improvisation nicht gethan, sondern ernste Arbeit unerläßlich ist.

* * *

Ich gedenke aber nicht, hier die Geschichte des literarischen Münchens um die Zeit, ehe ich mich dazu gesellte, zu schreiben. Einen hinlänglichen Ueberblick über die Bestrebungen der einheimischen Poeten hat Max Haushofer in dem erwähnten Aufsatz gegeben, aus dem ich selbst erst Manches erfahren habe, was mir damals entgangen war. Unter Anderm, daß schon im Jahre 1848 in München — überhaupt die Stadt der Vereine — ein „Verein für deutsche Dichtkunst" gegründet wurde, der im Jahre 1851 ein Jahrbuch erscheinen ließ, darin unter mir bekannten Namen viele völlig verschollene. Sieben Jahre später gab Graf Pocci — „auf eine Anregung, die vom Königshause ausgegangen

war" — ein Münchener Album heraus, in dem sich eine noch viel größere Anzahl von einheimischen Namen findet. Dann entstand im Jahre 1852 „der Poetenverein an der Isar" unter dem Vorsitz des eifrig dichtenden Papierfabrikanten Medicus, der besonders einen jüngeren Freund, August Becker, zu fördern bemüht war und viel dazu beitrug, diesen hoffnungsvollen Anfänger in dem Wahn einer früh erreichten Meisterschaft zu bestärken.

All dieser Vorgänge auf dem bayerischen Parnaß habe ich nur erwähnt, um den Boden zu schildern, der dem Neuling heiß genug werden sollte, und die Stimmung der collegialen Gesellschaft, die alle drei Berufenen empfing[1]).

Bodenstedt's Berufung war durch Dönniges veranlaßt worden, der an dem ziemlich äußerlichen Witz des Mirza-Schaffy Gefallen gefunden hatte und von dem Verfasser der „Völker des Kaukasus" und „Tausend und ein Tag im Orient" sich für die Unterhaltung der königlichen Tafelrunde viel versprach. — Geibel hatte sich fügen müssen, obwohl er von Bodenstedt's Talent nicht so gut dachte. Im Vergleich zu den anderen westöstlichen Poeten — außer Goethe vor Allem Rückert, Daumer und Platen — schien ihm Mirza-Schaffy des tieferen poetischen Gehalts, der echten, leidenschaftlichen Empfindung zu entbehren und der vielgerühmte Witz oft nur in billigen Reimspielen zu liegen, die höchstens einem Laienpublikum imponiren konnten. Was Bodenstedt nicht in der orientalischen Maske, sondern als guter Deutscher geschaffen hatte, seine eigenen Gedichte, Dramen, Novellen, stand so tief unter jenen poetischen Reisefrüchten, daß man sich des Verdachts nicht erwehren konnte, es handle sich bei diesen mehr oder weniger nur um Nachdichtungen geistvollerer Originale,

---

[1]) Bekannt ist das satirische Gedicht, mit dem der witzige Redacteur der Augsb. Allgem. Zeitung, Altenhöfer, die fremden Poeten begrüßte. Es war den autochthonen Gegnern aus der Seele gesprochen:

Merkt es euch, ihr Geibel, Heyse, die ein Wind beliebig dreht,
Hofgunst ist ein Dingel, das auf keinem festen Boden steht.

— worüber Bodenstedt's Erklärungen nie ein volles Licht verbreiteten.

Auf seine eigene Verantwortung hatte Geibel dagegen, wie gesagt, meine Berufung befürwortet und durchgesetzt, in jeder Weise ein Wagniß. Es war nichts Unerhörtes, daß ein Fürst einen anerkannten Dichter in seine Nähe rief und ihn aller Lebenssorgen überhob. So hatte Friedrich Wilhelm IV. Kopisch nach Potsdam berufen, Rückert als Professor an die Berliner Universität, und Tieck's müder Pegasus genoß den königlichen Gnadenhafer. Was aber bisher von meinen Sachen gedruckt worden war, hatte schwerlich den Weg nach Bayern gefunden und konnte höchstens als Talentproben gelten, die mir keinen Anspruch darauf gaben, so vielen älteren einheimischen Dichtern vorgezogen zu werden. Dazu war mein Aeußeres noch jugendlicher als meine jungen vierundzwanzig Jahre. Ich sehe noch Liebig's verwunderte Miene bei meinem ersten Besuch und höre das Lachen der Frau von Dönniges, als ich ihr erzählte, ich würde in sechs Wochen Hochzeit machen.

Der König indeß hatte durch die „Urica", die „Brüder" und das „Spanische Liederbuch", die Geibel ihm vorgelegt, eine günstige Meinung von meinem Talent gewonnen, auch darein gewilligt, daß mir die erbetene Honorarprofessur an der Universität übertragen wurde. Nicht daß ich denn doch Zweifel gehegt hätte, ob ich es wagen dürfe, mich als Poet zu etabliren und in dichterischen Aufgaben ein ganzes Leben lang Genüge zu finden, sondern weil ich nicht wußte, wie mir in der Stellung eines königlichen „Günstlings" und Pensionärs zu Muthe sein würde. Da ich mir wenig Talent zum Hofmann zutraute, wollte ich mir den Rückzug an die Universität offen halten.

Meine erste Audienz bei dem Könige, die am 28sten März 1845 stattfand, überzeugte mich, daß es mir nicht schwer fallen würde, nach dem Wunsch dieses gütigen Fürsten in seiner Nähe ausschließlich meinem Talent zu leben.

Ich habe daher von dem Recht, an der Universität Vorlesungen zu halten, nie Gebrauch gemacht, zumal nachdem ich in

Konrad Hofmann einen der gelehrtesten und geistvollsten Meister der romanischen Philologie kennen gelernt hatte, dem gegenüber vollends ich mir der Unzulänglichkeit meines fragmentarischen Wissens beschämend bewußt wurde.

Die einfache Güte aber, mit der mein hoher Gönner mich empfing, das freundliche Interesse, das er an meinen Erstlingen zeigte, verscheuchten sofort jedes Gefühl von Befangenheit, mit dem ich ihm gegenübergetreten war. Ich fand ihn stattlicher, als er mir von Italien her im Gedächtniß geblieben war, das Gesicht jugendlicher und frischer, sein Anstand voll einfacher, natürlicher Würde.

Nun konnte ich ihm endlich persönlich für das mir in Rom bewiesene Wohlwollen danken, da er sich in meinen Bibliotheksnöthen für mich verwendet hatte. Er erinnerte sich der Sache, fragte, ob ich auch in Spanien gewesen, was ich verneinen mußte, und ob in den dortigen Bibliotheken nicht noch unbekannte Schätze vergraben seien. Er knüpfte dabei an das Spanische Liederbuch an und fragte nach meinen gegenwärtigen Arbeiten, wobei er seine Neigung zur Poesie lebhaft äußerte. — „Majestät sind selbst Dichter" — — „Meine Zeit ist leider nicht mein. Aber ich kenne nichts, was eine bessere Erholung wäre, mehr das Gemüth und den Geist erhöbe, gerade in einer Zeit, die poetischen Bestrebungen so ungünstig ist. Was halten Sie davon, ob ein modernes geschichtliches Epos möglich wäre? Ich habe schon öfters mit Professor Geibel davon gesprochen, der aber nichts davon wissen will." —

Meine Antwort darauf, und was ich über den weiteren Gang des Gesprächs an meine Eltern berichtete, will ich hier übergehen. Man wird begreifen, daß ich sehr glücklich war, in dem Fürsten, dessen Gnade mir zu Theil geworden, einen Mann zu finden, den ich mit aufrichtigem Herzen verehren durfte. „Ich verspare mir," hieß es in einem nach der Audienz geschriebenen Brief an die Eltern „alles Nähere auf mündlich, wo auch allerlei Züge von hoher Menschlichkeit und Noblesse verrathen werden dürfen, die der histoire secrète des Hofes angehören." (Was

hier gemeint war, ist mir nicht mehr erinnerlich.) Im Ganzen hatte die Unterredung eine halbe Stunde gedauert, und ich war von ihrem Verlauf höchst befriedigt. „Abends sah ich mit Geibel die Terenzischen „Brüder" im Theater, mit jener Frische und gutem Willen aufgeführt, wie man sie sonst bei Liebhabertheatern trifft. Nur einer war eigentlich ein voller Künstler (Christen?). König Ludwig und Königin Therese saßen links in der Prosceniumsloge, so daß ich sie genau und lange betrachten konnte. Der alte Herr ist sehr verwittert. Gegen die Mitte des Stücks kam das regierende Paar in die Loge gegenüber, die junge Königin sehr hübsch und Beide stattlich zusammen. Geibel sah, wie der König mich von fern der Königin vorstellte. Eine nähere Bekanntschaft wartet meiner im Sommer. Darauf sind wir wieder bis gegen Mitternacht bei sehr gutem Wein und noch besserer Freundschaft beisammen geblieben."

Meine Münchener Anfänge.

So kehrte ich denn erleichterten Herzens nach Berlin zurück, wo am 15ten Mai die Hochzeit stattfand. Ein lustiger Polterabend im Kugler'schen Hause ging vorher, an dem allerlei sinnige und unsinnige Scherze getrieben wurden. Nach verschiedenen Einzelanreden an das Brautpaar theilte sich vor einer der Mansardenischen ein Vorhang, und ein würdiges Ehepaar erschien, Fritz Eggers als Gatte und eine Tante der Braut (Lorchen Ritschl) als seine Frau. Sie führten einen kleinen trockenen Dialog über die Unsicherheit, die in der Stadt herrsche. Unter Anderm sei ein Preis auf die Ergreifung eines berüchtigten Räubers, Borscht, gesetzt worden. Alsbald wurde die Frau unruhig. Es sei ihr, als habe sie im Zimmer ein verdächtiges Geräusch gehört. Der Mann war der Meinung, dasselbe rühre von ihrem Söhnchen her — keinem Geringeren als Adolf Menzel, der in einem Kinderkleidchen am Boden kauerte und sehr ernsthaft mit einem hölzernen Pferde spielte. Doch gleich darauf kam

unter dem Sopha ein haarbuschiger Gesell hervorgekrochen, Wilhelm Lübke in einer schäbigen Räubertracht, der sich als den steckbrieflich Gesuchten zu erkennen gab und das erschrockene Ehepaar auf den Knieen anflehte, ihn laufen zu lassen. Dies geschah denn auch mit einigen großmüthigen Worten, und der erste Akt war kurz und gut zu Ende.

Ich hatte dem Spiel in höchster Verwunderung zugeschaut und mir den Kopf zerbrochen, aus welchem Grunde diese kindische, völlig witzlose Komödie in unsern Polterabend hineingeschneit sei. Die übrigen Zuschauer schienen sich desto köstlicher zu amüsiren, nicht zum wenigsten über unsere verdutzten Mienen, so daß ich endlich mit verlegenem Lachen in den Applaus mit einstimmte. Gleich aber ging es an den zweiten und letzten Akt, der im Manuscript nicht über zwei Seiten füllen konnte. Das nämliche Ehepaar mit seinem schon damals kahlköpfigen Söhnchen erschien auf einer Reise, in einem Walde, wo ihre unsichtbare Kutsche sich verirrt hatte. Sie waren wieder vor Räubern in Furcht, und wirklich erschienen auch einige verdächtige Kerle mit geschwärzten Gesichtern, die sie aufforderten, ihre Baarschaft herzugeben. Sie flehen auf den Knieen um Gnade — vergebens. Da, wie der Mann schon seine Börse herauszieht, erscheint aus dem Dickicht, einem mit einer Decke verhängten Kleiderschrank, der vorhin begnadigte Räuber Wilhelm Lübke, schreckt das Gesindel, dessen Anführer er ist, mit einem wüthenden Blick zurück und ruft feierlich, indem er die Knieenden aufhebt: Beruhigen Sie sich: ich bin Vorsicht! Vorhang fällt.

Schon bei Beginn des zweiten Akts waren mir die Schuppen von den Augen gefallen: das Stück, das den Titel „Der dankbare Räuber" führte, war mein eigenes dramatisches „Erstlingswerk", in meinem zwölften Jahre in ein kleines Octav-Schulheft geschrieben, in welchem es ganze fünf oder sechs Seiten füllte. Meine gute Mutter hatte es aufbewahrt und der muthwilligen Bande zur Aufführung ausgeliefert.

Ein unstillbarer Lachkrampf schüttelte mich, als mir die Sache klar wurde, und die Vorstellung endete unter so stürmi-

schem Beifall, wie ihn manches meiner späteren, ein wenig reiferen Bühnenwerke nicht davongetragen hat.

Die Trauung fand in derselben Kirche statt, wo ich auch eingesegnet worden war. Der Prediger hatte das Lied, das gesungen werden sollte, drucken und an die Hochzeitsgesellschaft vertheilen lassen. Ich konnte mich eines Lächelns nicht enthalten, als ich die anzüglichen ersten zwei Zeilen las:

O Mensch, mit deinem Tichten
Ist wenig auszurichten —

was freilich nur sehr geistlich gemeint war, da der Prediger in der Traurede eine höchst wohlwollende Anspielung auf meine poetische Zukunft machte.

Die Freunde vom Tunnel hatten mir ein schönes Album mit Versen und Handzeichnungen verehrt, das mich darüber beruhigte, meine allzu hitzigen kritischen Unmanieren sollten mir nicht nachgetragen werden. Nach einer fröhlichen Hochzeitsreise durch Thüringen über Coburg, Bamberg, Nürnberg trafen wir am 25sten Mai in der neuen Heimath ein. Am ersten Juni wurde ich zu meiner zweiten Audienz ins königliche Schloß beschieden, wo ich dem Könige die eben erschienenen „Hermen" und ein Exemplar der „Arrabbiata" überreichen konnte. Ich fand ihn noch huldvoller und mittheilsamer als das erste Mal. Er versprach sogar, mir von seinen eigenen Poesieen Einiges mitzutheilen („im Vertrauen; Sie dürfen nicht allzu scharf kritisiren." — Es ist nie dazu gekommen). Ich erwähnte, da er äußerte, wie selten ein echter Poet sei, Hermann Lingg, dessen Gedichte Geibel eben herausgegeben hatte, und den ich nicht genug zu rühmen wußte. Auch ließ ich die Gelegenheit nicht unbenutzt, von meinem hochverehrten Mörike zu sprechen. Lingg's Gedichte hatten dem Könige „nur theilweise gefallen"; Mörike hatte er nie nennen hören. „Es ist eine Schande!" sagte er. Dann kam er wieder darauf zurück, daß er ein modernes Epos entstehen zu sehen wünsche und sich meiner Vorliebe für Erzählungen in Versen freue. (Durch Geibel wußte ich, daß sein höchster Wunsch eine Epopöe aus der bayerischen Geschichte war.)

So bestärkte mich auch dies zweite Gespräch in der Ueberzeugung, daß auch ohne ein sonderliches Talent, Fürstendiener zu sein, meine Stellung zu diesem leutseligen, warmherzigen und wahrheitsuchenden Könige mir nichts auferlegen werde, was irgend ein Opfer der innersten Ueberzeugung von mir verlangte.

Zunächst aber sollte fast dieses ganze Jahr in völliger Freiheit von allen höfischen Pflichten vergehen, da der König viel abwesend war und erst Anfang December das erste Symposion stattfand.

Ich war dessen froh, denn wir hatten genug zu thun, unsern jungen Hausstand einzurichten. Man konnte damals nicht wie heutzutage mit einem einzigen Gang in eines der großen Möbel- und Hausgeräth-Lager seine ganze häusliche Ausstattung besorgen. Nur zwei größere Möbelmagazine fanden wir, die überdies durch die Vorbereitungen zu der ersten Industrie-Ausstellung im Glaspalast bedeutend gelichtet waren. So erlangten wir, was wir brauchten, nur stückweise; Manches mußte eigens bestellt werden. Heute kamen die Stühle, morgen ein Schrank, nach Wochen erst mein Stehpult; die Büchergestelle ließen sich noch länger erwarten. Doch konnten all diese Geduldsproben uns in unserm jungen Eheglück nicht anfechten, ja die Freude, daß jeder Tag etwas Neues brachte, wog die jetzige Bequemlichkeit, mühelos eine fertige Renaissance-Einrichtung zu erwerben, reichlich auf.

* * *

Dazwischen hatten wir Besuche zu machen und zu empfangen. Die Gesellschaft, auf die wir angewiesen waren, bestand fast ausschließlich aus der Colonie der Berufenen, unter denen Einige waren, die ein geselliges Haus machten. An ihrer Spitze Dönniges, der damals bestgehaßte Mann in München, da die clericale Partei und die zurückgesetzten Einheimischen in ihm den bösen Genius des Königs sahen. Es ist bekannt, daß Ranke, bei dem Kronprinz Max 1831 in Berlin gehört hatte, als es sich darum handelte, einen jüngeren Mann von historisch-politischer Bildung zur Leitung der Studien desselben zu bestellen,

hiezu Dönniges als einen seiner begabtesten Schüler empfahl. Vom Jahre 1842—1845 hatte denn auch Dönniges dem Kronprinzen Vorlesungen über Staatswirthschaft und Politik gehalten. Nach kurzer Entfernung kehrte er 1847 als Bibliothekar des Kronprinzen nach München zurück und blieb nach dem Thronwechsel als Berather ohne eigentliches Amt ihm zur Seite. Was gründliches Wissen und vielseitige literarische Bildung betraf, war die Wahl gewiß glücklich, und die energische Natur des jungen Gelehrten kam dem Könige bei dessen oft unschlüssigem, allzu lange abwägendem Charakter gewiß zu Statten. Aber Dönniges war alles Andere eher als ein Diplomat, hatte wohl Klugheit genug, den Protestanten nicht hervorzukehren, im Uebrigen aber nicht das geschmeidige Talent, in seiner verantwortlichen Stellung als nächster Beirath des Königs den maßgebenden Behörden gegenüber stets zu laviren und unnöthiges Aergerniß zu vermeiden.

Ein etwas burschikoser, franker und gutmüthiger Zug in seinem Wesen machte mir den Verkehr mit ihm sofort bequem und angenehm, zumal ich mich nächst Geibel ihm vor Allen zu Dank verpflichtet fühlte. In seinem Hause aber, wo ein Ton herrschte, der mir nicht ganz zusagte, fühlten wir uns nicht heimisch, so viel interessante Menschen dort aus- und eingingen. Weit anziehender war uns das gastliche Haus des alten Thiersch, der schon vor der durch König Max eröffneten neuen Aera in München eine einflußreiche Stellung gewonnen hatte, freilich ebenfalls stark angefeindet durch die kirchlichen Superioren, die sich in ihrer Alleinherrschaft über die Schule durch sein freieres pädagogisches Regiment bedroht fühlten. Es war sogar zu einem Attentat auf das Leben des Verhaßten gekommen, ein Dolchstoß hatte ihn im Rücken verwundet; in seinem furchtlosen Fortschreiten aber auf dem Wege, den er für den richtigen hielt, hatte dies Abenteuer den ehrwürdigen Mann nicht aufhalten können.

Es war in der That eine Freude, diesen nestorischen Greis, aus dessen röthlich gefärbtem, von silberweißem Haar umrahmtem

Gesicht zwei milde und doch geistig belebte blaue Augen strahlten, an der Seite seiner edlen Frau, umgeben von den hochbegabten Söhnen und liebenswürdigen Töchtern zu sehen, in den künstlerisch ausgestatteten weiten Räumen seines Hauses, wo er oft zahlreiche Gäste versammelte, zwischen ihnen mit gewinnender Freundlichkeit umhergehend und Jedem ein gutes Wort gönnend. Aus dem unteren Saal gelangte man in den Garten, wo es oft von fröhlichem jungem Volke schwärmte, da aus der Nähe des Zöglings der Alten aller steife Zwang verbannt war. Jedem angesehenen Fremden, der durch München kam, stand das Thiersch'sche Haus offen. Natürlich war es nun auch der Sammelpunkt für die Berufenen.

In gleicher Weise machte sich auch Justus von Liebig um die Münchener Geselligkeit verdient. In meinem langen Leben sind mir wenig Menschen begegnet, die so wie er in ihrer Erscheinung „Anmuth und Würde" vereinigt hätten. In der Schönheit seiner Züge konnte er den Vergleich mit Rauch aushalten; doch war sein Blick feuriger, sein Habitus der eines herrschenden Geistes, dessen Uebergewicht über seine Helfer und Genossen sich gelegentlich mit gebieterischer Lebhaftigkeit fühlbar machte. Die durchdringende Klarheit seines Blicks, der doch zu Zeiten wieder einen träumerisch sinnenden Ausdruck hatte, verrieth den genialen Forscher und Finder. Dazu kam, während er im Schreiben die Sprache meisterlich beherrschte, eine gewisse tastende Unsicherheit im mündlichen Vortrag, die aber ihren Reiz hatte, da man das Werden des Gedankens im Geist des Sprechenden zu belauschen glaubte. Auch im geselligen Geplauder schien er oft durch ein Problem, das in ihm fortarbeitete, zerstreut, und nur am Abend, wo er regelmäßig mit vertrauten Freunden, Jolly, Bischof, Pettenkofer, später v. Sybel, im Whist Erholung suchte, war er ganz bei der Sache, die von seiner Tagesarbeit weit ablag.

Zur Poesie hatte er kein intimes Verhältniß. Die Freundschaft mit Platen hatte er wohl nur dem Zauber seiner Persönlichkeit zu verdanken gehabt, dem jeder schönheitsfrohe Mensch

verfallen mußte. In seinen späteren Jahren, wo ich ihn kennen lernte, fesselte überdies die vornehme Gelassenheit, mit der er seinen Weltruhm ertrug, während er leidenschaftlich fortarbeitete, als ob es gelte, jetzt erst sich einen Namen zu machen.

Der Aufschwung, den die Naturwissenschaften an Universität und Polytechnicum nahmen, war ausschließlich sein Werk. Wie Dönniges die historischen Interessen des Königs, Geibel die poetischen vertrat, so war als Dritter im Bunde Liebig der verantwortliche Minister im Gebiet der exacten Wissenschaften.

Auch Dingelstedt's Haus stand uns offen. Es kam aber zu keinem freundschaftlichen Verhältniß zwischen uns. Obwohl er es an äußerlicher Höflichkeit auch mir, dem jüngsten „Günstling", gegenüber nicht fehlen ließ, wußte ich doch, daß er es schwer ertrug, zu den Symposien nie hinzugezogen zu werden. Für den König war er nur der Intendant, nicht der Dichter, und seine Person so wenig wie seine Poesie hatte den kosmopolitischen Nachtwächter bei König Max in Gunst bringen können. Kein Wunder, daß der Monarch, in dessen Wesen nicht ein Hauch von Frivolität war, durch Dingelstedt's zur Schau getragenes Witzeln und Höhnen über mancherlei, was ihm in dem alten München krähwinkelhaft erschien, wie auch durch die vormärzlichen Tendenzen seiner Lyrik abgestoßen wurde. Wer den „langen Franz" näher kannte, wußte, daß zwei Seelen in seiner Brust wohnten. Die demagogische aber wurde mehr und mehr durch die aristokratische unterjocht. Es wurde der höchste Ehrgeiz dieses anfänglichen Freiheitskämpfers, in seinem Auftreten es jedem hochgeborenen Dandy gleichzuthun und den Adel zu erlangen, um in den Kreisen der höheren Gesellschaft zu glänzen, wozu er alle Anlagen hatte. Der gleiche Zwiespalt der Gesinnungen fand sich auch in dem Poeten. Von Hause aus war er ein so guter, sentimentaler deutscher Gemüthsmensch wie irgend einer seiner hessischen Landsleute. Aber sein Aufenthalt in Paris und London hatte ihn dazu verführt, nicht sich dieser heimischen Mitgift zu schämen — er wurde ein zärtlicher Gatte und Vater und schrieb die gefühlvollsten Verse über sein häusliches Glück —,

daneben aber den Ton eines cynischen Weltmanns anzustimmen und mit zweideutigen Abenteuern zu kokettiren.

Ich besprach damals seine Gedichte im Literaturblatt des deutschen Kunstblatts, natürlich voll Anerkennung ihres poetischen Werths, doch schließlich mit dem Rath an den Verleger, einen family-Dingelstedt herauszugeben. Er hat mir diesen Scherz nicht übelgenommen, auch seinen glänzenden, stets schlagfertigen Witz nie an mir ausgelassen. Seine persönliche Liebenswürdigkeit versöhnte mich auch immer wieder mit ihm, wenn ich ihm etwas, das er mir oder Anderen angethan, übelgenommen hatte, und da ich es wohl begriff, daß ich ihm nicht sympathisch sein konnte, da ich trotz meiner Jugend zu dem literarischen Kreise des Königs gehörte, der ihm verschlossen blieb, so suchte ich jede Gelegenheit, einen freundlicheren Ton in unser Verhältniß zu bringen. Nach seinem Weggang von München gelang dies auch, obwohl wir uns im Innersten fern bleiben mußten.

Zudem mußte ich sein Talent als Bühnenleiter aufrichtig bewundern. Seine Neigung zum Herrschen und Repräsentiren kam ihm dabei zu Statten, da alle Mitglieder des Theaters in der Kunst, Komödie zu spielen — gelegentlich auch zu intriguiren —, ihn als den überlegenen Meister bewunderten und die Weiber vollends unter seinem Zauber standen. Noch später, da er schon München verlassen hatte, sagte mir die Frau eines Schauspielers in Weimar: „Er ist unwiderstehlich. Wenn er mir beföhle, von einem Thurm herunterzuspringen, ich müßt' es thun."

Mit all diesen glänzenden Gaben brachte er es aber nur zu äußeren Ehren und einflußreicher Stellung, während der Poet in ihm verkümmerte. Sein einziges Drama „Das Haus des Barneveldt" wurde bei der Münchener Aufführung schon wegen der Ungunst, in der der Dichter beim Publikum stand, äußerst kühl aufgenommen. Rings um sich her sah er jüngere Talente aufkommen, die ihn in Schatten stellten, und in den lichten Intervallen zwischen Erfolgen, die nur seine sociale Eitelkeit befriedigten, wandelte ihn gewiß zuweilen ein bitteres Gefühl des

Heimwehs an nach den Idealen seiner Jugendjahre, wo er seine Locken unfrisiert im hessischen Winde flattern lassen und sich gesagt hatte: Anch' io sono poeta! Dann suchte er sich dadurch zu betäuben, daß er seine Untergebenen oder schwächere Collegen seine Macht fühlen ließ, oder ein dreistes Hohnwort von seiner Loge herab dem Münchener Publikum ins Gesicht warf. Trotz all seiner Sünden und Schwächen aber konnte man sich des Bedauerns nicht enthalten, daß so viel geistige Vorzüge um ihre erfreuliche Entfaltung gekommen waren.

Gegen Kaulbach, der damals auf der Höhe seines Ruhmes stand und mit allen Berufenen befreundet war, hatte ich mich von vornherein entschieden ablehnend verhalten. Seine Kunst, die ich in ihren Anfängen sehr bewundert hatte, — die Hunnenschlacht gilt mir noch heute für ein geniales Werk — war mir von Jahr zu Jahr, je mehr die großen historisch-symbolischen Wandbilder im Berliner Neuen Museum vorschritten, immer ungenießbarer geworden, so sehr ich die geistige Kraft anerkennen mußte, mit der einige Höhenpunkte der Weltentwicklung hier in theatralischen Tableaux dargestellt erschienen. Aber die immer zunehmende Naturlosigkeit und schematische Behandlung der menschlichen Gestalt, das conventionelle Pathos, das sogar die Porträts zu rhetorischen Masken entseelte, wirkte so abstoßend auf mich, daß ich mich in eine leidenschaftliche Gegnerschaft zu dem immerhin bedeutenden Künstler verrannte und ihm, wo es irgend anging, auszuweichen suchte. Ich trieb meine schroffe Haltung so weit, daß ich sogar auf eine Einladung Kaulbach's durch Geibel, ihm zu einer seiner lebensgroßen Porträtzeichnungen zu sitzen, zurücksagen ließ, ich bedauerte, nicht kommen zu können, ich hätte keine Zeit. Freilich waren mir die großen unmalerisch stilisirten Köpfe meiner Freunde mit gespannt geöffnetem Blick und hölzernen Stirnen und Wangen höchst widerwärtig. Die Unart aber eines so jungen Menschen gegen einen gefeierten älteren Künstler, der ihm auch sonst ein entschiedenes Wohlwollen zu erkennen gab, ging doch wohl über das Maß des Erlaubten hinaus.

Damals verstand in allen Klassen der Gesellschaft Niemand eine solche Antipathie, die heutzutage zu bekennen der jüngste Akademiker für seine Pflicht hält, wie denn sogar der gewaltige Cornelius von der übermüthigen und gedankenlosen secessionistischen Jugend über die Achsel angesehen wird. Ich selbst habe später die Uebertreibung meiner damaligen Abneigung einsehen gelernt und sie um so mehr als eine zwar im Kern berechtigte, in ihrer Aeußerung aber ungehörige Grille erkennen müssen, da der Fehler der Naturlosigkeit, den ich Kaulbach nicht verzieh, in ähnlichem Maße auch meinem sehr geliebten Genelli anhing. Was mich aber in dessen Zeichnungen die offenbare Manier in der Formgebung, den conventionellen Familienzug in den Köpfen leichter nehmen ließ als die gleichen Mängel der Kaulbach'schen Kunst, war theils jene träumerisch-poetische Phantasie, der Genelli's schönste Compositionen entsprangen, theils die großangelegte Persönlichkeit, die antike Naivetät des vom Glück gemiedenen Künstlers, der zu gründlichen Modellstudien selten die Mittel gehabt hatte, da er oft nicht einmal so viel besaß, um das Cartonpapier und die Beistifte zu seinen Entwürfen zu bezahlen. Damals lebte er in tiefster Dürftigkeit sehr zurückgezogen, und wir gaben die Schuld seiner Noth zum guten Theil dem glücklicheren Nebenbuhler, der, wie wir meinten, zwischen ihm und den königlichen Aufträgen stand[1]). Gewiß mit Unrecht. Wie beide Künstler und zumal der Geschmack der großen Menge und die Kunstbegriffe der Besteller beschaffen waren, hatte Kaulbach die Rivalität Genelli's nicht zu fürchten. Aber wir waren nun einmal im Zuge mit der Ungerechtigkeit, und so ging es in

[1]) Man erzählte, Genelli habe einmal mit mehreren anderen Künstlern eine Audienz bei König Ludwig gehabt. Als die Reihe an ihn kam, habe der König gefragt: Was machen Sie jetzt, lieber Genelli? — Ich führe das Leben eines Wüstlings aus, Majestät! — Der König, der nicht wußte, daß Genelli einen Cyclus von Zeichnungen unter diesem Titel in Arbeit hatte und das „aus" nicht gehört, sondern nur „ich führe" verstanden hatte, wandte ihm den Rücken und hat ihn nie wieder empfangen wollen.

Einem hin. Wir, worunter vor Allen der edle Holsteiner Charles Roß gemeint ist, außer ihm der Bildhauer Brugger, der Kupferstecher Merz, der geniale Rahl, der sich zuweilen bei uns blicken ließ, und einige andere dunkle Ehrenmänner classischer Observanz, die mit Genelli zusammen den bedenklichen Ungarwein der Schimon'schen Weinstube tranken (s. die Novelle „Der letzte Centaur"). Roß aber, ein Landschafter von großem Talent, doch so wenig voll ausgereift wie Genelli selbst, war der Hauptvermittler bei den Unterhandlungen mit Schack, der eine farbige Zeichnung Genelli's — die Vision des Ezechiel — ankaufte und damit den ersten Schritt that, der Noth des Meisters ein Ende zu machen.

So habe ich denn Kaulbach's gastliches Haus nie betreten.

Hab' ich nun aber noch des Bluntschli'schen Hauses gedacht, das durch die Person des Hausherrn in seiner warmblütigen schweizerischen Eigenart und geistigen Thatkraft eine große Anziehung ausübte, so ist der Kreis der eingewanderten Familien, die eine Geselligkeit in größerem Stil unterhielten, so ziemlich geschlossen. Der Umgang mit diesem trefflichen Gelehrten (seit 1848 Professor des deutschen Privatrechts und des allgemeinen Staatsrechts an der Münchener Universität), dessen Wesen von jedem noch so leichten Schulstaub frei geblieben war, erhielt noch einen besonderen Reiz durch das psychologische Räthsel, wie es möglich war, daß ein Mann, der sich vielfach als praktischer Politiker bewährt hatte, sich den Phantastereien eines so problematischen falschen Propheten wie Friedrich Rohmer wehrlos gefangen geben und um seinetwillen sogar seiner Heimath hatte entsagen können.

In den altmünchener Häusern dagegen, auch wenn sie sich nicht spröde gegen die „Fremden" verhielten, herrschte noch die oben erwähnte landesübliche Ungastlichkeit. Der einzige Kobell lud alljährlich im Mai zu einem vergnüglichen Bockfrühstück seine Freunde aus beiden Lagern ein. Die adeligen Familien, deren Standesgenossen es sich in Berlin hatten angelegen sein lassen, Geibel in ihre Kreise zu ziehen, verhielten sich ihm wie allen

Berufenen gegenüber ablehnend, aus den verschiedensten Motiven, zumeist wohl aus Groll darüber, daß diese nicht hoffähigen Gelehrten und Schriftsteller eines vertraulichen Verkehrs mit der Majestät gewürdigt wurden, der ihnen versagt blieb.

Die Ecke.

Wir jungen Eheleute aber, da wir nicht im Stande waren, mit einem festen Einkommen von tausend Gulden ebenfalls ein Haus zu machen — Novellenhonorare, wie sie heute gezahlt werden, kannte man in jenen bescheidenen Tagen noch nicht, und wenn ich auch später zuweilen mich genöthigt sah, etwas „für die Küche" zu schreiben[1]), so war ich doch damals noch fast ausschließlich mit brodlosen dramatischen und epischen Arbeiten beschäftigt —, wir genossen unser Gastrecht in jenen größeren Häusern nur sehr zurückhaltend und hätten die Trennung von unseren Eltern und den Berliner Freunden schwerer ertragen ohne die Bekanntschaft mit einer hochgebildeten alten Dame, die im Nachbarhause wohnte und uns bald eine wahrhaft mütterliche Freundin werden sollte.

Wodurch Geibel in einen näheren Verkehr mit ihr gekommen war, ist mir nicht erinnerlich. Sie war eine Russin von Geburt, die Wittwe eines Staatsraths von Ledebour, der als Botaniker an der Dorpater Universität eine hervorragende Stellung eingenommen und nach seiner Pensionirung in München sich niedergelassen hatte. Eine nicht mehr ganz junge, heitere und liebenswürdige Pflegetochter, die das kinderlose Ehepaar unter vierzehn oder fünfzehn Sprößlingen eines Heidelberger Pfarrhauses adoptirt hatte, Fräulein Julie Dreuttel, umgab die Greisin mit der treuesten Sorge und trug viel dazu bei, den Hausfreunden die Abende bei der feinen alten Dame anziehend zu machen.

---

[1]) So übernahm ich u. A. im Jahre 1857 die Uebersetzung eines Buches von Caveda über Spanische Baukunst, die mich in allen Nebenstunden eines langen Winters ermüdend beschäftigte und nur ein geringes Honorar eintrug.

Auch Münchener Künstler und andere einheimische notable Leute gingen bei ihr ein und aus, am häufigsten aber das Geibel'sche Ehepaar und wir nächsten Nachbarn. Dazu gesellte sich dann auch Riehl mit seiner Frau und im nächsten Jahre Adolf Friedrich von Schack, der durch Geibel, seinen alten Freund, nach München gelockt worden war, um ebenfalls ein Stammgast der königlichen Tafelrunde zu werden.

Es war ein ungemein anregender, geistig belebter, gemüthlich erquickender Verkehr, der mit einigen Unterbrechungen bis an den Tod der verehrten Frau (November 1863) fortdauerte. Wir nannten uns „die Ecke", da sowohl Geibels als ich mit meiner Frau zu der guten Staatsräthin nur um die Ecke zu gehen hatten. Hier lasen wir unsere neuesten Gedichte, Dramen, Novellen; Riehl brachte seine Hausmusik mit; gelegentlich ward eine scherzhafte Preisaufgabe gestellt (einmal z. B. der Wettbewerb um die Abfassung eines Gedichts ohne Pointe), und die alte Freundin, die wir als den Eckstein der Ecke feierten, wußte mit dem milden Blick ihrer blauen Augen in dem welken, bleichen Gesicht, das dünnes silbernes Haar umrahmte, selbst Geibel's Ungestüm zu zähmen, wenn er mit Fräulein Julie, die sich nicht von ihm einschüchtern ließ, wie einst in Berlin mit Luise Kugler in einer seiner herrischen Launen aneinander gerieth.

Damals hatte Riehl eben erst seine reiche Arbeitskraft entfaltet und große Erfolge gehabt. Seine Bücher über „Die Familie", „Die Arbeit", „Land und Leute", „Die Pfälzer" waren so voll geistreicher Paradoxen, so reich an charakteristischen Zügen und so farbig im Stil, daß auch wir sie aufrichtig bewunderten und gern über gewisse „reactionäre" Tendenzen darin hinwegsahen.

Wohl wurden auch wir bald inne, wie wenig diese Bücher des Volkswirthschaftslehrers zur Lösung der schweren socialen Probleme beitrugen, die damals die Zeit zu bewegen anfingen. Sein Ideal einer „Familie" paßte nicht mehr in die von so ganz anderen, freieren Bedürfnissen erfüllte, an Verkehrsmitteln reichere Gegenwart hinein. Und wer von der „Arbeit" im Grunde nicht

viel mehr zu sagen wußte, als daß sie einen sittlichen Werth habe, war nicht dazu geeignet, in die moderne Bewegung der breiten Volksschichten einzugreifen.

Aber Riehl war überhaupt vorwiegend eine künstlerische, keine wissenschaftliche Natur. Seinem Wahlspruch „Selbst ist der Mann" gemäß verschmähte er es, sich als ein bescheidenes Glied der Kette ernster Arbeiter einzureihen, die von Hand zu Hand zum Löschen brennender Zeitfragen einander den Eimer reichen. Er betrachtete mit einem Künstler- und Dichterauge die Culturwelt um sich her und die wechselnden Formen, in denen sich das Leben der Vorzeit bewegt hat. Darüber machte er sich seine Gedanken und schrieb sie nieder, wie wenn Niemand vor ihm sich dieser Aufgabe unterzogen hätte, was seinen Büchern freilich einen frischen, persönlichen Character ohne jeden mühsamen, gelehrten Anstrich gab, ihnen aber den Vorwurf einer bloß feuilletonistischen, dilettantischen Behandlung eintrug.

Dilettantisch blieben leider auch die Bestrebungen des vielbegabten Mannes auf dem Gebiet der eigentlichen Künste, die er mit Leidenschaft betrieb. Er hatte fünfzig Lieder in Musik gesetzt und unter dem Titel „Hausmusik" bei Cotta erscheinen lassen. Die Musiker nahmen diesen Collegen nicht für voll, und auch ins „Haus" ist wohl kaum einer dieser einfachen Gesänge gedrungen, wie denn auch die Trios und Quartette, die Riehl componirte, über seinen eigenen Familienkreis nicht hinausdrangen.

Besser glückte es ihm mit der Novelle. Er hatte sich in der richtigen Erkenntniß, daß er ein Leidenschaftsproblem nicht zu bezwingen vermöchte und der Darstellung tieferer seelischer Conflicte überhaupt nicht gewachsen war, seine eigene Gattung gegründet, die durch den Titel „Culturnovellen" den Vorwurf entkräften wollte, daß es sich darin oft nur um eine interessante historische Anekdote handelte. Immerhin wußte der vielbewanderte Professor der Culturgeschichte so viel Merkwürdiges mitzutheilen und that es zwar in etwas lehrhaftem, doch oft humoristisch gefärbtem Stil, daß diese seine Bücher wohl von Allem, was er der Welt gegeben, die längste Lebensdauer behaupten werden.

Er selbst hat in der Vorrede zu einem seiner Novellenbücher, vom Jahre 1874, das er „Aus der Ecke" nannte, mit lebhafter Wärme jener Sonntage bei der verehrten alten Freundin gedacht und ausführlich geschildert, wie es damals unter uns zuging[1]). Nur von Schack ist in jener Vorrede nicht mehr als der Name genannt; als gewissenhafter Chronist der Ecke fühle ich die Verpflichtung, diese Lücke auszufüllen.

Mein erstes Begegnen mit ihm datirt vom Jahre 1848/49. Geibel hatte die Bekanntschaft vermittelt und Schack mir das Vertrauen bewiesen, mir zwei politische Komödien mitzutheilen, die er gerne gedruckt gesehen hätte, ohne daß sein Name genannt würde. Er war damals schon im diplomatischen Dienst seines Landesherrn, des Großherzogs von Mecklenburg, und wünschte mit seiner demokratischen Gesinnung nicht hervorzutreten.

Meine eigenen diplomatischen Bemühungen bei verschiedenen Berliner Verlegern waren erfolglos. Beide Stücke, „Der Kaiserbote" und „Cancan", sind erst später bei Cotta erschienen. Dann wurde der Faden nicht weiter fortgesponnen, bis wir ihn im Jahre 1855 am Tisch der Staatsräthin wieder anknüpften.

Er kam mir damals sehr freundlich entgegen. Besonders die so höchst jugendliche „Francesca von Rimini" hatte er in Affection genommen, und auch „die Sabinerinnen" erfreuten sich seines Beifalls. Je weiter ich aber fortschritt, je kühler wurde seine Theilnahme; denn er verdachte es mir, daß ich zwar seine großen Verdienste als Gelehrter, seine Uebersetzung des Firdusi und spanischer Romanzen, die dreibändige Geschichte des spanischen Theaters, das Buch über „Die Poesie und Kunst der Araber in Spanien" und Anderes gern anerkannte, seine

[1]) Bezeichnend für die Art seiner dichterischen Production ist das freilich halb scherzhaft gemeinte naive Geständniß in dieser Vorrede: er habe sich vorgesetzt, fünfzig Novellen zu schreiben, damit er doch auch Anspruch darauf hätte, als Novellist mitgezählt zu werden. Heinrich von Kleist hat es bekanntlich schon mit drei oder vier Novellen dazu gebracht.

eigenen Dichtungen aber nicht so begeistert, wie er es wünschte, aufzunehmen vermochte. Auch rechnete er als ein richtiger Platenide Novellen und Romane nicht zur Poesie und sprach sehr geringschätzig von Allem, was sich in prosaischer Form hervorthat[1]). Er selbst war nur ein Bildungspoet, mit größtem formalem Talent begabt, doch ohne ein starkes, echtes Verhältniß zur Natur und zum „vollen Menschenleben", dem er als ein aristokratisch verwöhnter Junggeselle zeitlebens fern blieb, in seinem einsamen Hause studierend, Klavier spielend und lange Gedichte verfassend, in einem glänzenden rhetorischen Stil, dem jeder Naturlaut fehlte. Da nun auch der Erfolg beim großen Publikum ausblieb, trotz der Scheinauflagen und aller Anstrengungen seines Verlegers in der Presse, mit denen er sich selbst zu täuschen suchte, verzehrte ihn mehr und mehr sein brennender Ehrgeiz; die Unterhaltung mit ihm wurde immer unerquicklicher, da er sogleich auf erfolgreichere Collegen zu sprechen kam, die er „sehr überschätzt" fand.

Auch die Stellung, die er in München als Kunstmäcen einnahm, konnte ihm für den ausbleibenden Dichterruhm keinen vollen Ersatz bieten. Denn eben die beglückende verständnißvolle Liebe des Sammlers und Kenners fehlte ihm, da er in der Kunst nur auf den poetischen Stoff und eine gewisse Größe der Behandlung sah, für die intimen malerischen Reize aber kein Auge hatte. So war ihm bei der Anlage seiner Galerie die Hauptsache, daß er sich für seine Verdienste um die zeitgenössische

[1]) Wie Wilhelm Jensen, einer der treuesten Jünger und Anhänger Geibel's, dazu kommen konnte, auch ihm nachzusagen, daß „Prosaschriften für ihn mit der Dichtung nichts gemein" gehabt hätten (in dem Aufsatz „Heimath-Erinnerungen" in Velhagen und Klasing's Monatsheften, Juni 1900), ist mir unerklärlich. Der Bewunderer des Werther und der Wahlverwandtschaften, des Don Quixote und der Leute von Seldwyla, soll Dichtungen dieses höchsten Werthes darum, weil sie nicht in gebundener Rede verfaßt waren, für „Bastarde der Kunst" erklärt haben? Eine gelegentliche Aeußerung des Unmuths über die gewerbsmäßige Roman- und Novellenfabrication mag zu diesem gründlichen Mißverständniß geführt haben.

Kunst von allen Seiten gepriesen sah, wie etwa der Besitzer eines Marstalls stolz ist auf seine edlen Pferde, die er selbst nicht zu reiten versteht, oder der Sammler einer werthvollen Bibliothek in einer ihm fremden Sprache. Da er aber einsichtige Berather zur Seite hatte, die sein Interesse auf Genelli, Böcklin, Feuerbach und andere bedeutende Künstler hinlenkten, gelang es ihm dennoch, eine Galerie zusammenzubringen, die zu den künstlerischen Zierden Münchens gehört. In seinen letzten Lebensjahren wurde der Genuß, den er selbst daran hatte, immer schattenhafter. Er verlor fast ganz sein Augenlicht, und nun war die Seelenstärke höchst bewunderungswürdig, mit der er klaglos sein Unglück ertrug, beständig wissenschaftlich und dichterisch mit seinem Secretär und dank seinem nie versagenden Gedächtniß fortarbeitend, bis er in Rom im Jahre 1894 seine verdunkelten Augen für immer schloß.

* * *

Doch die Erinnerung an die „Ecke" hat mich weit über das Jahr hinausgeführt, in dem sie gegründet wurde. Und dieses erste Jahr meines neuen Münchener Lebens, zu dem ich nun zurückkehre, war doch so vielfach ereignißreich, daß ich noch etwas länger bei ihm verweilen muß.

Die erste große Industrie-Ausstellung, die in dem neu errichteten Glaspalast stattfand und im Sommer 1854 einen breiten Fremdenstrom nach München lockte, hatte Dingelstedt auf den Gedanken gebracht, auch sein Theater der Welt in einem ungewohnten Glanz zu zeigen durch Mustervorstellungen, zu denen er die ersten Kräfte aller deutschen Bühnen zusammenrief. Er inscenirte dies merkwürdige Schauspiel mit seiner gewohnten Geschicklichkeit, und soviel sich auch im Einzelnen gegen die Stillosigkeit eines solchen extemporirten Zusammenspiels sagen ließ, der Gesammteindruck war gleichwohl im höchsten Grade anziehend und unvergeßlich[1]).

[1]) Im Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt habe ich damals ausführlich über diese Mustervorstellungen berichtet.

Bekanntlich unterbrach das Eindringen der Cholera diese heiteren olympischen Spiele und entvölkerte bald das Theater wie auch die Stadt selbst. Geibel zog sich mit seiner Ada nach Lindau zurück, von wo sie den Keim ihres tödtlichen Leidens nach München zurückbringen sollte. Sie starb schon im November 1855, nach einem Leidensjahr, das sie mit wahrhaft heroischer Seelenstärke ertragen hatte. Ja, in den Schmerzen dieser langen Monate, wo eine räthselhafte Lähmung sie fast immer ans Bett fesselte, reifte ihr Character von der schüchternen Mädchenhaftigkeit, die sie in ihre junge Ehe hinübergebracht hatte, zur edlen Klarheit und Hoheit einer starken Frauenseele heran. Ganz jung, noch ein halbes Kind, hatte sie ihr Herz dem viel älteren Hausfreunde ihrer Eltern hingegeben, dessen Lieder sie bezauberten. Daß er sie vor Allen zu seiner Gattin wählen konnte, war ihr als ein unfaßbares Glück erschienen, und mit rührender Demuth ertrug sie die gewaltsamen Ausbrüche seines heftigen Temperaments, die auch sie nicht verschonten. Erst auf ihrem Siechbette, da sie hülfloser als je sich ihm gegenüber sah, lernte sie ihn zügeln und das Eigenrecht ihrer Persönlichkeit mit sanfter Festigkeit behaupten. Wir betrauerten ihr Scheiden innig, und an manchem Eckenabend lebte die Erinnerung an die verlorene Freundin beweglich unter uns auf.

Damals aber, als sie, noch in voller Blüte ihrer Anmuth und Gesundheit, an den Bodensee flüchtete, suchten wir eine Zuflucht vor der Seuche in Possenhofen am Starnbergersee, wohin bald auch meine Schwiegereltern nachkamen.

Diese Sommerwochen unter den herrlichen Buchenschatten des Sees mit unseren theuren Nächsten — auch mein junger Schwager, Hans Kugler, war bei uns — stehen mir in leuchtendster Erinnerung. Von der Einfachheit unseres damaligen häuslichen Zustandes haben die heutigen städtischen Sommerfrischler wohl kaum eine Vorstellung. Wir bewohnten drei kahle, weißgetünchte Zimmer in einem kleinen Fischerhause, dessen Besitzer das Erdgeschoß innehatte. Hans hatte sein Bett in einem Dachzimmer mit schiefen Wänden, und da es das geräumigste

war, versammelte es Abends die ganze Familie, von der ein Jedes nur einen einzigen, schweren Holzstuhl besaß. Der mußte dann die steile hölzerne Bodentreppe hinaufgeschleppt werden. Die Frau Fischmeisterin in Possenhofen, die ein Wirthshaus hielt, war sehr unzufrieden damit, daß wir den Anspruch machten, für unser gutes Geld täglich von ihr gespeis't zu werden, da sie es „gottlob nicht nöthig hatte", von den Fremden zu leben. Sie hoffte uns daher durch möglichst ungenießbare Kost wegzuhungern, was ihr aber erst nach beharrlicher ausgesuchter Bosheit gelang. In Starnberg, wohin wir flüchteten, wurden wir besser gefüttert; es war aber nicht mehr unser stilles, lauschiges Nest unmittelbar am Seeufer mit dem Blick auf die herüberschimmernde Alpenkette, wo wir nur zehn Schritt zu gehen hatten, um unsere Glieder in der krystallhellen Flut zu kühlen.

Der Sommer verging; im Frühherbst reis'ten wir mit den Eltern nach Berlin, um die Hochzeit meines Freundes Otto Ribbeck mit Emma Baeyer feiern zu helfen. Es war mir ein eigenes Gefühl, in den beiden nach dem Hof gehenden Zimmerchen der elterlichen Wohnung in der Behrenstraße, wo ich als Schüler und Student gehaus't hatte, nun mit meiner jungen Frau mich einzuquartieren.

Das Krokodil.

Am 24sten October trafen wir in München wieder ein.

Hier ging ich nun sogleich daran, einen Plan zur Ausführung zu bringen, der mir sehr am Herzen lag.

Die Spannung zwischen uns Berufenen und den einheimischen Poeten durfte auf die Länge nicht bestehen bleiben. Wenn auch eine Vereinigung alter und junger Dichter und Dilettanten nach Art des Tunnels nicht zu erreichen war, so wollte ich doch wenigstens den Versuch machen, die jüngeren Collegen zu uns heranzuziehen.

Geibel, den ich in München vorfand, war heftig dagegen. Es kam zu einem stürmischen Auftritt zwischen uns, in dem ich

Willen gegen Willen setzte und mich absichtlich nicht mäßigte, um ihm zum Bewußtsein zu bringen, daß ich nicht gesonnen sei, mich seiner Herrschgewalt auch da zu fügen, wo ich es als Pflicht erkannte, nach meiner besten Ueberzeugung einen anderen Weg zu gehen als er. Der Sturm verbrauf'te aber, und wir schieden in alter Liebe und Freundschaft. Die Entschiedenheit, mit der ich dem „Donnerer", wie wir ihn nannten, gegenübergetreten war, hatte nur die erwünschte Wirkung, daß von da an der Freund mich in meiner Weise gewähren ließ und mir nachsagte, ich sei „sehr jähzornig und nicht leicht zu behandeln", wozu die Freunde, die mich kannten, lächelten.

Ein sehr willkommener und treuer Mithelfer bei dem schwierigen Unternehmen, Einheimische und Fremde zusammenzuführen, war Julius Grosse. Er lebte damals schon einige Jahre in München, wohin es ihn als der Malerei Beflissenen aus seiner Thüringer Heimath gezogen hatte, war aber, da ich nach Bayern kam, schon endgültig zur Poesie übergegangen, in der er seiner unerschöpflich gestaltenden Phantasie freier die Zügel schießen lassen konnte. Wir nannten ihn „den letzten Romantiker", der Achim von Arnim's Erbschaft angetreten habe, da es auch ihm damals schwer wurde, die zuströmende Ueberfülle der Motive, Gestalten, lyrischen Stimmungen und geistigen Probleme zu ordnen, den reichen Quell seiner Dichtung zu „fassen" und „zu befestigen mit dauernden Gedanken".

Seit jenen Tagen, wo er Geibel und mir mit herzlicher Wärme und einer Lauterkeit der Gesinnung, die jede Probe bestand, entgegenkam, bin ich ihm durch alle Wechselfälle unseres Lebens zugethan geblieben. Damals aber war sein Eintreten für uns um so unschätzbarer in Folge seiner freien Stellung zwischen den Parteien — kein Berufener, doch auch kein Süddeutscher, und schon vor uns mit einigen der hervorragenderen Münchener, wie Franz Trautmann, Franz Bonn, Hermann Schmid, befreundet und somit zum natürlichen Vermittler geeignet. Hauptsächlich durch ihn kam am 5ten November eine erste Zusammenkunft in dem Kaffeehause „Zur Stadt München"

zu Stande. Die oben geschilderte Abneigung der hiesigen Poeten, sich eine offene Meinung ins Gesicht sagen zu lassen, verhinderte aber noch eine gute Weile jene collegiale Vertraulichkeit, die ich vom Tunnel her gewohnt war. Statt dessen fehlte es nicht an verstärkter Feindseligkeit. So trug unter Anderm Bonn bei einer unserer nächsten Zusammenkünfte eine Parodie auf meinen kürzlich erschienenen „Meleager" vor, unter dem Titel „Der brennende Stiefelzieher". Unter dem Schein harmlosen Scherzes war hier ein reichliches Maß von Bosheit aufgewendet. Ich war überhaupt nicht empfindlich, ließ mich gern zum Besten halten und machte natürlich auch diesmal gute Miene zum bösen Spiel. Der Vorfall hatte mich aber belehrt, daß es nicht so leicht sein würde, wie ich gehofft hatte, die tiefgewurzelte autochthone Gegnerschaft zu versöhnen.

Es gelang dies erst, als aus diesen tastenden Anfängen, an denen außer den schon Genannten der Maler Teichlein, der Leutnant Neumann, Leonhard Hamm (ein confuser, grüblerischer Kölner), Karl Heigel, Felix Dahn, Beilhack, Heinrich Reder, Oscar Horn und Andere theilnahmen, sich eine Vereinigung wirklich begabter, ernsthafter Talente herausbildete, unter denen hier nur Hermann Lingg, Wilhelm Hertz, Hans Hopfen, Heinrich Leuthold und Max Haushofer genannt sein mögen. Wir kamen einmal wöchentlich für ein paar Nachmittagsstunden in einem Café zusammen, und endlich widerstand auch Geibel der Lockung nicht, an den höchst anregenden Sitzungen dieser Poetenschaft theilzunehmen, die sich den Namen der „Münchener Idealisten", den norddeutsche Kritiker ihr aufbrachten, gern gefallen ließ.

Geibel's Gegenwart aber wirkte, obwohl er gern eben Entstandenes von seinem Eignen zum besten gab, nicht immer günstig auf die kameradschaftliche Stimmung. Der Respect vor ihm und die Wucht seiner Persönlichkeit lähmten das freie Urtheil, das ohnehin noch immer befangen genug war. Niemand wagte, wenn er gesprochen hatte, Einwendungen zu machen, und ich war der Einzige, der sich seiner Autorität nicht schweigend unterwarf,

gestützt auf mein altes Freundesrecht und Geibel's Besorgniß, meinen „Jähzorn" zu reizen.

Die Anderen sahen in mir einen willkommenen Anwalt und Volkstribun gegenüber seiner autokratischen Gewalt, und so kam es, daß mir bald auch formell der Vorsitz übertragen wurde. Geibel fühlte sich nicht dadurch gekränkt und erschien nach wie vor regelmäßig, soviel es seine Gesundheit erlaubte, im „Krokodil".

Dies war der Name, den wir unserer Gesellschaft gegeben hatten. Er rührte nicht von Geibel's berühmter Krokodilromanze her („Ein lust'ger Musikante spazierte einst am Nil" 2c.), sondern von Hermann Lingg's Gedicht:

Das Krokodil zu Singapur.

Im heil'gen Teich zu Singapur
Da liegt ein altes Krokodil
Von äußerst grämlicher Natur
Und kaut an einem Lotosstiel.

Es ist ganz alt und völlig blind,
Und wenn es einmal friert des Nachts,
So weint es wie ein kleines Kind,
Doch wenn ein schöner Tag ist, lacht's.

Der erhabene Character dieses Amphibiums schien uns trefflich zum Vorbild idealistischer Poeten zu taugen, und wir hofften, in unserm Münchener „heiligen Teich" dermaleinst ebenso gegen die schnöde prosaische Welt gepanzert zu sein, wie jener uralte Weise, der nur noch für den Wechsel der Temperatur empfindlich war.

Von einem befreundeten Bildhauer wurde ein Krokodil in Thon modellirt, an dessen Sockel die verschiedenen Reptile, nach denen wir uns genannt hatten, in hieroglyphischen Zügen eingegraben wurden. Ich — in Folge meiner Lacertenlieder der Eidechs zubenamst — bewahre diese Reliquie noch heute. Die aus Pappendeckel gefertigte Pyramide, die unser Protokollbuch enthielt, von einem der Mitglieder, dem sonst ganz unproductiven Lichtenstein, in Sonetten abgefaßt, ist leider verloren gegangen.

Geibel selbst, das „Urkrokodil" (wegen jener Romanze vom lustigen Musikanten), ging mit liebenswürdigem Humor auf den Maskenscherz ein und dichtete zwei weitere Krokodillieder. Eines derselben hat er in seine „Spätherbstblätter" aufgenommen („Ich bin ein altes Krokodil, ich sah schon die Osirisfeier"). Ein zweites, noch ungedrucktes, möge hier seine Stelle finden:

In ruentis alvo Nili
Quo vescuntur crocodili?
Aethiopum carne vili.

Praeter hoc in omni mundo
Hausto clari sunt profundo
Cerevisiam bibundo.

At post Monacense vinum
Malum venit matutinum,
Luctum quod vocant felinum.

Tunc in ripam conscendentes,
Caudas rhythmice moventes
Versus vomunt excellentes.

Archicrocodilus
de Nilo.

So war's im heiligen Teich, nachdem die ersten frostigen Zeiten überwunden waren, warm und behaglich geworden, wärmer als in dem vielgerühmten „Tunnel über der Spree". Wer von den Einheimischen sich in den Geist harmloser Krokodilität nicht zu finden wußte, zog sich nach und nach in seinen Schmollwinkel zurück. Gerade die Begabteren aber schlossen sich dauernd an uns an, und mehr und mehr verbreitete sich unabhängig von allem ästhetischen Interesse ein kameradschaftliches Gefühl in dem kleinen Kreise, ähnlich wie sich's in noch jugendlicheren Studentenverbindungen einzubürgern pflegt[1]). Denn auch die paar bemoos'ten Häupter in unserer Mitte — Melchior Meyr, der erst später

[1]) Wilhelm Jensen's sehr anders lautende Darstellung in den oben erwähnten „Heimatherinnerungen" ist nur durch persönliche Verstimmung zu erklären. Auch war er während seines kurzen Aufenthalts in München nur ein seltener Gast in unserm Kreise.

hinzutrat, das Ehrenkrokodil Schack, das sich selten blicken ließ, Carriere, der den Professorentalar ablegte, sobald er sich als Dichter gab —, sie alle plätscherten in der krystallinischen Flut des Musenteichs wie in einem Jungbrunnen herum. Es fehlten eben hier die würdigen alten Herren, die hohen Staatsbeamten, Schulräthe, pensionirten Majore, die im „Tunnel" die Mehrzahl gebildet hatten, und weder ein pedantisches Censurenertheilen fand Statt, noch konnte es vorkommen, daß ein geschätztes älteres Mitglied ein endloses Heldengedicht zum Besten gab, wie in der Gesellschaft der „Zwanglosen" der alte Hofrath Martius seine botanische Forschungsreise in das brasilianische Palmenland in den sanft einlullenden Octaven seiner „Suitramsfahrten" vorgetragen hatte. Das Langweilige, wenn es selten einmal auftauchen wollte, wurde sofort mit einem Witz unschädlich gemacht, während irgend ein wahrhaft poetisches Product zuweilen die gründlichsten Debatten anregte. Das Alles nicht in dem Ton von Leuten, die ihre Weisheit an den Mann bringen wollen, sondern wie sich Freunde rückhaltlos gegen einander aufknöpfen, wobei zuweilen ihre innersten Gegensätze zu Tage treten. Aus der langen Reihe der Jahre aber, in denen die Krokodile wöchentlich einmal sich zusammenfanden, ist mir nicht ein einziger Fall erinnerlich, wo in Folge eines Streits eine Verstimmung entstanden, das trauliche Einverständniß gestört worden wäre. Auch nicht, nachdem wir vom Bier zum Wein übergegangen waren, der hitziger ins Blut ging.

Wilhelm Hertz hatte, da der Teich einmal wieder heimathlos geworden war, uns beredet, bei einem schwäbischen Landsmann uns niederzulassen, einem Weinwirth am Dultplatz, Namens Murschel, der außer seinem recht trinkbaren Schillerwein uns durch das offene Feuer in der Trinkstube imponirte, über dem er auf einem Rost vor unseren Augen die saftig zischenden Fleischstücke briet. Hier verbrachte das Krokodil vier sehr nahrhafte, vergnügliche Winter, deren erster dadurch denkwürdig war, daß Geibel's 60ste Auflage durch ein Souper gefeiert wurde, zu welchem ein anderer Frischbelorbeerter

Andreas May, der eben im Volkstheater einen Preis davongetragen, den Champagner lieferte. Der letzte Winter bei dem schwäbischen Küchenmeister (1869) wurde durch eine solenne Strohlotterie verherrlicht. Jeder war verpflichtet, seiner mit Stroh umwickelten anonymen Liebesgabe ein Gedicht hinzuzufügen, und ich hatte mir den Spaß gemacht, einer Flasche Punschextract ein Blatt beizugeben, auf welchem ich die sämmtlichen Mitglieder in etwas stachligen Versen aufmarschiren ließ, doch nur wie Harlekin im Fasching mit der Pritsche schlägt. Zum Schluß kam ich selbst an die Reihe, indem ich alles Unfreundliche anführte, was die Münchener Uebelwollenden gegen mich vorzubringen pflegten. Es sah so aus, als habe sich einer unserer Unfreunde die Tarnkappe zu Nutz gemacht, um unsere Festfreude zu stören, oder gar einer der Unseren sich vielleicht für eine etwas scharfe Kritik an mir rächen wollen. Die betreffenden Strophen lauten:

Doch es fehlt im schönen Kreise mir noch ein geliebtes Haupt.
Dein gedenk' ich, o Paul Heyse. Hast du wirklich schon gelaubt,
Heute frei hier auszugehen, wo der Spötter Pfeile schießt?
Nein, dich hab' ich ausersehen als das Hauptstück — last not least.

Denn es waschen dir, der Heimath echtem Sprößling, bis ans Grab
Weder Bock noch Isarwasser jemals den Berliner ab.
Deine Muse, ob sie stets auch für des Südens Töchter brennt,
Gleicht aufs Haar der Holden, die man eine „kühle Blonde" nennt.

Nie wirst du vergessen machen, trotz dem echt blau-weißen Ehstand,
Daß dem Sande du entsprossen, der umufert deinen Spreestrand,
Und so wird, was du beginnen magst, zu ernten Lob und Ruhm,
Alles doch im Sand verrinnen als ein Stück Berlinerthum.

Aber nicht zu Gram und Trauer stimme dich dies herbe Wort:
Auf dem Felde der Kalauer lebt dein Name ewig fort.
Werde endlich klug, Verehrter, und ergreife nur dein Glück:
Zieh als Kladderadatschgelehrter in die Heimath dich zurück.

Laß dein episches Geflöte, laß die tragische Poesie!
Der berufne „junge Goethe" wird ein alter Goethe nie.
Höchstens als Novellendichter kann man dich noch gelten lassen,
Doch im Kreis der wahren Lichter muß dein künstlich Gas erblassen.

Diesen Spruch in aller Freundschaft bitt' ich mir nicht nachzutragen. „Darum, Jutster, keene Feindschaft!" pflegt man in Berlin zu sagen. Wer so gerne spaßt, muß billig Spaß verstehn. Und nun zum Schluß Allen mich empfehlen will ich.

Dixi. Der Anonymus.

Hierüber entstand erst eine dumpfe Bestürzung, dann ein brausender Unwille, da die guten Gesellen ihren Vorsitzenden nicht ungestraft verspotten lassen wollten, bis Robert von Hornstein[1]), den ich allein eingeweiht hatte, lachend mit der Wahrheit herausplatzte und die verlegene Spannung sich in eine allgemeine Heiterkeit auflöst'te.

Der Einzige, dem ein hämischer Streich dieser Art zuzutrauen gewesen wäre, war schon seit Jahren aus unserm Kreise geschieden. Ich muß hier den Namen Heinrich Leutholds nennen, weil nach dem beklagenswerthen Ausgang des Unglücklichen mehrfach die Meinung laut geworden ist, die geringe Förderung und Anerkennung seines Talents, die er in München gefunden, habe seinen Geist zerrüttet. Er sei eben eines der verkannten Genies gewesen, die der Widerstand der stumpfen Welt in Wahnsinn und Tod getrieben. Diese Legende zu zerstören, liegt mir zur Steuer der Wahrheit und Gerechtigkeit am Herzen. Denn weder „verkannt" noch ein „Genie" war der merkwürdige Mensch, der aus der Schweiz zu uns herüberkam und Jeden von uns, dem er begegnete, schon durch seine äußere Erscheinung, mehr noch durch sein geistreiches Wesen interessiren mußte.

Eine hohe, kraftvolle Figur, auf der ein bleicher Kopf mit scharfen, regelmäßigen Zügen saß, das Haar kurz geschoren, um den stets etwas bitter gerümpften Mund ein graublonder Schnurrbart, an dem kräftigen Kinn ein Knebelbärtchen. Er sprach mit einer rauhen Stimme und stark schweizerischen Kehllauten, stoßweise, seine Worte mit großzügigen Geberden begleitend.

[1]) Der uns Allen befreundete Lieder-Componist. Außer ihm genossen noch zwei andere Nicht-Dichter ein Gastrecht im heiligen Teich: der Maler Theodor Pixis und der Bildhauer des Fischbrunnens, Konrad Knoll.

Wer ihn ins Krokodil einführte, weiß ich nicht. Doch machte er sofort Aufsehen durch einige seiner Gedichte von jener hohen Formvollendung, die ihn als einen leidenschaftlichen Platenverehrer ankündigte. Nicht minder erregte er unsere Aufmerksamkeit durch die schneidende Kritik, die pessimistische Grundstimmung seines Geistes, so daß wir der Meinung waren, eine höchst werthvolle Acquisition an ihm gemacht zu haben.

Die Jüngeren wurden seine treuen Anhänger, Geibel verband sich mit ihm zur Herausgabe von Uebersetzungen französischer Lyrik, ich zog ihn in mein Haus, wo er besonders zu Wilbrandt bewundernd aufsah, und so ging man längere Zeit in einem losen freundschaftlichen Verkehr mit ihm um, der sich nicht fester und wärmer gestalten konnte, da eine unbezwingliche innere Unzufriedenheit ihm und uns zuweilen die besten Stunden verdarb.

Er machte mit cynischer Naivetät kein Hehl daraus, daß er vom Neidteufel besessen war. „Wenn ich etwas Schönes lese, so ärgere ich mich; wenn ich aber etwas recht Schofles in die Hände bekomme, freue ich mich!" — bekannte er ohne jedes Bedenken. Denn da er im Grunde für seine Poesie keinen tieferen seelischen Gehalt in sich hatte, nichts wahrhaft Eigenes und Bedeutendes auszusprechen sich gedrungen fühlte, sondern bei seinem Dichten nur einen virtuosen Formtrieb bethätigte, wurde ihm nie so herzlich wohl in seinem Innern, daß er auch Anderen ihre stille Befriedigung gegönnt hätte. Mehr als einmal geschah es, daß er bei einer munteren Bowle, die eine behagliche Stimmung erzeugte, irgend Einen, dessen Augen besonders vergnüglich glänzten, zur Zielscheibe der empfindlichsten Bosheiten ersah, nur damit noch einem Anderen so innerlich unwohl werden sollte wie ihm selbst.

Diese kleinen gelegentlichen Schadenfreuden ließen wir ihm hingehen, obwohl wir ihm nicht zugestehen konnten, daß er Ursache habe, mit seinem Schicksal zu grollen, wenn wir auch manche seiner grimmigen Launen dem Druck der Armuth, der auf ihm lag, zu gute hielten. Doch daß er noch keinen

Weltruhm erlangt, durfte er Gott und Welt nicht zum Vorwurf machen. Sein unfertiges Epos „Penthesilea" in wunderlich galoppirenden, prunkvollen Anapästen ohne eigentliche Gestaltungskraft, seine Platen nachempfundenen melancholischen Verse und die wenigen trefflichen Uebersetzungen Béranger's, Brizeux' und Lamartine's wurden ihm noch über Verdienst gedankt, und das warme Interesse so vieler guter junger Freunde war doch wahrlich auch kein geringer Lebensgewinn.

Gleichwohl trieb ihn sein Dämon, auf Einen aus unserm Kreise ganz aus hellem Himmel einen giftigen Pfeil abzuschießen. In einem der Münchener Winkelblättchen erschien ein Spottgedicht gegen Julius Grosse, als dessen Verfasser man allgemein Leuthold bezeichnete. Als ich ihm beim nächsten Krokodil das Blatt vorhielt, überflog seine fahle Wange eine dunkle Röthe; er sprach kein Wort, stand auf und verließ uns, um nie wieder den Fuß über unsere Schwelle zu setzen.

Der Witz jener Strophen war so gering, der Anlaß dazu so unerfindlich gewesen — nur der Wahnsinn, der ihn schon damals umlauerte, konnte erklären, wie der Unbegreifliche sich zu diesem schnöden Verrath an alter, guter Freundschaft hatte fortreißen lassen. Er war im Jahre 1864 nach Stuttgart gegangen, wo er in der Redaction einer Zeitung sein seltsames Wesen forttrieb, wovon manches Wunderliche verlautete, dann auf kürzere Zeit zu uns zurückgekehrt, wo er sich aber durch allerlei Brutalitäten, deren jener Angriff auf Grosse der letzte war, unmöglich machte, bis er in seine Heimath zurückkehrte, um dort ein Ende zu finden, dessen Tragik Alles, was er früher gesündigt haben mochte, in milderem Licht erscheinen ließ, als Symptome der geistigen Erkrankung, die seine reich angelegte Natur unterwühlen, und ihn früh in die Nacht hinunterreißen sollte.

Ein desto erfreulicherer Gast war Joseph Victor Scheffel, der im Winter 1857 sich bei uns einfand.

Von meinem früheren Begegnen mit ihm in Rom und Sorrent habe ich in der Italienischen Reise berichtet. Nun, da

er vier Jahre später in mein Münchener Haus trat, wurde er mit offenen Armen aufgenommen. Auch die Krokodile waren hocherfreut, den damals schon gefeierten jungen Poeten in ihrer Mitte zu sehen, wo er sich freilich nach seiner Art etwas steif und wortkarg verhielt, selten zu bewegen war, etwas vorzulesen, und hinter halb geschlossenen Lidern vor sich hin zu träumen schien, bis der Humor in ihm aufwachte und ein im trockensten Ton hingeworfenes Scherzwort Zeugniß von seiner frischen Geistesgegenwart gab.

Dieser Münchener Aufenthalt sollte leider ein jähes, trauervolles Ende finden. Im Februar wurde seine schöne, liebenswürdige Schwester, die ihm nachgereis't war, vom Typhus hingerafft. Er hat seitdem den Boden Münchens nie wieder betreten, und ich selbst sollte ihn nur ein einziges Mal, in seinem väterlichen Hause zu Karlsruhe, wiedersehen. Unser Freundschaftsverhältniß aber blieb bis an seinen Tod in alter Herzlichkeit bestehen, wofür noch zuletzt die Beiträge zeugten, die er mir zu dem „Neuen Münchener Dichterbuch" sandte, und ein warmherziger, kalligraphisch ausgestatteter dichterischer Gruß zu meinem fünfzigsten Geburtstage.

Julius Grosse in seinen „Lebenserinnerungen" („Ursachen und Wirkungen". Braunschweig, George Westermann. 1896) hat die Lebensgeschichte des Krokodils, sein Wachsen, Blühen und endliches Absterben ausführlicher behandelt. Auch solche Gesellschaften unterliegen ja wie alles Lebendige dem Gesetz des Werdens und Wandelns und können von Glück sagen, wenn sie sich nicht selbst überleben, sondern sich auflösen, sobald sie fühlen, daß der innere Trieb, dem sie entsprungen waren, erstorben ist. Als die Bedeutenderen unter uns herangereift waren und ihren Weg gefunden hatten, empfanden sie nicht mehr das Bedürfniß gegenseitiger Kritik. Die freundschaftliche Gesinnung blieb bestehen, aber Jeder wußte auch ohne ausdrückliche Bestätigung, was er dem Anderen werth war, und an ein Schutz- und Trutzbündniß in literarischen Blättern war von Anfang an nicht gedacht worden. Der einzige unter den Münchener Idealisten, der

journalistisch thätig war, Julius Grosse[1]), ließ sich so wenig zu irgend welchen kameradschaftlichen Liebesdiensten herbei, daß er meinem Ludwig dem Bayern sogar unfreundlicher, als mir nöthig schien, mitspielte. Ich selbst hatte mich nur ein Jahr lang (1858) als Redacteur versucht, da ich das bisher von Berlin ausgegangene Literaturblatt zum Deutschen Kunstblatt zu leiten übernahm. Ich ging mit hohen Absichten und Hoffnungen daran. Aller kritische Kleinkram sollte ausgeschlossen bleiben, kein Werk besprochen werden, dem nicht vorwiegend Gutes nachzusagen sei, und wo wir tadeln mußten, eine eindringliche Begründung des Urtheils nicht fehlen. Ich hatte die Freude, Friedr. Vischer zum Mitarbeiter zu gewinnen, anderer trefflicher Gelehrter zu geschweigen. Aber ich wußte noch nicht, daß man einen weiteren Leserkreis nicht heranzieht und festhält, wenn man ihm langathmige kritische Erörterungen zu lesen zumuthet. Das gewöhnliche Publikum will feuilletonistisch unterhalten sein und zieht witzige Bosheit einem wohlabgewogenen ästhetischen Urtheil vor. So erlahmte die Theilnahme, auch des Verlegers, und am Ende des Jahrs wurde mit einem Deficit das Blatt zu Grabe getragen. Daß ich für keinen der Krokodile in seinen Spalten eine Lanze eingelegt, wurde mir nicht besonders zum Verdienst gerechnet. Dagegen zog ich mir durch einen Artikel in der letzten Nummer über die „Poetik" eines sehr einflußreichen Leipziger Schriftstellers, der allerdings schonungslos die Schwächen des Buchs aufdeckte, den lang nachwirkenden Haß des Verfassers zu, während Wilbrandt, der den bösen Pfeil abgeschossen hatte, durch die Anonymität aller Mitarbeiter gedeckt, sich der fortdauernden Hochschätzung des Erzürnten zu erfreuen hatte.

Unser ästhetisches Credo hatten wir in den zwei Münchener Dichterbüchern, 1862 von Geibel, 1882 von mir herausgegeben,

---

[1]) Er redigirte seit 1855 das Feuilleton der Neuen Münchener Zeitung, dann das Morgenblatt der Bayerischen Zeitung bis Ende 66, 1869 mit Grandaur zusammen die Münchener Propyläen.

durch die Auswahl der darin veröffentlichten Dichtungen offenbart. Freilich, eine „Richtung" zu vertreten oder gar eine Kampfstellung einzunehmen, war uns nie eingefallen. Auch hatten wir den Idealismus, zu dem wir uns freudig bekannten, niemals so verstanden, als ob seine Aufgabe eine Entwirklichung der Natur und des Lebens zu Gunsten eines conventionellen Schönheitsideals sein könne. Goethe hatte schon gesagt, was auch uns als das Entscheidende einleuchtete: „Die höchste Aufgabe einer jeden Kunst ist, durch den Schein die Täuschung einer höheren Wirklichkeit zu geben. Ein falsches Bestreben aber ist, den Schein so lange zu verwirklichen, bis endlich nur ein gemeines Wirkliche übrig bleibt." Und so konnten wir einen Gegensatz von Realismus und Idealismus nicht anerkennen, da wir uns eines hinlänglichen Wirklichkeitssinnes bewußt waren und den Werth einer dichterischen Production zunächst nach der Fülle und Wahrheit des realen Lebensgehaltes maßen, der sich darin offenbarte. Wo wir den vermißten, konnte uns kein Reiz und Adel der äußeren Form für die mangelnde tiefere Wirkung entschädigen. Doch begriffen wir auch nicht, daß irgend eine Form, wie sie von großen Vorgängern überliefert war, dem Geist ein Hinderniß sein könne, seine Lebenskraft zu erweisen. Daß Formen und Gesetze auch in der Kunst dem Wandel unterworfen sind, wie hätten wir das leugnen können! Aber die absolute Formlosigkeit, die einige Jahrzehnte später der Naturalismus predigte, der schrankenlose Individualismus, der in der Poesie wie in den Sitten der Gesellschaft einzureißen anfing, erschien uns nur als ein Krankheitssymptom, das schon zu anderen Zeiten aufgetaucht und von der unverwüstlichen Regenerationskraft unseres Volkes überwunden worden war. Daß diesen anarchistischen Tendenzen unter Anderem auch der Vers im Drama zum Opfer fallen sollte, weil „wirkliche Menschen" nicht in Versen sprächen, konnten wir nur belächeln, da uns Hamlet, Lear und Shylock denn doch sehr reale Personen dünkten und im „Zerbrochenen Krug" selbst moderne Lustspielfiguren ihr Lebensrecht behaupteten, obwohl ihnen ihr Verfasser durch den Vers eine „höhere Wirklichkeit" verliehen hatte.

Darin aber zeigten wir uns nicht nur als Idealisten, sondern als „Ideologen" im Sinne Napoleon's, daß es uns völlig an Geschick und Neigung fehlte, in die Zeit hineinzuhorchen und uns zu fragen, welchen ihrer mannichfachen Bedürfnisse, socialen Nöthe, geistigen Beklemmungen wir mit unserer Poesie abhelfen könnten. Da auch wir mitten in der Zeit lebten, konnten wir uns denselben Influenzen, die den Zeitgenossen zu schaffen machten, nicht entziehen, und auch unsere künstlerische Arbeit trug gelegentlich die Spuren ihres Einflusses. Doch war es dann keine bewußte Speculation, als sociale Nothhelfer uns Dank zu verdienen, sondern das eigenste Bedürfniß, uns mit schwebenden Problemen abzufinden, und vor Allem blieben wir der alten Maxime treu, daß die Kunst auch das Zeitliche im Licht des Ewigen (sub specie aeternitatis) darzustellen habe.

Und so erschien uns für unser Interesse keine Zeitschranke zu bestehen, da das Menschenwesen seit Anbeginn einer höheren Cultur in seinen Grundtrieben sich gleich geblieben ist. Im Gegensatz gegen die Forderung einer sogenannten Actualität betonten wir den Anspruch alles „allgemein Menschlichen", dichterisch gestaltet zu werden, vorausgesetzt, daß es ein „ungemein Menschliches" sei. Es komme nur darauf an, das zeitlich Entlegene uns durch höchste Lebendigkeit und naive Naturgewalt so nahe zu rücken, daß wir es trotz der veränderten Lebensformen als etwas Blutsverwandtes empfänden.

Dieser an sich gewiß richtigen Ueberzeugung entsproß der verhängnißvolle Irrthum, den auch Fr. Vischer begünstigte: die höchste Form der Dichtung sei das historische Drama, um so weit allen sittlichen Conflicten einzelner Menschen an Bedeutung und Interesse überlegen, als Völkerschicksale die tragischen Nöthe des Individuums an Macht und Würde überragten. Ich gehe hier nicht weiter darauf ein, zu erklären, warum der Idealismus hier scheitern mußte, wie denn selbst die Historien Shakespeare's trotz aller Wiederbelebungsversuche ihrer glorreichen Familiengruft nur hin und wieder als Gespenster entsteigen, um eine kurze Weile auf einer unserer anspruchsvolleren Bühnen herum-

zuspuken und, wenn der ehrgeizige Director sich damit als classisch gebildeter Mann ausgewiesen hat, wieder zu den Schatten hinabzusteigen. Nur eines melancholischen Rückblicks auf meine eigenen Otto III., Ludolf, Ludwig den Bayer kann ich mich nicht enthalten, der großen Namen zu geschweigen, die Freund Geibel in seinem Buchdeckel als zu bearbeitende Bühnenhelden so liebevoll und eifersüchtig aufgezeichnet hatte.

Immerhin, als er im Herbst 1868 für immer aus München schied, durfte er sich sagen, daß sein Wirken dort im Sinne seines königlichen Gönners nicht fruchtlos gewesen sei und eine Spur hinterlassen habe, die eine Weile nachleuchten würde.

Die Symposien.

Am 4ten December des Jahres 1854 fand nun auch das erste Symposion statt, an dem ich Theil nahm.

Man wurde regelmäßig erst am Morgen oder Mittag zu diesen Abenden eingeladen und hatte in Frack und schwarzer Cravatte zu erscheinen. Oben in dem Vorzimmer der sogenannten grünen Galerie nahmen einem die Lakaien den Mantel ab, man trat in den Billardsaal, der nur schwach erleuchtet war, dann empfing uns in dem nächsten, hohen, weiten Gemach der dienstthuende Adjutant oder der Hofmarschall Baron von Zoller, ein liebenswürdiger Herr von der schlichtesten Höflichkeit, der uns Allen sehr werth wurde. In meinem sonst lakonischen Tagebuch finde ich über dies erste Symposion ausführlich berichtet. Neben Baron von Zoller machten von der Tann als Generaladjutant und Baron Leonrod die Honneurs; bei den ferneren Abenden erschienen abwechselnd auch die Adjutanten Graf Pappenheim, Baron Strunz, General von Spruner und Graf Ricciardelli, Letzterer ein mir besonders sympathischer Italiener, großer Jäger vor dem Herrn, dessen braunes Gesicht und schwarze Augen unter dem grauen Haarschopf auf den ersten Blick seine südliche Herkunft verriethen. Er kam mir sogleich aufs Wohlwollendste entgegen. Aber auch die anderen

Herren aus der nächsten Umgebung des Königs befliſſen ſich der größten gentilezza uns Nicht-Bayern gegenüber, und wir lernten in ihnen Männer kennen, deren Bildung, Talente und geiſtige Intereſſen es begreiflich machten, daß der König gerade ſie zu ſeinen Adjutanten gewählt hatte.

An dieſem erſten Abende waren außer den Erwähnten nur noch Graf Rechberg, Dönniges, Liebig und wir drei Poeten geladen. Als wir Alle verſammelt waren, erſchien der König und begrüßte jeden Einzelnen mit ſeiner gewinnenden Freundlichkeit. Er fragte mich, was ich eben arbeitete, ich erzählte von dem Trauerſpiel „Die Pfälzer in Irland", das ich nach V. A. Huber's „Skizzen aus Irland" ſchon in Berlin entworfen hatte und ſoeben zu einem richtigen Theaterſtück auszuarbeiten im Begriff war. Darauf ſetzte man ſich an den langen ovalen Tiſch, über den eine einfache grüne Decke gebreitet war, Bier in kleinen Gläſern und Sandwiches wurden herumgereicht, und der König, der kein Raucher war und faſt immer an Kopfſchmerzen litt, zündete eine von den Cigarren an, die mitten auf dem Tiſche ſtanden, und that ein paar Züge daraus, nur um ſeine Gäſte einzuladen, ſeinem Beiſpiel zu folgen.

Damals war gerade der „Fechter von Ravenna" das Tagesgeſpräch[1]), und Bodenſtedt, dem es an jedem kritiſchen Organ

---

[1]) Ich kann der Verſuchung nicht widerſtehen, hier einer luſtigen Myſtification zu gedenken, mit der wir uns an dem Streit über die Urheberſchaft jenes Trauerſpiels betheiligten. Für jeden Urtheilsfähigen ſtand es feſt, daß Halm das volle Autorrecht zukam, ſelbſt wenn es wahr ſein ſollte, wie ſein Rival behauptete, daß er durch ein am Wiener Burgtheater eingereichtes handſchriftliches Drama auf den Stoff aufmerkſam gemacht worden wäre. Das Bacherl'ſche Stück war ein lächerliches Dilettanten-Exercitium und von der kindiſchen, durchaus unzulänglichen Behandlung abgeſehen auch im Aufbau etwas ganz Anderes, als das Werk des Theaterkundigſten aller damals lebenden Wiener Dichter. Aber es fehlte nicht an menſchenfreundlichen Seelen, die ſich verpflichtet fühlten, ſich des kleinen bayeriſchen Schulmeiſters gegen den großen berühmten öſterreichiſchen Baron anzunehmen, und beſonders Otto von Schorn, ein Neffe des Malers, der in München damals Kunſt-

gebrach, fing auch hier an, davon zu reden, ich weiß nicht mehr, in welchem Sinne. Nur das finde ich aufgezeichnet, daß Geibel ihm heftig widersprach — ein Vorfall, der sich bei Geibel's Geringschätzung Bodenstedt's und dessen Neigung, sich hervorzuthun, nur allzu oft wiederholen sollte. Liebig erwähnte dann Geibel's Komödie „Meister Andrea", die der König kennen zu lernen wünschte, und deren Vorlesung für den nächsten Abend bestimmt wurde. Von mir war soeben der „Meleager" erschienen, dessen Expositionsscene und Schluß ich nun vorlesen mußte, nachdem ich den Mythus erzählt hatte. Ein ästhetisches Gespräch schloß sich an, das wieder durch Bodenstedt's redselige Gemeinplätze unerquicklich wurde und zuletzt sich nach dem Kaukasus verlor.

---

studien oblag, hatte sich mit sittlicher Entrüstung zum Vertheidiger des Unterdrückten aufgeworfen.

Wir hatten gerade wieder an einer dieser Streitschriften uns ergötzt, als einem von uns — Geibel, Carriere, Grosse und einige Andere saßen bei einem Glase Bock in der Maizeit beisammen — der Einfall kam, den hitzig Zankenden eine Falle zu stellen, indem wir eine Ballade fabricirten, die den „Fechterstoff" in nuce enthielte und somit Anwartschaft darauf hätte, den Streit zu entscheiden, da sie für die beiden Dramatikern gemeinsame Quelle gelten könnte. Der Vorschlag fand allgemeinen Anklang, und die Anfertigung des falschen Actenstücks wurde mir übertragen. Am folgenden Tage las ich mein Opus den Mitverschworenen vor, die es durchaus zweckentsprechend fanden. Das Gedicht war im Stil der Zeit Seume's und Pfeffels gehalten, von biedermeierischem Pathos durchweht, wofür hier nur die erste Strophe zeugen mag:

Im edlen Auge Wonnethränen,
Den Blick gerichtet himmelan
Schmiegt sich nach langem, bitterm Sehnen
Die Mutter an den Jüngling an.
Hell schauen Roma's goldne Zinnen
Auf der Vereinten Glück herab,
Und die Erinnys schleicht von hinnen
Und senket ihren Schlangenstab.

Durch einen Freund in Kaiserslautern, der sich Joh. Jacob Oppermann unterzeichnete, wurde das Gedicht mit dem Autornamen Lothar an die Redaction des Frankfurter Conversationsblatts gesendet, als von einem seiner alten Leser, der vor langen Jahren die Ballade in einer Nummer

Um Zehn brach der König auf, nachdem er mir noch freundliche Worte gesagt hatte; wir aber blieben noch bei einem einfachen Souper eine Stunde lang beisammen.

Die nächsten Symposien folgten einander in kurzen Zwischenräumen weniger Tage. Der König schien großes Gefallen daran zu finden und brachte immer neue Fragen aufs Tapet, über die er zunächst den gerade Sachverständigsten unter uns zu hören wünschte. Doch verliefen die späteren Abende nicht ganz wie die ersten. Mehr und mehr wurde es Brauch, daß in der ersten Stunde ein wissenschaftliches Thema aus den verschiedensten Gebieten durchgesprochen wurde, ein naturwissenschaftliches, wie über Parthenogenesis (Siebold), Ebbe und Flut, Elektricität oder die Entstehung des Sonnensystems (von Jolly, zuweilen mit Experimenten illustrirt), Chemie (Liebig), Mineralogie (Kobell), ästhetische und literarhistorische, dann vorwiegend sociale und völkerpsychologische Probleme. Hierauf erhob sich der König und ging in das Billardzimmer voran, wo eine Partie Boule gespielt wurde, während deren er Einen oder den Andern in eine Fensternische zog und mit ihm besprach, was im Augenblick ihn beschäftigte, etwa über schwebende Besetzungsfragen von Lehrstühlen

---

der Dresdener Abendzeitung gefunden und sich abgeschrieben habe. Vielleicht werde dadurch der entbrannte Streit um das eigentliche Urheberrecht entschieden, da sowohl Halm wie Bacherl sehr wohl diese Urform des Stoffes gekannt haben könnten.

Der Scherz glückte über Erwarten. Noch erinnere ich mich lebhaft, mit welcher Entdeckerfreude Ernst Förster bei den Zwanglosen eintrat und die große Neuigkeit verkündete. Niemand bezweifelte die Echtheit des Fundes. Otto von Schorn allein scheint Unrath gewittert zu haben. Wenigstens reis'te er sofort nach Dresden und unterzog sich der Mühe, sämmtliche ältere Jahrgänge der Abendzeitung nach der famosen Ballade durchzugehen. Als dann doch endlich das Geheimniß unseres Schwanks an den Tag kam, hatten wir die Lacher auf unserer Seite. Nur an mir sein Müthchen zu kühlen konnte Einer der Getäuschten sich nicht versagen. In einer der nächsten Nummern derselben Zeitung, die mein Falsificat gebracht hatte, erschien ein sehr schwächliches Gedicht „Die deutsche Lerche" betitelt, mit meinem Namen unterzeichnet. Niemand aber nahm Notiz davon.

an Universität und Polytechnicum Liebig's Meinung zu hören wünschte oder über das Ausschreiben eines Wettbewerbs um das beste Drama mit Geibel sich berieth. War dies beendet, so verfügte man sich wieder an den langen Tisch, und nun hatten die Dichter das Wort, die sorgen mußten, daß immer etwas zum Vorlesen bereit war.

So verklang der Abend nach manchen oft stürmischen Debatten tönereich und harmonisch, und man blieb, wenn die Majestät sich zurückgezogen hatte, in heiterer Stimmung beisammen. Einmal war Liebig, der eine feine Weinzunge hatte, darauf gekommen, daß man uns Elsaß zu trinken gab; und Baron Zoller erklärte, es sei noch ein großer Vorrath dieses berühmten Jahrgangs im Keller, der allen Anderen zu herb erschien und von jetzt an nur den Symposiasten gewidmet sein sollte.

Was diesen Abenden aber einen besonderen Reiz und Werth verlieh, war die unbedingte Redefreiheit, die zuweilen sogar in sehr unhöfischem Maße an die Grenze des Zanks sich verirrte. Hatte man in der Hitze des Gefechts dann vergessen, daß die Gegenwart des Königs doch einige Rücksicht erheischte, und hielt plötzlich inne mit einer Entschuldigung, daß man sich zu weit habe fortreißen lassen, so bemerkte der König mit freundlichem Lächeln: „Ich bitte, sich ja keinen Zwang anzuthun. Ich habe nichts lieber, als wenn die Geister aufeinanderplatzen."

Von dem leidenschaftlichen Wahrheitstrieb des edlen Fürsten, dessen ich schon oben erwähnte, kann ich kein schlagenderes Beispiel anführen als jenes Symposion vom 21sten April 1855, zu welchem alle bedeutenderen Architekten Münchens geladen waren, um sich über den Lieblingsgedanken des Königs, ob ein neuer Baustil zu schaffen sei, freimüthig zu äußern. Der Gedanke entsprach dem Wunsch, nicht ferner, wie König Ludwig gethan, Bauwerke der verschiedensten Zeiten und Stile zu copiren und sich eigener Erfindung zu enthalten, sondern es wo möglich mit völlig neuen Formen zu versuchen. Daß kein Fürst der Welt eigenmächtig in die Entwicklung dieser so eminent volksthümlichen, aus nothwendigen Culturbedingungen hervorsprießenden

Kunst eingreifen könne, war dem Könige nicht aufgegangen. Er hoffte, durch seinen guten Willen und eine reiche Belohnung einem schöpferischen Genius auf einen neuen Weg verhelfen zu können.

Nun gereichte es ebenso wohl ihm selbst wie den Männern, die er befragte, zur Ehre, daß nicht ein einziger darunter war, der dem königlichen Wahn zu schmeicheln suchte, vielmehr Einer nach dem Andern die Unmöglichkeit eines aus dem Boden gestampften neuen Baustils nachwies. Der König hörte Jeden mit gespannter Aufmerksamkeit an, ohne eine Aeußerung der Ungeduld oder des Unmuths, und dankte schließlich dem ganzen Kreise für die Offenheit, mit der man sich ausgesprochen.

In der Sache freilich wurde dadurch nichts geändert. Der Bau der Maximilianstraße und des Maximilianeums wurde fortgesetzt. Denn allerdings war König Max kein Mann der That, sondern beschaulicher Betrachtung, und manchmal kam die theoretische Erkenntniß zu spät, wenn ein praktischer Schritt nicht mehr zurückgethan werden konnte.

Wie ernst er es aber damit nahm, durch diese Symposien die Lücken seiner Jugendbildung auszufüllen, bewies er auch dadurch, daß er die Gespräche protokolliren ließ, um sie am nächsten Tage noch einmal durchzugehen, nicht anders, als wie ein fleißiger Student sein nachgeschriebenes Heft studiert.

Das Geschäft des Protokollirens war Franz Löher übertragen, der im October 1855 als königl. Privatbibliothekar angestellt worden war, mit dem weiteren Auftrag, über alle neueren literarischen Erscheinungen von Bedeutung dem Könige zu referiren.

Ein anziehend geschriebenes Buch über Amerika, vielleicht auch das talentvolle epische Gedicht „General Spork", hatte Dönniges auf den westphälischen Gelehrten aufmerksam gemacht, der überdies, obwohl gleichfalls ein „Fremder", als Katholik weniger Anfeindung zu befürchten hatte als wir Anderen.

Er wußte auch diesen Vorzug aufs Geschickteste sich zu Nutze zu machen und mit großer Schmiegsamkeit sich Personen

und Verhältnissen anzupassen. Vor Allem unterwarf er sich blindlings den Neigungen und Meinungen des Königs, indem er selbst bei seinen Literaturberichten Alles herabsetzte, was gewissen Ideen Sr. Majestät widersprach, dagegen z. B. alle Bücher und Brochüren, die der großdeutschen und Triaspolitik das Wort redeten, rühmend hervorhob. (Ich hatte später in Berchtesgaden, da mir der König Löher's Referate zur Durchsicht geben ließ, Gelegenheit, mich von seinen Höflingskünsten zu überzeugen.) Wie klug der talentvolle Mann seine Schritte zu lenken wußte, hat der Erfolg gezeigt, da er nach dem Tode des Königs zum Archivdirector ernannt wurde, eine Stelle, die sonst nur einem geborenen Bayern anvertraut zu werden pflegte. Welche Rolle er dann noch bei dem unglücklichen König Ludwig II. zu spielen sich nicht scheute, mag hier nicht weiter ausgeführt werden.

Aber seine feuilletonistische Gewandtheit und die Unbedenklichkeit, mit der er jeden Auftrag des Königs — der, wie alle Fürsten, von der Zeit, die zu gründlicher Arbeit nöthig ist, keine Vorstellung hatte, — schlecht und recht erledigte, machten ihn bald unentbehrlich. Er war auch vorsichtig genug, an den Gesprächen der Symposien sich wenig zu betheiligen, außer wenn sie sein Specialfach, die Geschichte und Cultur Amerika's, berührten. Im April 1856 erhielt er Urlaub zu seiner Hochzeitsreise, und die Führung des Protokolls ging auf mich über.

Es war kein ganz leichtes Amt, obwohl ich mit meiner raschen Hand nicht nur, wie mein Vorgänger, einzelne Stichworte notirte, die am anderen Tage zu einem zusammenhängenden Dialog verarbeitet werden mußten, sondern sofort in der Hauptsache den ganzen Vortrag und die Discussion darüber nachschrieb und anderen Morgens fast nur noch eine Reinschrift zu besorgen hatte. In der ersten Hälfte dieses Jahres aber war das Interesse des Königs so sehr von verschiedenen Fragen in Anspruch genommen, daß vom 7ten Januar bis zum 20sten Juni nicht weniger als dreiundvierzig Symposien stattfanden. Die Themata waren mannichfaltig; hauptsächlich kamen die politischen Zeitströmungen, die Volksstimmungen in Spanien, Italien, England

und Amerika, die kirchlichen Zustände in Frankreich und Amerika zur Sprache, dazwischen eine Uebersicht über die moderne Geschichtschreibung, dann wieder Chemie und Physiologie. Als es tiefer in den Sommer hineinging, wurden die Symposiasten nach Nymphenburg geladen, in die reizenden Rococosäle der Amalienburg und Badenburg, wo man, wenn man nicht gerade das Protokoll zu führen hatte, die Augen zu der offenen Flügelthür hinaus über den kleinen See schweifen lassen und sich an der glänzenden Sternennacht erquicken konnte.

So sehr war der König von der Wichtigkeit dieser Abendunterhaltungen durchdrungen, daß er, so gütig er sonst sich mir bewies, meine Bitte, einige Tage vor dem Schluß der damaligen Symposien entlassen zu werden, nicht gewährte. Am 26sten November des vorigen Jahrs hatte ich meinen theuern Vater verloren. Im Sommer darauf sollte eine Familienzusammenkunft in Freienwalde stattfinden, zu der ich ungeduldig erwartet wurde. Ich erhielt aber nicht eher Urlaub, als bis ich die Reinschrift des letzten Protokolls in der Cabinetskanzlei abgeliefert hatte.

In ähnlich raschem Tempo wurden die Symposien nie wieder abgehalten. Doch dauerten sie, gewöhnlich einmal wöchentlich, bis an den Tod des Königs fort, nur während des italienischen Krieges von 1859 einen Monat lang unterbrochen, da der Bürgermeister dem König vorgestellt hatte, dieser fortgesetzte Verkehr mit den Fremden und Protestanten mache ihn unpopulär. Der sonst so muthige Fürst, der aber „Frieden haben wollte mit seinem Volk", gehorchte einer Anwandlung von Schwäche, da er die Gefahren der Weltlage überschätzte, und ließ auch andere Pläne und Bewilligungen an Gelehrte und Schriftsteller fallen, um sie dann nach dem Friedensschluß doch wieder aufzunehmen.

Er hatte auch sonst sich bemüht, die Bevorzugung der Berufenen sich von seinem Volke verzeihen zu lassen, indem er einheimische Gelehrte hin und wieder zu den Symposien hinzuzog: den alten Ringseis, Lasaulx, Döllinger, Pettenkofer, Dollmann, Lamont, Voigt, Seidl, Schafhäutl; von Künstlern gelegentlich Ziebland, Piloty, Kaulbach, Ph. Foltz und Andere. Zuweilen erschien

auch ein notabler durchreisender Gast, so an einem der Nymphenburger Abende der Großherzog von Mecklenburg, früher schon Fürst Pückler und Andersen; am 31sten März 1859 ein ganzer Kreis illustrer Gäste zu Ehren der Säcularfeier der Akademie, darunter Helmholtz, Wöhler, Lepsius, Rudolf Wagner, Ehrenberg, Eisenlohr, wo es mehrere Stunden lang hochgelehrt zuging, da Helmholtz über Klangfarbe, Wöhler über organische Elemente in Meteorsteinen, Lepsius über Pyramiden sprach. Gegen seine Gewohnheit blieb dann der König auch bei dem Souper, dem, statt unseres herben Elfers, der Champagner einen festlichen Character gab.

In ähnlicher Weise wurden bei Gelegenheit der Gründung der historischen Commission die Historiker gefeiert. Sybel hatte schon seit seiner Berufung regelmäßig an den Symposien theilgenommen. Nun erschienen am 6ten October 1860 auch die fremden Größen im königlichen Schloß, voran des Königs hochverehrter Lehrer Leopold von Ranke, mit ihm Waitz, Pertz, Lappenberg, Hegel, Wegele, und von den in München Ansässigen Cornelius und Föhringer. Außerdem waren Dönniges, Liebig, Dollmann, Löher und die Poeten geladen, und der Abend gestaltete sich zu einem heiteren Fest, bei dem zuletzt Ranke einen Trinkspruch ausbrachte. Zum Schluß rief er das echt bayerische Pfüet (Behüt') Gott! das er als „Führ' Gott!" verstanden hatte, der neuen Gründung des Königs zu und mußte sich von Dönniges seines Irrthums belehren lassen.

Noch eines Gastes will ich hier gedenken, ehe ich den Bericht über diese denkwürdige Tafelrunde beschließe.

Gegen Ende Februar des Jahres 1859 war Fontane nach München gekommen. Geibel hatte auch ihn für uns zu gewinnen gesucht, und auch Dönniges war lebhaft dafür gewesen. Ich hatte bei einem der Symposien (am 14ten März) von seinen Balladen und „Männern und Helden" vorgelesen und großen Beifall auch beim Könige damit geerntet. Er gewährte dann unserem Freunde am 19ten März eine Audienz und ließ ihn zu dem Symposion am 24sten März laden. Hier las Fontane

unter Anderem dem anwesenden von der Tann das Gedicht vor, das er in der Zeit, da dieser in Schleswig-Holstein sich die ersten Lorbeern geholt, auf ihn gedichtet hatte („Hurrah, Hurrah! von der Tann ist da"). Seine Poesie und seine Person erweckten die wärmste Sympathie von allen Seiten. Weßhalb es trotzdem zu einer Berufung nicht gekommen ist — die übrigens dem eingefleischten Märker auf die Länge schwerlich behagt haben würde —, vermag ich nicht zu sagen.

* * *

Neben den Symposien wurden Geibel und ich zuweilen zu den Theeabenden der Königin geladen, wo auch der König erschien, da er gern häufiger etwas Poetisches von uns vorlesen zu hören wünschte.

Es war immer nur ein kleiner Kreis: außer der Oberst-hofmeisterin Frau von Pillemand — einer ganz verwitterten, kleinen alten Dame, die Platen's erste und einzige Liebe gewesen sein sollte — die schöne Gräfin Charlotte Fugger und Fräulein von Redwitz, die zweite, ebenfalls sehr anmuthige Hofdame, gewöhnlich von der Tann mit seiner Gemahlin, der Hofmarschall Baron Zoller und eine sehr gescheidte unverheirathete Dame, Fräulein von Küster, Tochter eines früheren preußischen Gesandten in München, die der jungen Kronprinzessin nach ihrer Ankunft in München attachirt worden war, um die noch sehr kindliche Bildung der reizenden jungen Frau ein wenig zu vervollkommnen. (Sie hatte dabei gewisse sittliche Rücksichten zu nehmen, deren man sonst gegenüber jungen Frauen überhoben zu sein pflegt. So erzählte man, es sei ihr zur Pflicht gemacht worden, beim Vorlesen von Romanen und Novellen das Wort „Liebe" stets durch „Freundschaft" zu ersetzen.)

Trotz alles Bemühens aber war es nicht gelungen, der Königin Interesse an Literatur und Poesie einzuflößen. Ihr war nur wohl im leichtesten Geplauder und besonders in der freien Luft des Gebirges, das sie unermüdlich nach allen Richtungen

zu durchstreifen liebte. Auch am Theater fand sie keinen Geschmack und sah, wenn sie doch einmal mit dem Könige in ihrer Prosceniumsloge erschien, lieber ins Publikum als auf die Bühne.

Jene Theeabende, an denen gelesen wurde, erfreuten sich daher nicht ihrer Gunst; sie fügte sich eben nur dem Wunsch des Königs und pflegte während der Vorlesung in Photographie-Albums zu blättern. Zuweilen flüsterte sie dabei der neben ihr sitzenden Dame ein Wort zu, einmal so laut, daß Geibel das Buch, aus dem er gelesen, auf den Tisch legte und mit finsterem Stirnrunzeln verstummte.

Der König, auf das Peinlichste berührt, warf seiner Gemahlin einen unwilligen Blick zu und lud dann Geibel mit einer huldvollen Handbewegung ein, fortzufahren.

Ich selbst durfte mir einen ähnlichen Protest gegen einen Mangel an Respect vor der Würde der Poesie nicht erlauben, sondern erhob nur die Stimme ein wenig stärker, wenn ich das Flüstern vom Sopha her vernahm. Uebrigens waren diese kleinen Gesellschaften sehr behaglich, der König gewöhnlich besonders gütig, die Damen dankbar dafür, die allabendliche, ziemlich einförmige Conversation einmal durch etwas Poetisches unterbrochen zu sehen.

Ich hatte mit dem Vorlesen der „Brüder" angefangen, die die Königin „sehr schön, aber sehr ernst" gefunden hatte. Besonderen Beifall, auch bei ihr, fand ich dann mit der „Braut von Cypern", weit mehr, zu meiner Verwunderung, als mit der „Hochzeitsreise an den Walchensee", von der ich mir versprochen hatte, daß sie meine Qualification zum Hofpoeten besonders schlagend beweisen würde. Aber die realistischen Züge darin, wenn sie auch bayerische Scenerieen und Volkssitten schilderten, fanden weniger Anklang bei dem Herrscherpaar, als die romantische Welt Cimone's, und der düstere Walchensee konnte trotz aller Humore, die ihn umspielten, den Vergleich nicht aushalten mit der Purpurbläue des mittelländischen Meeres.

Dramaturgische Anfänge.

Am 13ten Februar 1855 war Geibel's „Meister Andrea" aufgeführt und sehr freundlich aufgenommen worden. Die geniale Leistung des alten Joest, der den zerstreuten dicken Bildschnitzer mit so viel feinen Zügen ausstattete, daß man das psychologische Wagniß durchaus glaubhaft fand, steht mir noch heute in lebendigster Erinnerung.

Nun kamen von Stücken der Berufenen meine „Pfälzer" an die Reihe.

Ich finde über die erste Aufführung in einem Brief an meine Eltern einen ausführlichen Bericht. Da er bezeichnend ist für die damaligen Zustände des Münchener Theaters und den Eindruck, den diese erste Lampenprobe auf den dramatischen Anfänger machte, will ich Einiges daraus mittheilen:

„Den Schauspielern verdarb es etwas den Humor, daß das halbe Parket leer war. Am ersten Mai, wenn nur ein Strahl von Sonne die Bierkrüge streift, bleibt kein echter Münchener in der Stadt. Alle nahen und fernen Gärten sind belebt von Musik und Bockfröhlichkeit, das wurde mir von allen Seiten vorausgesagt, und Friedrich Haase (der die Hauptrolle spielte) drang in mich, die Aufführung zu verschieben. Ich konnte wahrlich nicht, wenn ich das hier schon viel zu viel angekündigte und besprochene Stück nicht bis zum Winter ruhen lassen wollte. Heute, am 2ten, reis't Haase auf vier Wochen zu einem Gastspiel nach Prag. Wenn er wiederkommt, gehen Andere, zumal der König, dem ich es doch auch schuldig war, ihm endlich das Stück vorzuführen. Warum freilich mein sehr verehrter Freund Dingelstedt die Sache von Weihnachten bis zum Mai hat hinschleppen lassen, weiß Gott, und munkelt Dieser und Jener." (Er verreis'te auch einige Tage vor der Aufführung, betheiligte sich nicht an den Proben und kam erst nach der Première zurück.) „Der alte Hölken, mein Regisseur, und die Schauspieler schüttelten die Köpfe, schnitten diplomatische Gesichter, thaten aber trotzdem ihr Bestes, was freilich nicht immer gut war. Haase

(der sich gegen die Uebernahme der Rolle gesträubt hatte, da er schon damals alte Charakterrollen spielte und behauptete, dieser junge Weißbursche „liege" ihm durchaus nicht) war im Allgemeinen vortrefflich. Die fliegende Hitze, die Herbigkeit, im ersten Akt der Uebermuth der Freude, die Resignation zuletzt — das Alles stand ihm natürlich, lebhaft und anziehend. Schade, daß er, wo die irische Poesie durchbrechen sollte, weich werden zu müssen glaubte. Der alte Bodenmesser, Herr Büttgen, soll gut gewesen sein. Mir fehlte an ihm die Größe und puritanische Macht, das Zähgläubige, die bornirte Würde. Anna, seine Tochter, Frau Dahn-Hausmann, gefiel mir wieder besser als den Anderen. Im letzten Akt war sie erschütternd. Eine große Wirkung machte der rothe John, der in seiner Rolle steak wie in einer abgetragenen, zerschlissenen, bequemen Jacke. Christen heißt der Schauspieler. Er und Lang, der Emissär, sind Lieblinge des hiesigen Publikums und machten die Scene auf Carrick-o-Gunnel zu einer der schlagendsten des ganzen Stückes. Frau Büttgen, die alte Bodenmesser, sehr gut. Straßmann (Adam) — — hat den „Stock von einem Pfälzer" so hölzern gemacht, daß Anna und der Autor in ihrem Recht waren (ihn fallen zu lassen). Alle Nebenrollen sehr schicklich, die Ensembles vortrefflich eingeübt, nur der Sturm im letzten Akt hinter der Scene etwas zu prahlerisch. Lieber Gott, die Maschinisten wollen sich auch bemerklich machen.

„Ich stand in einem dunklen Winkel des ersten Ranges. — Als es aus war und ich sehr verstimmt (trotz des Hervorrufs), daß so viel bloße Natur und Unglück im Stück ist und so wenig poetische Rührung, so viel Thränen um mich herum flossen und ich stumpf und dumm dastand, nachdem ich in den Proben mich satt gerührt hatte, — ging ich noch und sagte den Schauspielern Dank, küßte die kleinen Hände der Frau Dahn und vertiefte mich dann in die Nacht. — — Geibel begegnet mir und will mir meinen Unmuth ausreden. Es glückte ihm so wenig wie den Anderen, die wir unterwegs trafen. Einen reinen Eindruck von dem Stück konnte ich freilich nicht haben nach den ab-

mattenden Proben. Aber so viel weiß ich doch, daß nur eine pathologische Wirkung sich abnützt, eine künstlerische nicht. Es kann mich nicht trösten, daß das Publikum nichts Aehnliches empfand, — doch bereue ich auch keinen Augenblick, daß ich die „Pfälzer" auf der Bühne gesehen habe. Ich habe so unabsehlich viel dabei gelernt, daß ich mir selbst einen schlechten Erfolg gern darum gefallen ließe.

„Der König hat sich wieder sehr liebenswürdig bewiesen. Die bei Hof uralt übliche Landpartie des ersten Mai hat er abgekürzt, um zur Theaterzeit zurück zu sein, und mir nach dem dritten Akt seinen Adjutanten geschickt, mir seinen Beifall zu melden."

Die erste Wiederholung fand am 22sten Juni statt, sieben Wochen nach der Première. Bei der Probe an dem nämlichen Tage zeigte Dingelstedt von Neuem, daß er dem Stück oder seinem Verfasser nicht wohlwollte, da er Alles gehen ließ, wie's Gott gefiel. Auch hatte er das Parket so groß machen lassen wie zu der gestrigen Balletvorstellung, worüber selbst die Schauspieler raisonnirten, und den freien Eintritt aufgehoben. Es war also wieder ein halb leeres Haus, zumal nach sechs Regentagen dieser siebente im schönsten Sonnenglanz strahlte. Das „gewählte" Publikum aber zeigte sich sehr dankbar, alle Scenen, die am ersten Abend gewirkt hatten, schlugen wieder ein, und am Schluß wurden „Alle" zweimal gerufen, damals durchaus nicht so selbstverständlich wie heutzutage.

Also durchaus kein „Miß-" oder „Achtungserfolg". Der populäre Stoff hatte seine Schuldigkeit gethan trotz des in München bedenklichen Themas (Gegensatz von pfälzischen Protestanten und irischen Katholiken). Die Localblätter freilich läuteten das Stück zu Grabe. (Warum gehen die „Pfälzer" nicht in ihr Land? fragte der witzige Redacteur des „Punsch", unser unversöhnlichster Gegner.)

In meinen Briefen nach Hause finde ich, obwohl ich nach und nach besser von diesem Erstling denken lernte, gleichwohl eine tiefe Verstimmung. Kurz vor der Wiederholung waren

Otto Ludwig's „Makkabäer" in Scene gegangen, hauptsächlich auf das Betreiben Geibel's, der dem Könige das große Werk gerühmt und für seinen Dichter ein Jahrgehalt erwirkt hatte. Auch ich war enthusiastisch dafür eingenommen. „Das Münchener Publikum aber verhielt sich völlig kalt und schimpfte im Hinausgehen über das langweilige Stück. Wie mußt' ich mich schämen, daß sie sich in meinen „Pfälzern" nicht gelangweilt haben!"

Freilich wurden diese besser gespielt, während in den „Makkabäern" eigentlich nur die Damböck (Lea) der großen Aufgabe gerecht geworden war. In der Presse aber hütete man sich, dies einzugestehen. Man frohlockte: nach den Erfahrungen mit den „Pfälzern" und den „Makkabäern" sei der Bankerott der „norddeutschen Dramatik" unbestreitbar an den Tag gekommen.

Ich schwieg ganz still und ließ es von Laube's Urtheil abhängen, ob ich mein Stück drucken lassen und an andere Bühnen versenden solle. Erst im September kam der Bescheid aus Wien. Laube rieth ab. Da Stück sei im Bau und den Motivirungen zu jäh, um das Publikum zu interessiren. Er bezeichnete damit in seiner Sprache, was ich in meiner den Mangel an dichterischer Verklärung des Stoffes nannte. Unrecht hatte er gewiß in Bezug auf den äußeren Bühnenerfolg. Für diesen ist immer der Stoff entscheidend, der sich ja selbst in meiner rohen Zubereitung als wirksam bewährt hatte. Doch gab ich sofort jeden Gedanken daran auf, das Stück noch weiter sein Glück versuchen zu lassen. Ich steckte damals tief in einer neuen Arbeit, einem Trauerspiel „Otto III.", das mich Jahr und Tag in Athem hielt und dann doch trotz Geibel's lebhaftem Beifall mir so wenig genügte, daß ich jede Spur davon vernichtete.

Mein Verhältniß zu Dingelstedt war durch diese Episode begreiflicherweise nicht wärmer geworden, obwohl ich es menschlich fand, daß meine „Günstlingschaft" seine Eifersucht reizen und ihn dazu verleiten konnte, das Seinige zur Schmälerung meines dramatischen Erstlingserfolges beizutragen. Um den Schein zu vermeiden, als suchte ich seinen stillen Groll durch besondere Liebenswürdigkeit zu entwaffnen, mag ich wohl auch mich kühler

und zurückhaltender betragen haben, als gut und klug gewesen wäre. Doch war ich aufrichtig froh, als ein Besuch Auerbach's die unliebsame Spannung zwischen uns lös'te. An zwei Abenden waren wir Drei beisammen, und es kam zu einer völligen Aussprache, bei der Dingelstedt gestand, er habe Geibel und mich für seine Feinde gehalten, weil wir ihn zu unseren Donnerstagen — im „Krokodil" — nicht hinzugezogen hatten. Wir hatten keine Ahnung gehabt, daß ihm daran gelegen sein möchte. Nun stießen wir auf einen „unbewaffneten Frieden" mit Champagner an, und bis zu Dingelstedt's Entlassung im Jahre 1857 ist auch eine Störung dieses Friedens von keiner Seite vorgekommen.

* * *

Meine Stellung dem Münchener Publikum gegenüber war durch mein theatralisches Debüt jedenfalls gebessert worden. Das Vorurtheil gegen den norddeutschen Poeten, der zu hoch hinaus wolle und die „ungebildeten Bayern" geringschätze, hatte ich durch das einfache Volksstück entkräftet. Wie wunderlich aber, nicht bloß „von Gunst und Haß verzerrt", mein Characterbild noch schwankte, ersah ich aus einer vertraulichen Mittheilung Baron Leonrod's, der mir immer eine freundschaftliche Gesinnung bewiesen hatte und mir bei einem der Symposien nach wiederholter Bitte, es ja nicht übel zu nehmen, eröffnete, „man habe die beste Meinung von meinem Talent, glaube aber, daß ich mir nicht immer so viel Mühe gebe, wie ich könnte, da ich die Form so oft vernachlässigte. Mit etwas mehr Feile würde Manches gewiß vollendeter werden." Ich versicherte diesem aufrichtigen Freunde, daß ich die „Urica", die er ausdrücklich ausnahm, für das mangelhafteste Stück in den „Hermen" hielt, und nahm übrigens den Wink mit einer gewissen Genugthuung hin, da ich in meiner Heimath von Prutz, Kossak, Gutzkow und anderen Kritikern über meinen „akademischen Cultus der schönen Form" mir die härtesten Dinge sagen lassen mußte. Wer aber war „man"? Ich konnte auf keinen Geringeren als den König rathen, dem der „Perseus" in den „Hermen" gewiß als ein ungeheuerliches Pro-

duct — eine antike Mythe in Knittelversen! — sehr seltsam vorgekommen war. Eine solche „Unform" verstieß gegen alle landläufigen ästhetischen Begriffe, in denen ihn Geibel's volltönende Lyrik bestärkt haben mochte.

Ob ich es mit meiner nächsten größeren Arbeit bei König Max besser traf, ist mir immer zweifelhaft geblieben. Ich durfte mir freilich sagen, daß ich mir viel „Mühe" damit gegeben und es auch an der „Feile" nicht hatte fehlen lassen. Denn dies epische Gedicht „Thekla" hatte, seit ich es im ersten Entwurf aus Rom mitgebracht, neben all meinen anderen Arbeiten mich unausgesetzt beschäftigt und war mir ein wahres Schmerzenskind geworden, da ich inzwischen wohl auch über seine Form hinausgewachsen war. Ich hatte den Hexameter gewählt als das für eine Erzählung aus der ersten christlichen Zeit passendste neutrale Metrum. Doch mußte ich mir sagen, daß es selbst in der freieren, unpedantischen, un-Platen'schen Behandlung des Verses wenig Aussicht habe, dem deutschen Ohr vertraut zu klingen. Hatten doch selbst das herrlichste Gedicht in dieser Form, „Hermann und Dorothea", und der geniale „Reineke Fuchs" eine wirkliche Popularität nie erlangt.

Nun aber war es so weit gediehen, daß ich es nicht aufgeben, noch weniger umschmelzen konnte, und so erfüllte ich während des Sommers 1857, den ich nach meines Vaters Tode mit meiner Mutter und der ganzen Kugler'schen Familie in Freienwalde zubrachte, so gut ich konnte eine immer schwerer gewordene Pflicht, indem ich das Gedicht in dem Capellchen von Aegidi's vinea domini beendete.

Als ich dann einen Abschnitt daraus im Symposion, einen anderen bei der Königin vorlas, hatte ich trotz des höflichen Beifalls die Empfindung, daß die Majestäten nach einer Fortsetzung nicht begierig waren. Besseres Glück fanden „Die Sabinerinnen", die im Jahre darauf bei dem dramatischen Wettbewerb den Preis gewannen. Der Première am 20sten Mai mußte ich fern bleiben, da ich krank war, auch die Maske meiner anonymen Autorschaft nicht lüften wollte. Bei der Wiederholung

hatte ich freilich an dem Spiel der Meisten wenig Freude. Die Straßmann-Damböck (Hersilia) blieb weit hinter ihrer Aufgabe zurück, nur das Dahn'sche Ehepaar war vortrefflich, Frau Dahn-Hausmann (Tullia) hinreißend, ganz ohne theatralische Manieren, die rührendste Tragik, zu der eine einfache Mädchenseele heranreift.

Im Publikum war die Stimmung entschieden günstig, sogar Schleich im „Punsch" äußerte sich anerkennend. Besonders warm beglückwünschte mich der König, als bei einem der Symposien die verschlossenen Zettel geöffnet wurden und das öffentliche Geheimniß meiner Autorschaft an den Tag kam.

Das Stück wurde dann im Sommer noch in Wien, Berlin und auf einigen anderen großen Bühnen aufgeführt, überall mit lebhaftem Beifall, doch ohne dauernden Erfolg. Zum Theil war die Abneigung des Publikums gegen alle „Stücke mit nackte Füß'" — wie man in Wien sagt — daran schuld, zum größeren Theil die Schwierigkeit, an derselben Bühne zwei junge tragische Liebhaberinnen zu finden, die das sabinische Schwesternpaar gleich sympathisch darzustellen vermochten. Auch ist es die Frage, ob der Stoff überhaupt vorzugsweise dazu angethan sei, tragisch behandelt zu werden, ob die Conflicte sich nicht weit natürlicher und wirksamer humoristisch lösen ließen.

Es kam noch Anderes hinzu, mir den Eindruck dieses erfreulichen Ergebnisses bald zu verwischen.

Am 18ten März 1857 war mein theurer Schwiegervater Kugler gestorben. Er hatte die „Sabinerinnen" noch eben im Manuscript kennen gelernt. Frau Clara übersiedelte mit den beiden Söhnen zu uns nach München; bald gesellte sich Adolf Wilbrandt hinzu, Bernhard Windscheid war als Lehrer der Pandekten an die Universität berufen worden und unserm engeren Kreise, dem das Sybel'sche Ehepaar schon längst angehörte, nahe getreten — unser Leben hatte ein völlig anderes Gesicht bekommen. Ich selbst war während des nächsten Jahrs mit der Redaction des „Literaturblatts zum deutschen Kunstblatt" über und über beschäftigt, nebenbei mit jener Uebersetzung von Caveda's Geschichte der spanischen Baukunst.

So konnte ich unserer Sommerfrische in Ebenhausen kaum froh werden, zumal alle poetische Production hinter der kritischen und geschäftlichen Arbeit zurückstehen mußte. Doch fühlte ich den Boden unter meinen Füßen nun erst wahrhaftig befestigt und die Liebe zu der neuen Heimath mir so ins Blut gedrungen, daß es mir nicht schwer fiel, den wiederholten dringenden Bemühungen des Großherzogs von Sachsen, mich nach Weimar zu ziehen, zu widerstehen. Ich dachte nicht daran, die Erfüllung dieser einfachen Pflicht der Dankbarkeit gegen meinen königlichen Gönner bei ihm selbst geltend zu machen. Er erfuhr davon aber durch Andere und erhöhte meine Jahrespension auf 1500 Gulden, indem er in der huldvollsten Weise aussprach, daß er auf mein Bleiben in seiner Nähe Werth lege.

Es sollte mir bald so gut werden, das Wohlwollen des gütigen Königs und die Hoffnungen, die er auf mich gesetzt, auch in den Augen seiner nächsten Umgebung und der weiteren Kreise Münchens zu rechtfertigen.

Am 2ten Januar 1860 fand die erste Aufführung meiner „Elisabeth Charlotte" statt. Es war mein erster durchschlagender, unbestrittener Erfolg, den auch die Aufnahme auf fast allen deutschen Bühnen bestätigte. In München kam mir eine treffliche Besetzung zu statten: wieder das Dahn'sche Ehepaar — Frau Dahn-Hausmann unübertrefflich! — Constanze Dahn als Maintenon, Christen als Chevalier de Lorraine, Richter als Graf Wied, nicht zuletzt die prächtige Jungfer Kolbin der Seebach — ein Zusammenspiel, das selbst durch einige schwächere Mitwirkende nicht erheblich gestört werden konnte.

Zu dem günstigen Eindruck in München half nicht wenig, daß die Heldin des Stückes die pfälzische Prinzessin war, die am französischen Hofe ihr deutsches Herz bewahrt und deutscher Tugend sogar bei dem „Sonnenkönig" Achtung verschafft hatte. Dazu der warme patriotische Pulsschlag, der die Handlung beseelt, der derbe Humor der alten Kammerfrau und die spannend verschlungene und erfreulich sich lösende Handlung. Selbst das Mißwollen des damaligen Intendanten von Frays konnte den

Erfolg nicht mehr verkümmern. Der alte General, Dingelstedt's Nachfolger, der das Stück erst vierzehn Tage später wiederholen wollte, mußte sich darein fügen, die zweite Aufführung, wenigstens auf den 9ten anzusetzen.

Sogar der alte König Ludwig hatte sich durch die Verherrlichung seiner pfälzischen Urahnin für mein Stück gewinnen lassen. Am Tage nach der Première war er einem meiner Bekannten auf der Straße begegnet und hatte ihm zugerufen: „Habe gestern das Stück von dem Heyse gesehen. Ein schönes Stück, ein sehr schönes Stück! Mag sie aber Alle nicht!" (Niemals hat er sich einen der Berufenen vorstellen lassen.) König Max aber sagte mir bei einem der späteren Symposien: „Mein Vater ist ganz begeistert von Ihrer Elisabeth Charlotte. Sie können denken, wie mich das freut."

Ich selbst hatte schon damals kein reines Gefühl gegenüber dem Stück. Zwar, als ich es nach langen Jahren einmal wieder las, mußte ich mir sagen, daß ich es wohl nicht anders hätte machen können, als ich gethan, wenn ich die Absicht hatte, die Liselotte zum Mittelpunkt eines wirksamen Schauspiels zu machen. Dazu mußte sie noch jugendlich genug sein, um eine Herzensgefahr tapfer, doch nicht ganz leicht zu überwinden. Der Vorstellung aber, die wir uns nach ihren berühmten Briefen von ihr gemacht, durfte sie bei mir nur durch die Geradheit und Tüchtigkeit ihres Characters entsprechen. Ja, selbst wenn es möglich gewesen wäre, sie als corpulente alternde Frau mit allen Cynismen ihrer brieflichen Expectorationen auf die Bühne zu bringen, wäre damit der wahren historischen Figur doch Unrecht gethan worden. Was uns in ihren Aeußerungen als deutsche Derbheit gegenüber französischer Sitte und Sprache anmuthet und zuweilen auch das Maß des Schicklichen zu überschreiten scheint, war in jener Zeit der zügellosen Sitten nichts weniger als unfürstlicher Ton. Sie selbst, so wenig man sie am Hofe Ludwig's XIV. liebte und verstand, erscheint in den zeitgenössischen Berichten stets als die fière Palatine, der Niemand eine Unkenntniß höfischer Sitte nachsagte.

So hatte ich mich entschließen müssen, was an Derbheiten gesagt werden mußte, der Jungfer Kolbin zuzuweisen. Immerhin aber erinnerten die leichtflüssigen Jamben allzu wenig an den gutbürgerlichen, unverfrorenen Stil der Briefe. Die dankbare Aufgabe, Liselotte etwa wie den alten Götz unserem Volk in einem getreuen Bilde, holzschnittartig und doch vornehm gehalten, vorzustellen, hatte ich nicht gelöst.

Berchtesgaden.

Der Erfolg des Stückes hatte einen Lieblingswunsch des Königs von Neuem angeregt: den Mächtigsten seiner Vorfahren, Ludwig den Bayern, in einem Schauspiel verherrlicht zu sehen.

Uhland's Drama, das, im Jahre 1818 gedichtet, bei der Preisbewerbung um das beste dramatische Gedicht aus der bayerischen Geschichte keinen der beiden Preise gewonnen hatte, konnte bei allem edlen dichterischen Reiz des Stils als Bühnenstück nicht in Betracht kommen, da ihm jede dramatische, geschweige denn theatralische Wirkung versagt war. Was dem Altmeister nicht gelungen war, wünschte der König von mir erreicht zu sehen, und mein Bedenken, daß ich, ein so guter Münchener ich geworden, doch vielleicht den Ton nicht zu treffen vermöchte, der in bayerischen Herzen vollen Wiederhall weckte, wurde nicht angenommen. Mein tieferes, daß mir einem historischen Stoff gegenüber, der in allen Einzelheiten jedem Schulknaben bekannt ist, keine Freiheit bliebe, an Charakteren und Begebenheiten auch nur die geringste Aenderung vorzunehmen, die für die dramatische Wirkung günstig sein würde, hielt ich weislich zurück. Der König würde schwerlich ein Verständniß dafür gehabt haben, daß ein historisches Drama etwas Anderes als eine wahrhaftige dramatisirte Geschichte sein müsse.

So versprach ich, der Aufgabe nachzudenken, sobald ich mit dem frei erfundenen Schauspiel fertig geworden wäre, den „Grafen von der Esche", das ich gleich nach der „Pfalzgräfin"

entworfen hatte, um meine Hand in einem kräftigeren Stil zu üben, als jenem höfischen parlando in fünffüßigen Jamben.

Ich nahm die Arbeit in meine Sommerfrische mit, zu der ich mir das kleine, anmuthig gelegene Adelholzen unweit Traunstein ausersehen hatte. Hier gesellten sich auch Sybels, Windscheids und Schack zu uns, und wir genossen ein vergnügliches Stillleben im bösesten Wetter, über das mich der Fortgang der „Eschen", das Billardspiel mit Sybel und die Lectüre der „Bakchen" des Euripides mit Schack hinlänglich trösteten.

In der Mitte des August aber erhielt ich die Einladung des Königs nach Berchtesgaden.

Schon früher hatte Ranke mehrere Wochen bei König Max in der schönen Berchtesgadener Villa zugebracht. Bodenstedt und Riehl hatten dann vor etlichen Jahren den hohen Herrn auf einer Reise durch das bayerische Gebirge begleiten dürfen. Geibel, der den Sommer regelmäßig in seiner Heimath und einem der Ostseebäder zubrachte, hatte seinen Urlaub. So war die Reihe, an der Sommerfrische der Majestäten theilzunehmen, an mich gekommen.

Ich gestehe, daß ich im ersten Augenblick über die mir zugedachte Ehre nicht sonderlich erfreut war, da sie meine Badekur und die Arbeit, die mir sehr am Herzen lag, unterbrach und mich von meiner Familie und den Freunden trennte. Ich wurde aber bald anderen Sinnes, und wenn ich jetzt zurückdenke, stehen mir jene sechs Wochen, die ich in der herrlichen Gebirgswelt am Königshof verleben durfte, in märchenhaftem Glanz vor der Erinnerung.

Ich kannte Berchtesgaden noch nicht, hatte nur gehört, daß es für die Perle in dem reichen Kranz der bayerischen Berge galt. Doch alle meine Erwartungen sollten übertroffen werden.

Am schwülen 16ten August waren wir in einem Extrazug nach Salzburg gefahren, wo König und Königin die alte Kaiserin von Oesterreich noch begrüßen wollten. Ich selbst fuhr mit Kobell und Ricciardelli ohne Aufenthalt weiter, nach der dumpfen Eisen-

bahnfahrt doppelt erquickt im offenen Wagen die reine Abendluft einathmend, die sich mehr und mehr verkühlte, je näher wir dem Ziele kamen. Im Orte selbst empfingen uns Bergfeuer und die tausend Flammen und Lichter der Illumination, Glockenläuten und Böllerschüsse und der fröhliche Juhschrei von den Halden, da man uns Vorläufer für die Majestäten hielt; und über all dem festlichen Glanz und Lärm der feierliche Gruß des Watzmann und Göll, die ihre hohen Häupter gegen das reine Blau des Nachthimmels hoben, von einer zauberhaften Sternenpracht umfunkelt.

Die königliche Villa liegt auf halber Höhe über dem Ort, in glücklichster Freiheit dem Gebirge gegenüber. Sie ist im Gegensatz zu dem mächtigen alten Schloß in einem leichten und doch vornehmen Stil gebaut, mit vorspringendem Dach und schlanken Balconen, und ein langgestrecktes Corps de logis schließt sich an das Hauptgebäude an. Die Gesellschaft bestand aus von der Tann und seiner Gemahlin, dem alten General Laroche, Graf Pappenheim, Graf Seinsheim, Ricciardelli, Kobell, dem Leibarzt von Gietl und den Hofdamen Gräfin Fugger und Freiin von Redwitz.

Ich hatte mein Zimmer neben dem des Grafen Pappenheim, der sehr musikalisch war. Gleich am ersten Morgen hörte ich ihn auf der Geige einen Czardas spielen, der mir aus einem Münchener Concert ungarischer Zigeuner kurz vor der Abreise im Ohr hängen geblieben war, so daß ich ihn beständig vor mich hinsingen mußte. Der Verkehr mit den Zimmernachbarn war auch sonst der gemüthlichste, den man wünschen konnte. Am nächsten Vormittag führte mich Kobell nach der Schießstatt hinunter und stellte mich dem Forstmeister Herrn Sutor vor, der mir, da ich mich einschießen sollte, einen jungen Forstgehülfen Namens Phrygius zum Lehrmeister gab. Ich hatte Zeit, mich im Orte umzusehen bis zum Diner. Nach der Tafel, da die Königin zum Passionsspiel nach Oberammergau gereis't war, fuhren wir mit dem Könige allein nach Maria Plein und kehrten erst spät nach der Villa zurück.

Auch an den folgenden Tagen war die Tagesordnung die gleiche. Den Vormittag hatte ich für mich, konnte meine Briefe schreiben, den Druck der „Grafen von der Esche" (als Bühnenmanuscript) corrigiren, spanische Romanzen übersetzen und „Ludwig den Bayern" bebrüten. Dabei blieb noch Zeit zu einem Spaziergang und den Schießübungen, die mir viel Freude machten. (Schon am ersten Tage verzeichnet mein Tagebuch mit Genugthuung „Zwei Dreier hinter einander".) Gewöhnlich um vier Uhr das Diner, unmittelbar darauf eine längere Spazierfahrt, wobei ich oft die Ehre hatte, mit dem Könige allein zu fahren, manchmal zwei oder dritthalb Stunden lang, in denen ich über die verschiedensten Themata, ästhetische, literarische, oft sogar politische, mich aussprechen mußte.

Ich hatte es mir zum Gesetz gemacht, immer, wenn auch in der bescheidensten Form, meine ehrliche Meinung zu sagen, auch wenn sie den Ansichten des Königs, die mir bekannt waren, widersprach. So hielt ich es auch, wenn der König das Gespräch auf gewisse politische Lieblingspläne lenkte, wie etwa die Triasidee. Ich bekannte ohne Umschweife meine kleindeutsche Gesinnung, wegen deren ich ja auch schon von der Augsburger „Allgemeinen Zeitung" bei Gelegenheit meines Aufsatzes über Giusti angegriffen worden war. (Uebrigens hatte der fanatisch großdeutsch gesinnte Dr. Orges das Giusti'sche Gedicht Sant' Ambrogio, das ich übersetzt, mißverstanden, da es nichts weniger als feindselig gegen Oesterreich gemeint war.)

Statt mir meine offenen Bekenntnisse übel zu nehmen, ging der König seinerseits mit allerlei sehr persönlichen Mittheilungen heraus. So z. B. in Betreff des Verhältnisses zu seinem Vater. Er gestand, daß es sein Ehrgeiz sei, wie König Ludwig I. sich durch die Kunst Ruhm und ein Verdienst um sein Volk erworben habe, nun seinerseits durch die Förderung der Wissenschaften sich in gleicher Weise einen Namen zu machen, und fragte mich geradezu, ob auch ein Fürst, der sich jeder „gewaltsamen Handlungsweise" enthalte, hoffen dürfe, einen hohen Rang in der Geschichte einzunehmen. Ich konnte die Frage mit gutem Gewissen

bejahen und an einigen großen Beispielen der Geschichte erläutern.

An diese Spazierfahrten schlossen sich dann zuweilen kleine Wanderungen auf steileren Bergpfaden, auf denen die Königin Allen voran war. Nach der Rückkehr hatte man beim Thee wieder zu erscheinen, worauf, wenn der König sich zurückzog, noch ein Souper, eine Partie Billard, zuweilen eine Mondscheinpromenade folgte. Vorgelesen wurde an diesen Theeabenden nicht mehr, auch der schöne Flügel niemals geöffnet. Oft aber brach man zu größeren Ausflügen schon früh am Tage auf, fuhr etwa in einer schön geschmückten großen Barke über den Königssee nach Bartholomä, wo die Kirchweih das Gebirgsvolk von weit her zusammengeführt hatte, oder sah dem — nassen und trockenen — Holzsturz zu, bei dem riesige Stöße geschlagener Fichtenscheite, die auf der Höhe eines jäh abfallenden Felsens aufgeschichtet waren, durch einen gestauten Wildbach, dem plötzlich das Wehr weggezogen wurde, oder durch das Abschlagen der Stützen die ungeheure Wand hinab in den See geschleudert wurden. Oder man fuhr nach einem der weiter entlegenen Jagdhäuser, wo im Freien getafelt wurde. Bei solchen Gelegenheiten war die Königin besonders liebenswürdig und heiter, pflückte große Sträuße Wiesenblumen und unterhielt sich ausführlich mit dem Volk, daß sich ihr zutraulicher näherte als dem „Herrn Kini". Ich erinnere mich, daß einmal eine Bäuerin aus ihrer Hütte trat und Ihrer Majestät einen ansehnlichen Ballen Butter, lose in Kastanienblätter gewickelt, als Verehrung überreichte. Die Königin nahm ihn ohne Schonung ihrer Handschuhe dankend selbst in Empfang, versprach, von der Butter zu essen, und befahl dann auch, daß sie Abends beim Thee aufgetragen werden sollte, wo sie sich's nicht nehmen ließ, selbst davon zu kosten, trotz des ranzigen Geschmacks; denn diese Liebesgabe hatte vielleicht schon eine Woche lang darauf warten müssen, der Frau Königin gelegentlich dargebracht zu werden.

Der König, bei aller Huld und Güte, die ihm aus den Augen sah, hatte nicht die Gabe, sich mit den Leuten so „gemein

zu machen", wie es seinem Vater leicht gewesen war. Seiner feineren, zartfühlenden Natur widerstrebte es freilich auch, ein verletzendes Scherzwort hinzuwerfen, wie man König Ludwig I. so manches nacherzählte. Dagegen wußte er königliche Würde und menschliche Liebenswürdigkeit aufs Gewinnendste zu verbinden, wenn er in der Villa Gäste bei sich sah, sowohl die höheren Beamten seines eigenen Landes, als fremde fürstliche und hochadelige Herrschaften.

Im Laufe dieser Sommerwochen erschienen am Hoflager der Großherzog von Mecklenburg mit seiner Gemahlin und der alten Großherzogin, der Schwester König Friedrich Wilhelm's IV., dem die alte Dame auffallend ähnlich sah, die Herzogin von Modena, Fürst und Fürstin Lobkowitz, Erzherzogin Sophie mit ihrem Gemahl, Fürst und Fürstin Solms; von geistlichen Würdenträgern der Cardinal Reisach, der Fürstbischof von Salzburg, Bischof Ketteler von Mainz und der Bischof von Regensburg; von Staatsmännern u. A. Herr von Beust („feiner, geistreicher, nervöser Diplomatenkopf, ohne Größe, aber nicht ohne Festigkeit". Tagebuchnotiz vom 25sten August). Unter all dieser wechselnden Gesellschaft bewegte sich der König mit der freiesten Haltung, sichtlich bemüht, sich Jedem freundlich zu erzeigen und wie ein anderer gastfreier Hausherr es seinen Gästen wohl zu machen. Dabei, so empfänglich er für Scherz und Witz war, hielt er stets eine gewisse Grenze inne, und wenn im Geplauder beim abendlichen Punsch nach einer erfolgreichen Jagd Histörchen vorgebracht wurden, wie sie in Männergesellschaften unbedenklich im Schwange zu gehen pflegen, stimmte er nur aus Höflichkeit in das Lachen der Uebrigen ein und wurde gleich wieder ernst. Auch auf ihn konnte man das Wort anwenden, daß das Gemeine in wesenlosem Scheine hinter ihm lag.

Obwohl nun er selbst nicht so recht eigentlich ein Jäger, nur ein guter Schütze war — er nahm gewöhnlich ein Buch auf seinen Stand mit, in dem er las, bis sein Jäger ihm beim Herannahen eines Wildes die Büchse überreichte —, versäumte er doch nicht, zur Herbstzeit in den verschiedenen weitgedehnten

Hochlandsrevieren zu jagen, was ihn oft Tage lang von der Villa fern hielt. Ueberall hatte er eigene Jagdhütten, die manchmal nur für ihn allein Raum hatten, während seine Herren in Blockhäuschen oder Heustadeln übernachten mußten. In aller Frühe wurde dann aufgebrochen, man bestieg die kleinen, gelben norwegischen Pferde, die auf den schmalen Reitwegen, selbst wenn es steiler hinanging, ihren Reiter so sicher trugen wie in der Ebene, und nahm, wenn man den Platz erreicht hatte, der für die Jagd ausersehen war, den Stand im Bogen ein, den der Forstmeister bestimmte. War dann die Treibjagd vorüber, so wurde nach der Jagdhütte zurückgeritten, im Freien unter hohen Ahorn- oder Fichtenwipfeln dinirt, und wenn am andern Tage das Jagen fortgesetzt werden sollte, der Abend bei Punsch, Zitherspiel und Gesang von Sennerinnen, Jägern und Holzknechten verbracht.

Wie mich dies bunte, fröhliche Leben in der mächtigen Hochlandsnatur entzückte, wie dankbar ich war, Wochen lang auf die bequemste Art Berg und Thal durchstreifen und die Wunder der Alpenwelt in Regen und Sonnenschein, im ersten Frühroth und unter dem leuchtenden Sternenhimmel betrachten zu können, wird jeder Leser mir nachfühlen, der sich an meine städtische Jugend in dem Hinterzimmer der Berliner Behrenstraße erinnert. Es war mir sehr Ernst darum, mit einzustimmen, wenn Kobell sein Jägerlied sang:

Wos war's denn ums Leb'n ohne Jag'n?
Koan Kreuzer net gebet i' drum.
Wo aber a' Hirsch zum dafrag'n,
Wo's Gamsein geit, da reißt's mi 'rum.
Und ist auch an' Ehr dabei z' gwinna,
Und muaßt was versteh' und was kinna,
Denn der si net recht z'samma nimmt,
A net leicht zun an' Gamsbartl kimmt[1]).

[1]) Oberbayerische Lieder mit ihren Singweisen. Im Auftrag und mit Unterstützung Sr. Majestät des Königs für das bayerische Gebirgsvolk gesammelt und herausgegeben von Fr. v. Kobell. Mit Bildern von A. v. Ramberg. 1860.

Daß ich freilich weit davon entfernt war, „was zu verstehn und zu können", mußte ich bald erfahren. So gute Fortschritte, dank meinem scharfen Auge und meiner ruhigen Hand, ich beim Schießen nach der Scheibe gemacht hatte, es war etwas ganz Anderes, wenn der Hirsch durch das niedere Gezweig brach und mit seinen flüchtigen Füßen die Steine den Abhang hinunter ins Rollen brachte, um plötzlich sausend aus dem Dickicht vorzubrechen und in wilder Flucht vorbeizustreichen, — auch dann kaltblütig die Büchse zu heben, auf das Blatt zu zielen und mit dem Finger nicht voreilig oder zu spät den Drücker zu berühren!

Ich gestehe, daß ich von der noblen Passion hoher Herren, von einem sicheren Stand aus auf vorbeigetriebenes Wild zu schießen, bis dahin nicht allzu gut gedacht hatte. Vollends ein Kesseltreiben, wo die Schützen in das dichte Gewühl armer Hasen hineinfeuern, schien — und scheint mir noch heute — ein wenig ritterliches Geschäft, während der Jäger, der sich einsam an das Wild heranpirscht oder gefährliche Bergpfade erklettert, „um ein armselig Gratthier zu erjagen", Muth und Geschicklichkeit aufwenden und oft sogar sein Leben einsetzen muß. Und wenn es nöthig ist, um den Wildstand nicht übermäßig sich mehren zu lassen, in bestimmten Fristen die überzähligen abzuschießen, sollte man, meint' ich, dies berufsmäßigen Jägern überlassen und nur auf einem Pirschgang sich daran betheiligen.

Bald aber erfuhr ich an mir selbst, daß es auch bei einer Treibjagd auf allerlei Mannestugend ankommt, Ausdauer in Wind und Wetter, Herzhaftigkeit, wenn ein zur Wuth gehetztes Thier in blinder Angst auf den Schützen geradewegs losstürmt, endlich ein sicheres Auge und eine feste Hand. Eine Jagd, wie die vor der Watzmannscharte, von sechs Uhr Morgens bis drei Uhr Mittags, erst eisiger Frühnebel, dann Regengüsse, dann wieder stechende Sonne und Gewitterschwüle, während die Gemsen, hinten an der steilen Wand über Barholomä hinaufgetrieben, oben auf der Schneide des Berges langsam auftauchten und, mit zuckenden Sprüngen herabkommend, der Kugel nur ein unsicheres

Ziel boten — dazu diese sieben Stunden lang regungslos, die Büchse auf den Knieen, auf einem Felsblock ausharren und rechts und links Schüsse knallen hören, während einem selbst kein Stück Wild schußgerecht kommen will — wer da nicht am Ende in ein mordlustiges Fieber geräth, als ob die edlen Thiere, die in der Ferne vorüberfausen, es schadenfroh darauf abgesehen hätten, einen zu narren, der hat nicht nur keinen Tropfen Jägerblut, sondern überhaupt kein rothes Blut im Leibe, dem nichts Menschliches fremd ist.

In einer poetischen Epistel an meinen Freund Hermann Lingg, als man uns Beide in das Comité eines Münchener Schützenfestes gewählt hatte, habe ich erzählt, wie es damit zuging, daß ich zum ersten Mal, nachdem ich häufig leer ausgegangen war, ein Stück Wild zur Strecke liefern konnte. Bei dem dunklen Gefühl, daß mein kleiner Phrygius sich als stiller Mithelfer daran betheiligt habe, war ich auf das erste Jagdglück nicht sonderlich stolz. Ich erwähne es hier nur, um der Güte des Königs zu gedenken, den mein bisheriges Mißlingen mehr als mich selbst verdrossen hatte, da er auf diesen Jagdausflügen nur frohe Gesichter unter seinen Gästen zu sehen wünschte. Wahrhaft gerührt aber war ich durch einen anderen Beweis seines Wohlwollens gegen mich.

Als wir oben auf dem Plateau unter dem Watzmann angelangt waren, wo wir übernachten sollten, — die Pferdchen wurden abgezäumt und zum Grasen sich selbst überlassen, die Köche errichteten im Freien ihre improvisirten Herde und zündeten große Feuer aus Laatschen und Knieholz an — sagte mir der König: „Kommen Sie mit! Ich will Ihnen das Haus zeigen, in dem ich übernachten werde!"

Er führte mich nach einer unscheinbaren Holzhütte, wohl erst für die Gelegenheit aufgeschlagen, innen aber sogar tapeziert und ganz behaglich eingerichtet, mit einem Comfort, den ein echter Jäger verschmäht haben würde.

„Sehen Sie," sagte der König, indem er ein Buch von einem niederen Tische nahm, „da hab' ich mir auch was zum

Lesen mitgebracht. Kennen Sie das Buch?" — Ich sah, daß es meine „Thekla" war. Die heilige Thekla auf der Gemsjagd, Hexameter statt der Schnadahüpfel! Gewiß hat der König keine drei Verse darin gelesen oder höchstens, um sich in Schlaf zu bringen. Ich wußte ja, daß ihm das Gedicht nicht gefiel. Er hatte es nur mitgenommen, um seinem Gast etwas Freundliches zu erweisen.

An den Abenden nach der Jagd, sobald das Souper vorüber war und man beim Punsch saß, wurde vorgelesen, wenn man nicht in einer Sennhütte Zither spielen und Schnadahüpfel singen hörte, wie an jenem Tage, wo der Großherzog von Mecklenburg mitgejagt hatte. Kobell las, was er kürzlich gedichtet hatte, ich gab meine Novelle „Andrea Delfin" zum Besten, in kleinen Abschnitten, da Alle müde waren und man früh sein Lager aufsuchte. General Laroche schnarchte gewöhnlich schon während der Vorlesung so laut, daß es schwer hielt, ihn mit der Stimme zu überbieten. Fataler war's, daß diese Nachtmusik, wenn wir mit dem alten Herrn eine Blockhütte theilten, Keinen von uns auf seiner Heumatratze zum Schlafen kommen ließ.

In wie hellen Farben stehen all diese bunten Abenteuer vor meiner Erinnerung! Wie unvergeßlich ist mir der heitere Blick des gütigen Fürsten, mit dem er in das fröhliche Treiben hineinsah, während er über den Freuden, die er Anderen bereitete, das Leiden, das ihn auch in die reine Höhenluft begleitete, sein fast ununterbrochenes Kopfweh zu vergessen schien.

Doch mußte die lange Reihe auch dieser „schönen Tage", die fürwahr nicht „schwer zu ertragen" war, einmal ein Ende finden.

Am Tage nach jener Jagd in der Watzmannscharte beurlaubte ich mich von den Majestäten, deren Rückkehr nach München bevorstand. Ehe ich am 27sten September abreis'te, hatte ich unter anderen Besuchen mich auch von den jungen Prinzen zu verabschieden. Sie waren während der ganzen Zeit, wo sie ebenfalls in der Villa wohnten, selten zum Vorschein gekommen.

Ein einziges Mal hatten sie an einer Ausfahrt Theil genommen, doch auch da nicht in unmittelbarer Nähe der Eltern. In einem kleinen Boot fuhren sie mit ihrem Gouverneur der großen geschmückten Barke nach, die König und Königin mit dem gesammten Hofstaat über den Königsee nach Bartholomä brachte. Es war gewiß eine weise pädagogische Maßregel, daß die Knaben dem zerstreuenden Hofleben fern gehalten wurden, um den Fortgang ihrer Studien nicht zu stören. Doch ein wenig mehr Freiheit in einer sommerlichen Ferienzeit hätte man ihnen wohl gegönnt. Und seltsam war es, daß der König, so oft eine Anfrage an ihn kam, wie dies und das im Unterricht der Prinzen eingerichtet werden sollte, stets antwortete, man solle sich erkundigen, wie es damit in seiner eigenen Schülerzeit gehalten worden sei, und es genau so wieder machen. Und er klagte doch darüber, daß seine Jugendbildung vernachlässigt worden sei! Es schien, als ob er über der Sorge für die Erziehung seines Volks das Interesse an der seiner eigenen Kinder verloren habe.

In der Pfalz.

Das Erste, was mir nach der Rückkehr in die Stadt zu thun oblag, war, meine Ansichten über den neuen Baustil, die ich dem König mündlich vorgetragen hatte, im Zusammenhang aufzuschreiben und den Aufsatz ins Cabinet zu senden.

Während der langen Spazierfahrten nach dem Diner hatte der König auch dies Thema wiederholt aufs Tapet gebracht. Ich war ein wenig gerüstet, mich sachverständig zu äußern. Hatte ich doch in der Berliner Akademie Böttiger's Vorträge über die Tektonik der Griechen und Kugler's Vorlesungen gehört und dann in Bonn unter den verschiedenen Anläufen zu einem wissenschaftlichen Studium auch die Geschichte der Baukunst ein halbes Jahr lang ernstlich in Angriff genommen.

So konnte ich dem Könige Manches sagen, was ihm neu war, vor Allem ihn über den Begriff des Stiles selbst aufklären,

über den er nie tiefer nachgedacht hatte. Daß es stilwidrig sei, eine Façade äußerlich vor ein Gebäude zu legen, dessen innere Eintheilung den äußeren Formen nicht entsprach, daß der Stil sich von innen heraus entwickeln und der Ausdruck der organischen Gliederung sein müsse, hörte er zum ersten Mal. Er hatte kein Arg dabei gehabt, zu sehen, daß hohe, breite Kirchenfenster vertical aufstrebend die Geschosse des Regierungsgebäudes in der Maximiliansstraße durchschnitten, eine decorative Täuschung, die durch armselige kleine Mittel maskirt werden mußte. Nun sträubte sich sein Wahrheitssinn auch gegen diese Erschleichung eines bloß äußerlichen Effects, der allerdings „neu" war, aber für einen neuen „Stil" nicht gelten konnte.

Nach seiner bedächtigen Art hatte der König diesen Fragen weiter nachgesonnen und wünschte sich noch gründlicher darüber aufzuklären. Als er daher zu einer Traubenkur in die Pfalz aufbrach — vorher hatte noch am 8ten October das obenerwähnte festliche Symposion der Historiker stattgefunden —, mußte ich ihn wiederum begleiten.

Die Königin blieb in München zurück. Das Gefolge des Königs bestand nur in von der Tann, General von Spruner, Baron Leonrod und Baron Wendland, den der König auf der Universität kennen gelernt und seitdem zu allerlei hohen Stellungen befördert hatte, zuletzt zum Gesandten in Paris. Außerdem waren im Gefolge die beiden Cabinetssecretäre Staatsrath Pfistermeister und Herr von Leinfelder, sehr gebildete, liebenswürdige Herren, die vom Könige mit Arbeit überlastet wurden, ohne sonderlichen Dank dafür zu ernten. (Selbst Pfistermeister wurde nur als Beamter behandelt und auch in ländlichen Umgebungen, wo die höfische Etikette nicht streng regierte, nie zur Tafel gezogen, eine Ehre, die manchem Bezirkshauptmann und Forstmeister von weit geringerer Bildung zu Theil wurde.)

In Dürkheim war ein Haus gemiethet worden, wo die königliche Hofhaltung ein ziemlich beschränktes Unterkommen fand. Es war ein herrlicher Herbst, die schöne Pfalz zeigte sich im besten Licht, ihre Bewohner legten ihre Freude, den Monarchen

in ihrer Mitte zu haben, in der verschiedensten Weise an den Tag, und wenn die Traubenkur in den Vormittagsstunden absolvirt war, wurde täglich eine andere Spazierfahrt gemacht, die Huldigung eines anderen Städtchens entgegengenommen und ein anderer von den edlen Weinen dieser glücklichen Provinz als Ehrentrunk genossen.

Nur selten kam es vor, daß man die Pferde bestieg, zu meiner stillen Beruhigung. Ein Abenteuer bei einer Landpartie in Berchtesgaden hatte mich über den Unterschied zwischen einem Norweger und einem der anderen Reitpferde aus dem königlichen Marstall gründlich belehrt. Man wollte sich durch die Ramsau nach dem Hintersee begeben, die Damen im Wagen, die Herren zu Pferde. Auch ich hatte ein schönes junges Thier bestiegen, obwohl ich nie reiten gelernt hatte. Aber das vertrauliche Verhältniß, in dem ich so lange mit meinem sanften „Odin" gestanden, hatte mich sicher gemacht. Bald freilich merkte mein Gaul, daß er einen blutjungen Anfänger auf dem Rücken trug, der keine Ahnung hatte, wie man schulgerecht in den Bügeln sitzen und die Zügel führen muß. Ein mitleidiger Stallmeister, der sah, welch einen Reiter von der traurigen Gestalt er vor sich hatte, gab mir ein paar sachkundige Winke, die aber nur halfen, so lange die Gesellschaft im Schritt blieb. Sobald der König einen leichten Trab anschlug, wurde meine Lage bedenklich. Der Stallmeister rieth mir, zurückzubleiben und langsam im Schritt weiter zu reiten, was meinem feurigen Thier wenig behagte. Es spitzte die Ohren, courbettirte nervös, und da es die Kameraden weit voraus sah, wurde es immer ungeduldiger. Ich lenkte es eben an den Rand der breiten, schattigen Chaussee, da ich sah, daß daneben das Gras höher und weicher war als an der anderen, steinigeren Seite, auf die sich unsanfter fallen ließ. Nun aber hörte ich den Wagen mit der Königin und den Hofdamen hinter mir heranrollen, und in dem Augenblick, wo er mich erreichte, stieg mein Gaul kerzengerade in die Höhe, wie um der Majestät die Honneurs zu machen. Ich hielt mich kaltblütig genug in den Bügeln und zog ehrerbietig den Hut. Als aber der Wagen

vorüber war und andere mit der Dienerschaft folgten, hielt ich es denn doch für weiser, abzusteigen und mein Pferd einem der Lakaien zu überlassen.

Am Abend erzählte mir die Gräfin Fugger, auf ihre Bemerkung, ich scheine ein ganz flotter Reiter zu sein, habe die Königin, die ein scharfes Auge hatte, lächelnd erwidert: Mein elegantes Salutiren sei ihr sehr unfreiwillig vorgekommen.

In der Erinnerung an diesen Vorfall hatte man mir in der Pfalz einen hochbetagten Schimmel ausgesucht, der an Sanftmuth und Rücksicht auf einen Dichter, dessen ritterliche Erziehung vernachlässigt worden war, Gellert's berühmtem Pferde nichts nachgab. Nur einmal wurde auch dieser zuverlässige Freund aus seinem Gleichmuth aufgeschreckt, als wir in Edenkoben einzogen und Böller, Musik und Glockenläuten uns tumultuarisch empfingen. Es glückte mir jedoch, der ich zufällig ganz vorn zur Linken des Königs ritt, vor der tausendäugigen Menge zu verbergen, daß ich die Bewahrung meines Gleichgewichts einem verstohlenen Festhalten am Sattelknopf verdankte.

Lange Spaziergänge mit von der Tann, der damals am Halse litt und seine Sorge äußerte, durch dieses Uebel vielleicht in Zukunft am Commandiren im Felde verhindert zu werden, weitere Ausflüge nach Speier, Worms und sogar bis Heidelberg ließen mich in diesen vier Wochen die schöne Pfalz nach allen Richtungen kennen lernen. Die architektonischen Gespräche gingen nebenher, Abends nach dem Souper hatte ich vorzulesen und war oft in Verlegenheit, etwas Passendes zu finden. Ich entsinne mich nur des „Letzten Savelli" von Rumohr, Hofmann's „Fräulein von Scudery", Goethe's „Neuer Melusine" und dieser und jener eigenen Novelle. Am Tage hatte ich allerlei Arbeit für den König, der mich beauftragte, ein Rundschreiben an die bedeutendsten deutschen Architekten zu verfassen, um sie zu einer Aeußerung über die Möglichkeit eines neuen Baustils aufzufordern. Noch immer war er über diesen Punkt nicht völlig ins Reine gekommen.

Umsonst hatte ich eingewendet, daß ein Künstler, je talentvoller er sei, desto ausschließlicher zu schaffen, nicht theoretisch

über die Möglichkeit, zu schaffen, nachzudenken pflege, am seltensten aber der Mann dazu sei, was er etwa an ästhetischen Ueberzeugungen in sich trage, klar und bündig auszusprechen. Die wenigen Großen, die auch das gekonnt, bestätigten eben nur als Ausnahmen die Regel.

Der König aber ließ sich nicht irre machen in seiner Meinung, hier erst aus der rechten Quelle zu schöpfen. Das Rundschreiben wurde vervielfältigt und verschickt. Was es für einen Erfolg hatte, ist mir nicht erinnerlich, nur daß eine Menge Gutachten einliefen, die mir nicht mehr mitgetheilt wurden. Dagegen mußte ich noch die Concurrenzentwürfe zum Bau des Maximilianeums, die in großen Mappen eigens zu diesem Zweck aus München verschrieben worden waren, sorgfältig studieren. Ich lernte daraus nichts Neues, nur daß die Aussicht auf die königliche Gunst und einen großen Auftrag selbst gewissenhafte Künstler zu abenteuerlichen Phataſtereien zu verführen vermocht hatte. Als ich dem Könige einen mündlichen Vortrag darüber hielt, konnte ich den unliebsamen Zweifel, den ich ihm erregt, ob wirklich der Plan des Vicomte de Vaublanc — eines Herrn an seinem Hofe, der in Architektur dilettirte und alle Mitbewerber besiegt hatte, — den Vorzug verdient hätte, nur damit beschwichtigen, daß der auserlesen günstige Platz, auf dem das wunderliche Gebäude errichtet war, selbst einem noch geringeren Werk einen gewissen Effect gesichert haben würde.

Dies sollte das letzte Mal bleiben, daß ich über die bis zur Erschöpfung discutirte Frage dem Könige Rede stand. Ich war trotz des behaglichsten, abwechslungsreichsten Lebens mit der Zeit in eine Melancholie verfallen, die durch influenzaartige körperliche Zustände gesteigert wurde. Ich hörte auf zu essen und zu schlafen; ich wußte, daß meine Frau, die ein Kind erwartete, mich schwer entbehrte, während ich hier, nachdem die baulichen Interessen bei dem Könige in den Hintergrund getreten waren, mir sehr überflüssig vorkam. Der zweite Leibarzt, Dr. v. Schleiß, stellte die Diagnose meines Leidens auf Nostalgie und befürwortete meine Entlassung in die Heimath, die der König denn

auch in Gnaden gewährte. Und wirklich war es vor Allem der pſychiſche Druck, der auf mir gelaſtet hatte. Kaum hatte ich die Eiſenbahn beſtiegen, ſo fühlte ich auf einmal das Leiden von mir weichen und konnte in Mannheim, wo ich eine Stunde Aufenthalt hatte, eine Mahlzeit zu mir nehmen, wie es mir an der königlichen Tafel ſeit vierzehn Tagen nicht mehr möglich geweſen war.

Wien.

Kaum zu Hauſe wieder angelangt, verließ mich der letzte Reſt jenes Fiebers, das mir die vergangenen Wochen im Blut geſteckt hatte.

So dankbar ich das viele Gute und Schöne dieſer Sommer- und Herbſtzeit genoſſen hatte, ſo werthvoll es mir war, einmal eine Zeitlang ein Stück Welt von „der Menſchheit Höhen“ herab, aus der Königsperſpective betrachtet zu haben, ſo war dies Leben doch nicht das mir gemäße geweſen, das mich befähigte, etwas zu ſchaffen, woran ich Freude hatte. Das begann nun wieder, ſobald ich mich in der alten Freiheit ſah.

Denn durch die völlige Unabhängigkeit, die ich ſtets genoſſen hatte, war ich dermaßen verwöhnt, daß ich es auch in den Morgenſtunden zu keiner dichteriſchen Stimmung bringen konnte, wenn ich nicht durchaus Herr meines Tages war und durch einen fremden Willen mir nur der geringſte Zwang auferlegt wurde. Nun kam ſofort allerlei zu Stande, was in der höfiſchen Zeit mich nur „im Traum der Gedanken“ beſchäftigt hatte. Zunächſt ging ich wieder an „Ludwig den Bayern“, den ich am 5ten Januar in zweiter Schrift zu Ende brachte. Die „Hochzeit am Walchenſee“ reifte heran, und als Frucht meiner Jagd- und Hochgebirgsſtudien entſtand die kleine Novelle „Auf der Alm“. Daneben las ich mit Schack die „Phönifſen“ des Euripides (den griechiſchen Text, der ihm allerdings geläufiger geblieben war als mir), gab meinem älteſten Buben Schreibunterricht, erfreute mich an dem Aufblühen ſeiner beiden Geſchwiſter und verkehrte

in der alten traulich geselligen Weise mit den Freunden, vor Allem mit Geibel, Sybel, Windscheid, Grosse, Adolf Wildbrandt und dem trefflichen Melchior Meyr. Die Krokodile standen im Flor. Auch die Symposien begannen wieder, da der König noch vor Ende November nach München zurückgekehrt war, und am dritten Januar wurde Geibels „Brunhild" zum ersten Mal aufgeführt und mit großem Beifall aufgenommen.

Zwischen all diesem Treiben beschäftigte mich die Sorge für meine „Grafen von der Esche", die Laube schon Anfangs November angenommen hatte, und die allerlei Nacharbeit nöthig machten. Am 11ten Januar kam es zur Erstaufführung im Burgtheater. Die ersten vier Akte fanden „lebhaften Beifall", der letzte „eine getheilte Aufnahme". Ich entschloß mich aber erst am 20sten Februar, nach Wien zu reisen und mit eigenen Augen mich zu überzeugen, was ich von dem Stück und seiner Bühnenwirkung zu halten hätte.

Das Wiener Burgtheater stand damals auf der Höhe seines Ruhms und galt unbestritten für die vornehmste unter allen deutschen Bühnen. Der alte königliche Heldenspieler Anschütz stand noch in voller Kraft, neben ihm der geniale, unvergleichlich feine Fichtner und der reichbegabte Laroche, Sonnenthal im vollen Glanz seines jugendlichen Talents, Josef Wagner, der wenigstens in Wien in hohem Ansehen stand, daneben die noch jüngeren großen Talente Baumeister und Lewinsky, die Komiker Beckmann und Meixner, das Gabillon'sche Ehepaar und von Künstlerinnen, außer meiner hochverehrten und sehr geliebten Julie Rettich, Frau Hebbel, Frau Haizinger mit ihrer reizenden Tochter Louise Neumann und die damals vor Allen gefeierte Friederike Goßmann, geringerer Kräfte zu geschweigen, die an anderen Bühnen ebenfalls an erster Stelle geglänzt haben würden. In der That eine Künstlergesellschaft, wie sie auch in Wien weder vor- noch nachher sich zusammengefunden hat.

Und neben den glänzenden Darstellern die Dichter, die ihnen dankbare Aufgaben boten. Es war die literarische Blütezeit

Wiens. Zwar hatte sich der Altmeister Grillparzer seit Jahren grollend zurückgezogen, aber Laube bemühte sich, ihn mit dem Publikum wieder auszusöhnen, das ihn durch die kalte Aufnahme seines Lustspiels „Weh dem, der lügt" unheilbar verwundet hatte. Desto mehr im Sonnenschein der Gunst stand Halm, den Grillparzer nicht als Ebenbürtigen schätzte. Wie er von Hebbel dachte, der seit Jahren in Wien seinen Wohnsitz aufgeschlagen, ist mir nicht bekannt. Bauernfeld jedoch ließ er gelten, und Josef Weilen hatte sich eine Art Schülerstellung bei ihm erobert. Laube selbst versah die Bühne mit Stücken, die trotz einer gewissen Trockenheit eine starke Lebenskraft bewiesen. Auch Mosenthal sei hier erwähnt, wenn er auch nicht hielt, was seine „Deborah" versprochen hatte. In der Posse war Nestroy noch immer thätig. Daneben lebte noch von bedeutenderen Lyrikern Zedlitz, und die talentvolle Betty Paoli genoß in der Wiener Gesellschaft einer großen Beliebtheit. Man wird begreifen, daß ich dem, was in Wien meiner wartete, mit großer Spannung entgegensah.

Seit Anbeginn meiner dramaturgischen Laufbahn hat Laube mir das redlichste Wohlwollen bewiesen und bis an sein Ende, auch nachdem er die Burg verlassen und das Stadttheater übernommen hatte, Alles, was ich ihm brachte, mit warmem Antheil aufgenommen. Nach seinem Tode, sowohl unter Dingelstedt wie dessen sämmtlichen Nachfolgern, habe ich mich eines gleichen Entgegenkommens nicht mehr zu erfreuen gehabt. Um so pietätvoller bewahre ich das Andenken an den klugen, energischen, bis zur Schroffheit aufrichtigen Mann, der mich bei meinen ersten, noch vielfach tastenden Schritten mit seinem erfahrenen Rathe förderte und durch seinen knappen, sachlichen Beifall ermuthigte.

Ich konnte nicht immer seiner Meinung sein, sofern es das höhere dichterische Interesse betraf. Aber ich mußte ihm zugestehen, daß er stets Recht hatte in Bezug auf sein Publikum, das er aus dem Grunde kannte. Und wie sicher er es verstand, auf den Proben die möglichst scharfe theatralische Wirkung herauszuarbeiten, mußte Jeder bezeugen, der ihn einmal am Werk gesehen.

Meine Eschengrafen hielt er gewiß so wenig wie ich selbst für ein Meisterwerk. Es waren neben den einfachen, kräftigen Scenen von volksthümlicher Frische außer einer mühsam aufgebauten Vorgeschichte intriguenhafte Partieen darin, die auf der Bühne erkältend wirken mußten. So ging in einem einzigen Akt ein vermeintlicher Liebestrank, der ein Gift war, allerdings in geschickter Motivirung durch nicht weniger als vier Hände, bis er seine Schuldigkeit that und den jungen Helden in den Verdacht des beabsichtigten Vatermordes brachte. Aber eine warme poetische Blutwelle strömte durch das Stück, und das Thema: die Versöhnung eines alten Ehepaars, das eine bösliche Verleumdung Jahre lang geschieden hatte, durch den eigenen Sohn, konnte einer tiefen Theilnahme des Publikums sicher sein[1]).

Sie blieb auch nicht aus, wovon ich mich am 22sten Februar bei der vierten Wiederholung überzeugen konnte. „Die Eschen hielten sich ganz wacker," verzeichnet mein Tagebuch. Daß sie es dennoch nicht zu einem dauernden Erfolg brachten, lag außer der schon erwähnten Verzwicktheit und Künstlichkeit mancher Motive nicht zum wenigsten an der nur theilweise glücklichen Besetzung.

Wahrhaft enttäuscht war ich vor Allem durch Josef Wagner, der die innerliche Wucht meines älteren Eschengrafen nicht von fern zur Anschauung brachte, während doch die Hälfte der Aufgabe auf seinen Schultern ruhte. Ein weichlicher Declamator, wo ich einen tiefverdüsterten, schwerblütigen, jäh aufwallenden Starrkopf gezeichnet hatte. Nicht minder ungenügend war die Goßmann, die aus dem einfachen, rührend hingebungsvollen Bürgerkind eine sentimentale Naive machte, und der junge Lewinsky, um nicht in die Manier des Theaterbösewichts zu verfallen, hielt sich so trocken zurück, daß seine scharf charakteristische Rolle keinen Eindruck zu machen vermochte.

---

[1]) Zu Grunde lag die alte Sage von Dietleib und ein französischer Reisebericht über den Sohn des Markgrafen Gaston Phébus von Béarn in der Beilage zur Augsburger „Allgemeinen Zeitung" vom 28sten Juni 1857.

Daß das Stück dennoch sich „ganz wacker hielt", verdankte ich vor Allem dem glänzenden, tief ergreifenden Spiel meiner Freundin Julie Rettich, die mir, so lange ich den Stoff in mir getragen, stets als die einzige congeniale Darstellerin der alten Gräfin vor Augen gestanden hatte. (Laube, der bekanntlich auch sonst mit seinen Besetzungen gern experimentirte, hatte nur widerstrebend eingewilligt, die Rolle ihr und nicht der Hebbel zu geben.)

An dieser Stelle drängt es mich, auszusprechen, daß ich die höchsten dramatischen Eindrücke, neben und über der Rachel, der Ristori und der Janauschek, dieser einzigen Künstlerin verdankt habe. Sie war auch als Frau die bedeutendste weibliche Erscheinung, die mir je begegnet ist, von einem angeborenen Adel des Geistes und Herzens, einer leidenschaftlichen Güte und schlichten Helle des Gemüths, einem aufopferungsfreudigen Freundschaftssinn und einer verständnißvollen Duldung für alles Menschliche, selbst wenn es ihrer eigenen Natur fremd war, wie es auf dieser unvollkommenen Erde selten zu finden ist. Dazu kam, daß sie eine der sehr Wenigen ihres Berufes war, die das Theater nicht in ihr bürgerliches Leben mit hinübernehmen. So sehr sie für ihre Kunst begeistert war, so vollständig fiel aller Theaterflitter von ihr, so bald sie sich abgeschminkt hatte, und die echten Züge der Gattin, Mutter, Großmutter und Freundin traten auf ihrem großgebildeten, geistvollen Gesicht zu Tage.

Sie war mit einem vortrefflichen Manne verheirathet, der als Schauspieler weit unter ihr stand und lebenslang unter dem Wahne litt, daß sein Talent verkannt werde. Eine einzige Tochter hatte diesen unglücklichen Mangel an Selbsterkenntniß vom Vater geerbt und bei ihrer Verheirathung mit dem Impresario Merelli es sich ausbedungen, als Sängerin auf italienischen Bühnen auftreten zu dürfen, wo sie nirgend Erfolg hatte. Den geheimen Kummer über diese kaltherzige Tochter, die der Mutter so wenig ähnlich sah, vergüteten meiner Freundin zwei liebliche Enkelkinder, deren Erziehung die herumreisende Mutter nur allzu willig der Großmama überlassen hatte. So fand ich sie, als ich nach Wien kam; außerdem umgaben sie noch einige Hausfreunde,

die sie gleich dem Gatten auf Händen trugen: ein alter, bescheidener Hausonkel, Pabsch, die leidenschaftlich getreue Freundin Julie Schlesinger und der „Adoptivsohn" Faust Pachler; vor Allen aber der Freiherr Eligius von Münch-Bellinghausen, der Dichter des „Sohns der Wildniß" und des „Fechters von Ravenna", Friedrich Halm.

Schon im Juli des Jahres 1854 hatte ich die große Künstlerin in München bei Gelegenheit des Gesammtgastspiels bewundern können. Ihre Gräfin Orsina, Königin Elisabeth, Sittah, Dame in Trauer in „Minna von Barnhelm", Isabella in der „Braut von Messina" hatten mich entzückt. Nie zuvor war mir auf der Bühne eine solche Durchdringung des hohen Stils mit vollem Lebensgefühl und reicher Characterisirung begegnet, und daß die geniale Frau es nicht bedurfte, vom Kothurn getragen zu werden, um alle Mitspieler zu überragen, sah ich zehn Jahre später bei ihrem Gastspiel in Berlin, wo sie in Octave Feuillet's kleinem Stück „Le village" die schlichte gute Frau so ergreifend spielte, daß ich mich der Thränen nicht erwehren konnte.

Damals, in meinem ersten Münchener Jahr, hatte ich sie auch persönlich kennen und lieben gelernt und ihr meinen „Meleager" gewidmet. Sie besuchte uns mit ihrem Gatten und Baron Münch einige Jahre darauf wieder, wo dann unsere Freundschaft sich vollends befestigte. Auch mit Halm kam ich in ein freundliches Verhältniß und fand ihn „edel, hülfreich und gut", stets bemüht, jüngeren Talenten mit seinem erfahrenen Rath unter die Arme zu greifen. Sein klares Urtheil kam auch mir bei meinen dramatischen Entwürfen vielfach zu statten. Denn er war ein Meister in der Compositionstechnik, im dramaturgischen Contrapunkt, und verstand es mit virtuoser Sicherheit, jeden Stoff sofort auf seine entscheidenden Grundmotive anzusehen und ihn danach organisch zu gliedern. Hätte er das Knochengerüst ebenso glücklich mit Fleisch und Blut zu bekleiden vermocht, so wäre er der Größten einer geworden.

Hier aber versagte ihm die Natur. Statt des unmittelbaren Ausdrucks der Leidenschaft stand ihm nur eine conventionelle

glatte Rhetorik zu Gebote, und wo man den naiven Naturlaut erwartete, brachte er es nicht über eine süßliche Lyrik und jenes theatralische Getändel, das wir mit dem Namen „Wienereien" bezeichneten. („Zwei Seelen und ein Gedanke" — im „Sohn der Wildniß"!)

Er hatte aber, da die spätere Julie Rettich als Julie Gley von Hamburg nach Wien gekommen war, ihr aufs Wärmste gehuldigt und Rollen geschrieben, in denen sie das Wiener Publikum begeistern konnte. Die persönliche Freundschaft, die unerschütterlich durch die langen Jahre fortbestand, kam hinzu, um das Urtheil der Schauspielerin über ihren Dichter befangen zu machen. So feinsinnig und hellsichtig in allem Dichterischen, nicht bloß in Bezug auf den Theatereffect, die seltene Frau war, hier bornirte ihr Herz ihren Verstand. Die einzigen Stunden, in denen ich ihren Unwillen erregte, waren die zum Glück nicht häufigen, in denen sie mich aufforderte, über ein neues Drama Halm's mich auszusprechen, wo ich dann trotz der behutsamsten Form an die Schranke stieß, die durch das weibliche Gefühl gezogen und durch kein ästhetisches Raisonnement einzureißen war.

Wie sehr es mich beglückte, meine so schwärmerisch verehrte Freundin in einem meiner Stücke auftreten zu sehen, brauche ich nicht zu schildern. Auch sonst aber waren diese acht Tage in Wien eine wahre Festzeit für mich.

Zu den Vortheilen meiner Münchener Existenz hatte ich es auch gezählt, daß sich dort außer ein paar nahen Freunden Niemand um mich bekümmerte. Es gab keine „Salons", keine „Gesellschaft", die einen Ehrgeiz darein setzte, bedeutende Persönlichkeiten, sogar so erlauchte wie einen Justus Liebig, zu sich heranzuziehen, bloß um mit ihnen äußerlich zu prunken. Ein inneres Interesse schien noch weniger zu bestehen. Es kam nie vor, daß mir am dritten Ort über irgend eine meiner Arbeiten ein Wort gesagt wurde, und eine öffentliche literarische Kritik gab es, wie schon erwähnt, in der Münchener Frühzeit nicht. Man konnte im übrigen Deutschland berühmt werden, ohne daß die Stadtgenossen etwas davon erfuhren.

Dieser Mangel an aller persönlichen Verhätschelung war aber eine heilsame Disciplin für den Character eines jungen Poeten, dem es um Eitelkeitserfolge nicht zu thun war. An ehrlicher Kritik ließen es die Freunde nicht fehlen, so wenig wie in Stunden des Zweifels und der Selbstunterschätzung an Aufmunterung und frischem Wind unter die Flügel. Gedruckte Recensionen hatte ich mir von Anfang an so viel als möglich fernzuhalten gesucht, da ich selbst die Schwächen einer jeden fertigen Arbeit nur allzu genau erkannte und übrigens wußte, daß es vergebene Mühe sein würde, meiner Länge eine Elle zusetzen zu wollen.

Nun überraschte es mich wahrhaft, von der liebenswürdigen Wiener Gesellschaft als ein junger Poet begrüßt zu werden, mit dem man sich schon viel beschäftigt und dem man für manche gute Gabe zu danken habe. Dabei hatte man den Tact, mich nicht durch banale Lobsprüche verlegen zu machen, sondern dieses und jenes vorzubringen, womit man nicht einverstanden war, so daß ich mich sogleich zu meiner Rechtfertigung in ein angeregtes Gespräch hineingelockt sah. Dazu die schönen Frauen, die herrliche Umgebung der Stadt, die Kunstschätze des Belvedere und der reichen Privatgalerieen und die Abende im Theater, die mir außer den Stunden im Rettich'schen Kreise die größte Freude machten. Nicht vorzugsweise die classischen Dramen, deren Ausstattung hinter der weit künstlerischeren des Münchener Hoftheaters zurückblieb, während ich auch im Spiel bei allem großen Talent der Einzelnen eine gewisse Einheit und Größe des Stils vermißte. Darauf einzuwirken, war eben Laube's Sache nicht. Desto vollkommener erschien mir das Lustspiel und Conversationsstück, von einer Feinheit, Anmuth und Wahrheit, wie ich nichts Aehnliches bisher gesehen hatte. Auf gleicher Höhe in anderem Genre das komische Quartett im Treumanntheater: Nestroy, Grois, Treumann, Knaak. Unsere Lang und Sigl waren gewiß Humoristen ersten Ranges. Aber zu einer so aristophanischen Höhe grotesker Komik, einem solchen Uebermuth und Ueberschwang ausbündiger Lustigkeit, wie dort in Wien, konnten sie

es nicht bringen, schon weil die Mitspieler ihnen nicht ebenbürtig waren.

Es würde viele Bogen füllen, wollte ich von jenen acht Tagen ausführlich berichten. Unter den vielen neuen Bekanntschaften, die mein Tagebuch verzeichnet, sei nur zweier erwähnt: Grillparzer's und Hebbel's.

Ueber Beide hatte ich im „Literaturblatt zum deutschen Kunstblatt" mich ausgesprochen, über den Altmeister der österreichischen Dramatiker, der damals in Norddeutschland so gut wie verschollen war, mit andächtiger Bewunderung. Ich hatte ihn gleichsam neu entdeckt und zum ersten Mal, da die Rettich mir seine sämmtlichen, noch zerstreut erschienenen Dramen geschenkt hatte, mit tiefstem Interesse studiert. Er hatte wohl von meinem Aufsatz Kenntniß genommen und ihn mir gedankt. Nun empfing er mich, da Lewinsky mich zu ihm führte, mit einer Freundlichkeit, die mir das Herz aufgehen ließ. Ich genoß bei dem ehrwürdigen Greise eine unvergeßliche Stunde, und als ich bei meinem zweiten Besuch mich von ihm verabschiedete und er mich mit väterlicher Güte umarmte, war ich nahe daran, wie er selbst in jungen Jahren einem Größeren gegenüber, von meiner inneren Bewegung mich zu Thränen fortreißen zu lassen.

Anders verlief mein Besuch bei Hebbel. Dessen Gedichte hatte ich respectvoll, aber ohne Verhüllung dessen, was ich für die Grenzen seiner Begabung hielt, besprochen, das Gewaltsame und Grüblerische seines Wesens auch in der Lyrik, die dialektische Marotte hervorgehoben, mit der er allem Einfachen aus dem Wege ging, und die Unfähigkeit, „Geist und Natur auf ungetrennter Spur" sich verbinden zu lassen. Ich war also nicht auf den freundlichsten Empfang gefaßt, zumal ich darauf bestanden hatte, daß die Rolle meiner Gräfin von der Esche der Rettich zuertheilt werden sollte.

Ich fand aber den merkwürdigen langen blonden Mann zwar etwas einsilbig, doch ohne jede Spur einer Empfindlichkeit gegen den dreisten jungen Collegen. Eine gewisse befangene Höflichkeit auf seiner Seite verschwand bald, und ein interessantes

Gespräch kam in Gang, an dem dann auch die Frau theilnahm. Da ich sein großes Talent anerkannte, so problematisch mir auch das Meiste, was er hervorgebracht, erschien — die grandiosen „Nibelungen" waren noch nicht gedichtet —, konnte ich ihm einen aufrichtigen guten Willen zeigen, der ihm nach der Vorstellung, die er sich von mir gemacht, sichtlich wohlthat.

Wiener Nachklänge. Meran.

Am ersten März traf ich in München wieder ein, voll von den reichen und glänzenden Eindrücken der eben durchlebten Woche. Ich mußte beim nächsten Symposion auch dem Könige darüber berichten, und auf seine Frage, warum von allen Wiener Dichtern sich keiner an den Münchener dramatischen Wettbewerben betheiligt habe, konnte ich ihm nicht verschweigen, was ich mehrfach gehört hatte, daß das Münchener Theater in Wien nicht im besten Rufe stand und man gefürchtet hatte, durch unsere Darstellung ein neues Stück nicht vortheilhaft eingeführt zu sehen.

Der König war sehr betroffen und trug mir auf, ihm Vorschläge zur Hebung unserer Bühne und Ausfüllung der Lücken im Personal, die allerdings vorhanden waren, schriftlich vorzulegen. Ich versäumte nicht, dies alsbald zu thun. Meine unmaßgeblichen Winke hatten jedoch keinen praktischen Erfolg; es blieb Alles beim Alten.

Vieles von diesem Alten war sehr gut, und die vorhandenen trefflichen Kräfte hätten nur einer sachkundigeren, energischeren Leitung bedurft, um noch Erfreulicheres zu leisten. Auf den ganz unfähigen alten General war aber ein geschickter Verwaltungsbeamter „interimistisch" gefolgt, der Intendanzrath Schmitt, der alles Künstlerische, dem er sich nicht gewachsen fühlte, den Regisseuren überließ. Mir war er feindlich gesinnt, da er mich im Verdacht hatte, an seine Stelle treten zu wollen.

Auch er also hatte keinen frischeren Zug in unsere Theaterzustände gebracht. So war unter Anderem seit den Mustervorstellungen im Sommer 1854 kein Gast auf der Münchener

Bühne erschienen, und es wurde als ein Ereigniß betrachtet, daß die Intendanz im März 1861 Frau Lila Bulyowsky ein Gastspiel gewährte. Da sie in manchen Rollen auftrat, für die wir nur eine fragwürdige Vertreterin hatten, und der Reiz der Neuheit mitwirkte, war es natürlich, daß sie sehr bewundert wurde und sogar ein leiser slavischer Anklang in ihrer Sprache sich den Ohren einschmeichelte. Ich fand bei meiner Rückkehr aus Wien sogar die nächsten Freunde unter ihrem Zauber, alte Professoren huldigten der klugen Menschenfischerin mit jugendlichem Feuer, und Geibel besang sie in zärtlichen Versen. Daß ich unter diesen Berauschten der einzig Nüchterne blieb, verdankte ich meinen frischen Eindrücken vom Burgtheater. Ich hatte wieder einmal echte große Schauspielkunst erlebt und war durch kleine Künste nicht zu verführen.

Meine „Grafen von der Esche" legte ich zurück, ohne sie weiter zu versenden, obwohl einige Bühnen danach verlangten. Ich that vielleicht nicht klug daran. Trotz seiner Mängel, über die ich mir klar geworden war, hätte nach dem Vorgang Wien's das Stück dank seinem packenden volksthümlichen Stoff doch wohl seinen Weg gemacht, auch wenn sich, was mich vor Allem zurückhielt, für die Rolle der Mutter nirgend eine Darstellerin fand, die nur von fern an die Rettich heranreichte.

Ich habe aber von jeher vorgezogen, ein Stück lieber gar nicht als unzulänglich aufführen zu sehen, für einen Dramatiker, der die Bühne erobern will, ein bedenklicher Fehler. Da es ihm unter zwanzig oder dreißig deutschen Theatern kaum einmal so gut wird, eine Besetzung zu finden, die ihm ganz genügte, muß er sich bescheiden, Eins ins Andere zu rechnen. Ich habe das nie über mich gewonnen; und diese Empfindlichkeit gegen eine mangelhafte Verkörperung der Gestalten, die ich in mir getragen, hat mit den Jahren mehr und mehr zugenommen, so daß ich immer häufiger selbst großen Theatern die Erlaubniß zur Aufführung eines Stückes verweigerte, für die sie nicht die geeigneten Darsteller hatten. Ich wußte wohl, daß jedes Publikum an seine Schauspieler glaubt und an ihre Schwächen gewöhnt ist. Es

widerstrebte mir aber, was ich mit eigensinniger Liebe so und nicht anders gemacht hatte, in entstellender Form ans Licht treten zu lassen, wie ich auch ein Buch mit vielen sinnstörenden Druckfehlern lieber hätte einstampfen lassen, als es zu veröffentlichen.

Dazu kam, daß, sobald ich an einer Arbeit meine Lust gebüßt hatte, eine neue mein leidenschaftliches Interesse in Anspruch nahm und das Schicksal der früheren mich wenig bekümmerte. Von früh an war mein Respect vor der sogenannten „Gottesstimme" des Publikums nur gering gewesen, mein Ehrgeiz vollauf befriedigt, wenn mein eigenes Gewissen und die Freunde, auf deren unbestechliches Urtheil ich vertrauen durfte, mich darüber beruhigt hatten, daß ich das Meinige gethan. Wo dies, wie bei den Eschengrafen, ausblieb, lag mir nichts an dem äußeren Erfolg bei der Menge.

Zunächst wandte ich mich wieder meinem „Ludwig dem Bayern" zu, den mir selbst und zugleich dem Könige und dem Münchener Publikum zu Dank zu machen keine leichte Sache war. Auch fehlte dazu in jenem Frühjahr die reine, glückliche Stimmung. Wir wurden aufgeregt durch Sybel's Berufung nach Bonn. In dem Umstand, daß der König ihn nicht halten wollte, sahen wir mit übermäßiger Sorge den Anfang des Endes. (Das Nähere über diese Wendung von Sybel's Geschick, an der er selbst nicht von jeder Mitschuld frei war, ist in A. Dove's oben erwähntem Aufsatz „Ausgewählte Schriftchen" S. 125, mitgetheilt.) Uns Allen schien durch die Entlassung dieses Freundes der Boden unter unsern Füßen unsicher geworden, weit mehr als durch die frühere Entfernung von Dönniges, der aus der unmittelbaren Nähe des Königs in den diplomatischen Dienst verbannt worden war. Am schwersten aber drückte auf mein Gemüth häusliches Unglück, das mir das ganze folgende Jahr verdüstern sollte.

Am 10ten April 1861 hatte meine theure Frau ihrem vierten Kinde das Leben gegeben. Zum ersten Mal konnte sie sich von der Erschöpfung des Wochenbetts nicht erholen, und bald stellten sich Symptome eines tieferen Leidens ein, die uns Mitte Juli nöthigten, auf den Rath der Aerzte die frischere Luft von Tegern-

see aufzusuchen. Die erhoffte Besserung blieb aus. Wir mußten uns entschließen, Mitte September nach Meran überzusiedeln, und es begann für meine arme Geliebte, die ihre drei jüngeren Kinder unter der Obhut der Großmutter in München hatte zurücklassen müssen, eine Leidenszeit, der selbst die Kraft ihrer tapferen Seele nicht immer gewachsen war. So lange Furcht und Hoffnung wechselten, fast den ganzen Winter hindurch, konnte ich auf einige Stunden des Tages mich zu einer Arbeit sammeln. An „Ludwig den Bayer" wurde die letzte Hand gelegt, zwei „Meraner Novellen" entstanden, die Novelle in Versen „Rafael" wurde für das Münchener Dichterbuch ins Reine gebracht — es gab gute sonnige Stunden, wo man nach einem vom Arzt bestätigten Trugschein der Besserung aufathmete und sich der Freude an dem schönen Fleck Erde und heiteren Zukunftsgedanken hingab. Damals schrieb ich die Novelle „Unheilbar", die Hoffnung meiner Dulderin auf einen glücklichen Ausgang zu stärken. Im März brachte uns die Großmutter die drei Kinder zu dem Aeltesten, der unsere Verbannung bisher allein getheilt hatte, und mein jüngerer Schwager Hans, den auch ein tief tragisches Schicksal elf Jahre später in der Blüte seiner hoffnungsvollen Jugend hinraffen sollte, begleitete die kleine Karawane.

Doch nach den ersten frohen Tagen des Wiedersehens wurde die Stimmung rasch wieder tief verschattet, da kein Zweifel mehr blieb, daß an Rettung dieses theuern Lebens nicht zu denken war. Um mich aufrecht zu erhalten, hatte ich eine dritte Meraner Novelle begonnen, „Der Kinder Sünde der Väter Fluch". Ich dachte, durch das erschütternde Sujet die Schrecken meiner eigenen Tage und Nächte überbieten zu können. Mittendrin aber versagte mir die bildende Kraft. Ich konnte mir nur noch hin und wieder durch die halb mechanische Uebersetzermühe am „Giusti" über die Qual der schleichenden Tage hinweghelfen.

In der Nacht des 30sten September entschlief meine geliebte Frau. Am 2ten October betteten wir sie auf dem protestantischen Friedhof zu ihrer letzten Ruhe. Mit dem Weibe meiner Jugend hatte ich meine eigene Jugend zu Grabe getragen.

Ludwig der Bayer.

Nach der Rückkehr in das verödete Haus währte es längere Monate, bis ich die Verstörung meines Innern so weit überwand, daß ich mich zu einer fruchtbaren dichterischen Thätigkeit aufraffen konnte.

Allerlei Versuche dazu mißglückten; darunter ein historisches Trauerspiel „Ludolf von Schwaben", das nicht über die drei ersten Akte hinausgedieh. Auch konnte ich durch die jüngste Erfahrung mit meinem „Ludwig dem Bayern" über das Schicksal, das geschichtliche Stoffe aus unserer Vorzeit auf den deutschen Bühnen zu finden pflegen, hinlänglich aufgeklärt sein.

Am 29sten April 1862 war das Stück über die Münchener Bühne gegangen. Ein Telegramm hatte mir in Meran gemeldet, daß der erste Akt warm, der zweite, vierte und fünfte lebhaft aufgenommen worden waren, „der dritte durch Zufälle verstimmt" hatte. Die Aufklärung über diese „Zufälle" ließ nicht lange auf sich warten. Geibel hatte sich erboten, statt meiner die Proben zu überwachen. Zum Unglück hatte er den dritten Akt, statt die rasche Verwandlung in seiner Mitte beizubehalten, in zwei Akte getheilt und am Schluß des ersten Theils über dem Schlachtfeld von Ampfing die Sonne aus Meyerbeer's Propheten aufgehen lassen. Das hatte selbst das unbefangen gesinnte Publikum als ein brutaler Theatereffect verstimmt, und es war immerhin ein Zeugniß für die Lebenskraft des Stückes, daß es diesen tödtlichen Schlag überwunden hatte.

Die Aufführung hatte auch sonst viel zu wünschen übrig gelassen. Leopold von Oesterreich, an den ich viel gewendet hatte, um ihn zu einer mächtigen Charakterfigur zu machen, war in den schwachen Händen eines Schauspielers zweiten Ranges. Auch Friedrich der Schöne besaß nicht einen Ton von der ganzen Scala, die ich ihm auf die Zunge gelegt hatte. Doch war wiederum das Dahn'sche Ehepaar trefflich, und die Wiederholungen hätten auch wohl die geringeren Darsteller sicherer in ihren Rollen gemacht, wenn die eingeborene Feindselig-

keit es dazu hätte kommen lassen. Doch zu Allem, was an Mißwollen, Neid und Fremdenhaß sonst noch in der Bevölkerung gährte, gesellte sich diesmal noch der Groll der clericalen Partei, die ich durch das — streng geschichtliche — Verhalten Kaiser Ludwig's gegenüber dem päpstlichen Legaten schwer gereizt hatte. Am nächsten Morgen erschienen Abgesandte dieser ultramontanen Kreise an der Theaterkasse und erklärten, das Stück werde ausgepfiffen werden und einen großen Scandal veranlassen, wenn man es nur noch einmal zu wiederholen wage.

Daß der Intendanzrath Schmitt diese Drohung gern zum Vorwand nahm, das Stück sofort abzusetzen und es für ewige Zeiten in der Theaterbibliothek zu begraben, konnte mich nicht wundern. Der König, dem ich darüber schrieb, antwortete mir huldvoll in alter Weise, doch ohne zu befehlen, daß das Stück fortgespielt werden sollte.

Seine Stimmung dieser von ihm so lebhaft gewünschten Dichtung gegenüber wurde mir erst klar, als ich im Februar des nächsten Jahres im Symposion den ersten Akt vorlas.

Ich hatte mich bemüht, das Charakterbild meines Helden nicht in höfischer Verschönerung zu zeichnen, es jedoch, wie sich's mir aus dem Studium der Quellen ergeben hatte, immer noch mit so viel gewinnenden Zügen ausgestattet, in seiner einfachen Würde so ehrfurchtgebietend, daß selbst das eingeborene patriotische Gefühl eines echten Bayern damit zufrieden sein konnte. Nun aber hatte der König wohl eine Verherrlichung seines Ahnherrn erwartet, die von Anfang an die stärksten Töne anstimmte. Wie mußte er sich enttäuscht fühlen, als Leopold von Oesterreich, allerdings der erbittertste Feind seines Wittelsbacher Vetters, in die heftigen Worte gegen seinen Bruder ausbrach:

Es steht der Schimpf[1])
Auf ewig zwischen euch. Jetzt kennst du ihn,
Wie alle Welt ihn kennt, verschlagen, sacht
Zugreifend, wo ein Bettlerbrocken abfällt
Vom Tisch des Reichs, mit jedem Winde segelnd,

[1]) Der verlorenen Schlacht bei Gammelsdorf.

Ein Herzog nach des Pöbels Herzen, selbst
Dem Bäckerknecht das Mehl vom Wammse klopfend,
Um Einen mehr zu haben, der die Mütze
Hoch wirft und schreit: „Lang lebe Wittelsbach!"
Und Dieser brach die Flügel Habsburgs Aar,
Und Diesem setzt der kaiserliche Vogel
Sich auf die Faust, dem zahmen Falken gleich,
Und schnäbelt ihm den Bart?

Daß Friedrich der Schöne darauf erwidert:

Der Haß verzerrt dir
Das Maß der Dinge —

konnte den Eindruck dieser Hohnrede bei dem Fürsten, dem der Ruhm seines kaiserlichen Vorfahren vor Allem am Herzen lag, nicht verwischen, und die von Akt zu Akt wachsende Größe und Machtfülle der Gestalt kam bei der Vorlesung des ersten Akts nicht zur Anschauung. Ich sah, daß der König eine peinliche Empfindung nur mühsam verbarg, er dankte mir, als ich geendet hatte, mit wenigen kühlen Worten, und von einer Fortsetzung war nicht die Rede.

Ich hatte wieder einmal gesehen, daß mir zum Hofmann gewisse unentbehrliche Eigenschaften fehlten. Aber so gern ich dem gütigen Könige, dem ich so viel verdankte, seinen Lieblingswunsch erfüllt hätte, — daß es mir nicht gelungen, erregte mir keinen tieferen Kummer. Durch die Trauer um die geliebte Frau war ich gegen alle geringeren Kümmernisse abgestumpft und nahm das unverdiente Mißgeschick und die Verkennung, die mein Stück erfahren, mit großem Gleichmuth hin.

Freilich vermochten in jener Zeit auch frohe Erlebnisse mir nicht bis ans Herz zu dringen.

Eduard Devrient in Karlsruhe hatte „Ludwig den Bayern" am 10ten November zur Aufführung gebracht, mit lebhaftem Erfolg. Ich folgte seiner Einladung zur zweiten Vorstellung, die am 13ten stattfand und mein Gewissen darüber, daß ich dem Stoff sein Recht angethan, beruhigte. Auch in Stuttgart (3. December) wurde mir für die Unbill, die ich in München erfahren, eine erfreuliche Genugthuung zu Theil. Weiter

hatte ich meiner Gewohnheit nach das Stück nicht versendet. Es war und blieb bei allem Aufwand charakterisierender Kunst und dichterischer Wärme eine „Historie", der im übrigen Deutschland, wo der Stoff keine heimathlichen Gefühle erweckte, ein tieferes Interesse nicht entgegenkommen konnte. Und mehr als je war mir in meiner damaligen Stimmung ein Theatererfolg gleichgültig.

Der schwere Trübsinn, der über mir lag, wurde erst Ende April ein wenig gelichtet, als Hermann Kurz, mit dem ich bisher brieflich in freundschaftlichem Verkehr gestanden hatte, auf mehrere Wochen nach München kam. Damals befestigte sich das brüderliche Verhältniß, das bis an den Tod des herrlichen Mannes in ungetrübter Frische und Innigkeit fortbestand und ein eigenes Kapitel verdiente. Wie wir von da an alles Literarische mit einander theilten, ließ ich ihn auch in jenen Tagen die während meines Passionsjahres entstandenen Entwürfe und halbfertigen Arbeiten sehen, unter Anderem eine Komödie „Roland's Schildknappen", die freilich erst dreißig Jahre später ihre letzte Form erhalten sollte. Dies lustige Schmerzenskind war auch die Veranlassung, daß ich bei der Reise nach Berlin zu meiner Mutter Ende Mai den Weg über Meiningen nahm. Es lag mir daran, mit dem damaligen Director des dortigen Theaters, meinem Freunde Karl Locher, der eine gründliche dramaturgische Bildung und praktische Erfahrung besaß, über diese und andere Arbeiten mich zu berathen. Denn so verschlossen ich alle anderen dichterischen Aufgaben in der Stille des „Heiligthums bildender Kraft" heranreifen ließ, ein dramatisches Project konnte ich nicht früh genug mit einsichtigen Freunden durchsprechen und von den verschiedensten Seiten beleuchten lassen, um bei Zeiten darüber klar zu werden, welchen Eindruck es schon durch die Umrisse der Handlung dermaleinst auf die vielköpfige Menge im Theater machen würde.

Nach zwei erquicklichen Tagen in dem gastlichen Meininger Hause brachte ich meiner Mutter ihren ältesten Enkel und sah mich einmal wieder sechs Wochen lang in meinem alten Berlin

um, wo ich mit den alten Freunden, meinem theuren Adolf Menzel, Theodor Fontane, Fritz Eggers, Steinthal und so vielen Anderen die Erinnerungen an die gute, alte Tunnelzeit auffrischte und in dem großstädtischen Getümmel wie in der Brandung eines Seebades meine verstörten Nerven sich wieder stärken ließ. Eine besondere Freude war mir noch beschieden durch ein Gastspiel der Rettich, das gerade in diese Zeit fiel und zu dem sich auch Gustav zu Putlitz eingefunden hatte. Sie trat im Victoriatheater in kleinen Stücken auf, die nur den Werth hatten, die Größe ihres Talents und ihres Seelenadels auch im Kleinen zu offenbaren. Damals sah ich auch das obenerwähnte Feuillet'sche kleine Stück (deutsch unter dem Titel „Im Alter") und hatte über Halm's „Wildfeuer", das sie mir im Manuscript zu lesen gab, eine unserer gelegentlichen hitzigen Debatten mit der Freundin, die aber nur das Blut erfrischten und in keinem von uns einen Stachel zurückließen.

Ich brachte von dieser Berliner Reise Anregungen aller Art in mein Münchener Leben mit heim, vor Allem, nachdem ich zu Anfang des Jahres lange gekränkelt hatte, eine leibliche Kräftigung, die mir zu neuen Arbeiten sehr zu Statten kam. Die noch übrigen Sommerwochen bis zum Beginn des Herbstes verbrachte ich mit den Meinigen in dem ehemaligen Kloster Seeon, eine Stunde nördlich vom Chiemsee an seinem eigenen kleinen See gelegen. Dort in der früheren Sacristei neben der Hauptkapelle, die jetzt zur Obstkammer diente und deren einziges Fenster auf ein stilles, mit hohem Gras bewachsenes Klosterhöfchen sieht, habe ich zwei Sommer nach einander in tiefster Weltentrücktheit über dramatischen Aufgaben gebrütet, im ersten Jahre „Hadrian" und „Maria Moroni" zu Stande gebracht, im folgenden meinen „Hans Lange". Doch soll von diesen Arbeiten hier nicht weiter die Rede sein. Weit wichtigere Ereignisse als die Entstehung eines Trauerspiels künden sich an, denen der Schluß dieser Memorabilien gewidmet sei.

Des Königs Tod.

Am 19ten November war die Nachricht nach München gedrungen von der Proclamation des Herzogs von Augustenburg, dem Einmarsch Preußens und Oesterreichs in die Herzogthümer und Preußens Protest gegen den neuen Dänenkönig.

Schon aus süddeutscher Abneigung gegen die norddeutsche Großmacht hatte man in München leidenschaftlich Partei ergriffen für den „angestammten" Fürsten gegen die beiden Vormächte, die trotz des Bundesbeschlusses den Krieg gegen Dänemark auf ihre Rechnung zu führen gedachten und es den Schleswig-Holsteinern wehren wollten, über ihr Schicksal selbst zu bestimmen. So überwiegend großdeutsch man sonst in München gesinnt war, — bei diesem Anlaß richtete sich der Groll der Bevölkerung nicht minder gegen Graf Rechberg als gegen Herrn von Bismarck. Volksversammlungen fanden statt, ein Hülfscomité wurde gebildet, in welches neben den Einheimischen Julius Knorr, Steub, v. Schauß, gleich zu Anfang Bodenstedt, Schack und ich selbst eintraten und späterhin neben einer Reihe der angesehensten liberalen Bürger auch so conservative Altmünchener wie der ehrwürdige Ringseis nicht fehlten.

Zu dieser sehr heftigen und zähen Agitation trug ich das Meinige redlich bei durch meine Thätigkeit in der literarischen Section des Hülfsvereins, wo ich nicht nur die Aufrufe an die Mitbürger und aufklärende Artikel für die „Neuesten Nachrichten" verfaßte, sondern auch die Adresse an den König, die in einer von über viertausend Menschen besuchten Volksversammlung vorgelesen und einmüthig ohne jede Debatte beschlossen wurde. König Max hatte, sobald die ersten Wetterzeichen am politischen Horizont aufstiegen, seinen römischen Winteraufenthalt abgebrochen und war am 15ten December nach München zurückgekehrt. Er war gleich seinem Volk gut Augustenburgisch gesinnt und hatte bekanntlich Herrn von der Pfordten, seinen Gesandten beim Bundestag, in diesem Sinne instruirt. Doch ob auch die Bewegung, die durch alle Kreise seiner Hauptstadt ging, seiner

eigenen Stimmung entsprach, — daß sich die guten Bürger herausnahmen, sich in seine Regierungsgeschäfte zu mischen, ihn zu Entschlüssen drängen zu wollen, die er sich selbst vorbehielt, vermerkte er sehr ungnädig. Vollends begriff er nicht, daß Einer aus seinem Poetenkreise sich dazu hergeben konnte, den Wünschen des Volks als Dolmetscher an seinem Thron zu dienen. Schack und Bodenstedt traten bei der Agitation wenigstens nicht selbstthätig hervor. Daß ich aber die Adresse entworfen hatte, die er selbst anzunehmen sich nicht herabließ, sondern nur durch den Minister zur Kenntniß nahm, verdachte er mir schwer, was ich deutlich empfand, als ich bei dem Symposion am dritten März meinem sonst so gütigen erlauchten Gönner gegenübertrat.

Es war das erste nach der Rückkehr aus Rom, das letzte, an dem wir das Antlitz des verehrten Fürsten erblicken sollten. Ein gespannter, trübsinniger Zug lag darauf. Die Augen waren müder und verschleierter als sonst an diesen Abenden, mit sichtlicher Anstrengung folgte der König Wilhelm Jordan's Vorlesung aus seiner „Nibelunge", die wir Alle zu lang fanden, während der gütige Herr in seiner schonenden Art es nicht über sich gewinnen konnte, die Recitation zu unterbrechen. Als endlich ein Abschnitt erreicht worden war, zog er sich früher als sonst zurück, indem er wie entschuldigend sagte, daß er leider die Herren verlassen müsse, da er sich unwohl fühle.

Wir ahnten nicht, daß wir seine Stimme zum letzten Mal gehört haben sollten. Sechs Tage später, als ich am Abend des 9ten März in eine Sitzung des Schleswig-Holstein-Comités kam, wurde ich mit der Nachricht empfangen, der König liege auf den Tod. Ich eilte nach dem Schlosse, eine unabsehliche Menschenmenge drängte sich in lautloser Erschütterung nach dem Schloßhof, Schneeregen rieselte auf die Häupter herab, Alle waren fühllos gegen den rauhen Nachtsturm, immer nur den einen Gedanken wälzend, der unfaßbar war, da man noch vor Kurzem an keinerlei Gefahr gedacht hatte. Von einem Freunde, der aus dem Schlosse kam, erfuhr ich, daß gleichwohl keine Hoffnung sei. Am andern Tage gegen Mittag hatte der edle Fürst ausgeathmet.

Nachklänge.

Mitten aus seinem Lebenswerk war König Max abgerufen worden. Doch was er zur Hebung der Wissenschaften in seinem Lande gethan, hatte schon so tiefe Wurzeln geschlagen, daß es allen feindseligen Bestrebungen der Dunkelmächte widerstand. Seit jenen Tagen sind Universität und Akademie Münchens auf der Höhe ihres Ansehens geblieben, und die Arbeiten der historischen Commission haben ihren ungestörten Fortgang genommen.

Die „Münchener Idealisten" freilich blieben nicht beisammen. Wohl hatte der junge König, dessen Neigungen bekanntlich nach anderen künstlerischen Zielen gingen, den drei Poeten, die sein Vater berufen, ihre Jahrespensionen bestätigt, aus freiem Entschluß, doch erst da Geibel und ich uns nicht dazu bewegen ließen, wie es Ludwig II. anfänglich uns zugemuthet hatte, um den Fortgenuß einer königlichen Gunst, die uns ohne unser Zuthun gewährt worden war, bittend einzukommen.

Um für die Weitergewährung der Pension meinen Dank abzustatten, hatte ich um eine Audienz nachgesucht. Es war das einzige Mal, daß ich dem jungen Könige gegenüberstand. Er empfing mich freundlich, doch mit einer gewissen gesucht hoheitsvollen Haltung, die erkennen ließ, daß ihm seine königliche Würde noch eine Rolle war, in die er erst hineinwachsen sollte. Wie ganz anders hatte sein unvergeßlicher Vater den soviel jüngeren Poeten gleich bei der ersten Begegnung aufgenommen! Doch war der Blick der schönen großen Augen, in denen ein träumerischer Glanz leuchtete, gewinnend und seine Rede frei von jeder Befangenheit. Von Dönniges wußte ich auch, daß der junge Herrscher ein ungewöhnlich sicheres Urtheil über Jeden besaß, der in seine Nähe kam, eine Menschenkenntniß, deren Reife bei der weltfremden Erziehung, die er genossen hatte, geradezu wunderbar erschien. Das Gespräch mit mir bewegte sich um gleichgültige Dinge. Nur als das Theater berührt wurde und ich bemerkte, wie selten die verschiedenen Eigenschaften, die zur Leitung einer großen Bühne erforderlich seien, in Einer

Person sich vereinigt fänden, sah ich einen argwöhnischen Zug über das edle junge Antlitz gleiten. Ob er mich im Verdacht hatte, mich selbst zu dieser damals noch immer unzulänglich ausgefüllten Stelle empfehlen zu wollen? Es wäre das nicht eben ein Beweis für die ihm nachgerühmte Menschenbeurtheilung gewesen, da mir mein Lebenlang nichts ferner gelegen, als der Wunsch, Dingelstedts Erbschaft anzutreten.

Der leichte Schatten schwand aber wieder, und ich wurde huldvoll entlassen, doch ohne daß ein weiterer persönlicher Verkehr in Aussicht gestellt worden wäre.

Als dann aber vier Jahre später das bekannte Ereigniß eintrat, das Cabinetsschreiben König Ludwig's II., durch das er Geibel seine Pension entzog, weil der alte Kaiserherold König Wilhelm bei dessen Besuch in Lübeck mit dem Wunsch begrüßt hatte,

> Daß noch dereinst dein Auge sieht,
> Wie übers Reich ununterbrochen
> Vom Fels zum Meer dein Adler zieht —

war es auch mir unmöglich, fernerhin ein königliches Gnadengehalt anzunehmen, an das die Bedingung geknüpft gewesen wäre, meine politische Ueberzeugung, wenn sie mit der des Königs nicht im Einklang war, zurückzuhalten, nachdem ich sie in all den Jahren, da ich seinem heimgegangenen Vater nahe gestanden, nie zu verleugnen gehabt hatte.

Auf die Eingabe, in der ich mit ehrerbietigem Dank für das bisher Gewährte meinen Verzicht ausgesprochen hatte, erhielt ich erst spät eine gewundene Antwort in einem Cabinetsschreiben, das deutlich erkennen ließ, der König hatte die Motive, die meine Handlungsweise bedingt, kaum begriffen und war aufs Schwerste gegen mich erzürnt. Doch schien sein Unwille bald zu schwinden. Für einige meiner Bücher, die ich später, da ihr Gegenstand seine Interessen berührte, ihm überreichen zu lassen schicklich fand, ließ er mich seines freundlichsten Dankes versichern. Einmal kam sogar die Anfrage Sr. Majestät an mich, warum ich meinen Roman in Versen „Schlechte Gesellschaft" nicht fort-

gesetzt hätte. In den letzten Jahren seines traurig verdunkelten Lebens hörten auch diese seltenen literarischen Beziehungen vollständig auf.

Auch König Max würde sich durch jenes Geibel'sche Gedicht empfindlich berührt gefühlt haben. Doch wäre es darüber nie zum Bruch zwischen ihm und dem so hoch verehrten Dichter gekommen, der dem fürstlichen Gönner aus seinem Kaisertraum nie ein Hehl gemacht hatte.

Bei einem seiner vertraulichen Gespräche mit dem Könige hatte Geibel geäußert: „Wenn ich mich nicht als Bürger eines großen deutschen Reichs fühlte, wäre mein Vaterland nur fünf Quadratmeilen groß." Der Sohn eines freistädtischen Gemeinwesens durfte wohl so empfinden, und die Aeußerung dieser Gesinnung bei einer solennen Gelegenheit hätte ihm vielleicht ein Wort der Mißbilligung unter vier Augen, nimmermehr aber die Entziehung der königlichen Gnade in so schroffer Form eingetragen.

So schmerzlich uns aber der Verlust unseres geliebten und verehrten Königs war, ihn selbst bewahrte sein früher Tod vor mancher herben Prüfung, die ihm die Entwicklung der politischen Geschicke Deutschlands auferlegt haben würde.

Schwerer als sein Sohn hätte er das Jahr 1866 empfunden, und obwohl auch er, als der Krieg gegen Frankreich die gesammte Wehrkraft Deutschlands unter die Waffen rief, nicht gezaudert haben würde, sein Heer den Bundesgenossen anzuschließen, einen härteren Kampf als seinen Nachfolger hätte es ihn gekostet, sich in die neue Ordnung des Reichs zu fügen, die ihm ohne Oesterreich und außer dem Rahmen der Trias-Idee als ein Abbruch an seiner vollen Souveränetät erschienen wäre.

All diesen Zweifeln und Kämpfen war er nun entrückt. Zugleich war ihm das Bitterste erspart geblieben, seine beiden Söhne ihrem tragischen Geschick unaufhaltsam verfallen zu sehen. Nun stand sein edles Bild in der verklärenden Vollendung des Todes vor der Erinnerung der Seinen und seines Volkes, und selbst Diejenigen, die ihm widerstrebt hatten, konnten ihm das

Zeugniß nicht versagen, daß er das Beste zum Wohl seines Landes gewollt und mit unermüdlich tapferer Hingebung darnach gestrebt hatte, selbst auf Kosten einer leicht zu gewinnenden Popularität, was er als die Aufgabe seines Lebens erkannt, zur Erfüllung zu bringen.

* * *

Das Häuflein der Münchener Idealisten war gelichtet, das Band, das sie zusammengehalten, gelockert worden. Einige Jahre hauf'ten die Krokodile noch gemächlich in dem „heil'gen Teich", den sie bald hierhin, bald dorthin, zuletzt in mein Haus verlegten. Bodenstedt war nach Meiningen gezogen, wo er nicht lange blieb, da er für das Amt eines Dramaturgen in keiner Weise begabt war. Schack hielt sich zurückgezogen in seinem Hause, an das er die Räume für seine Galerie hatte anbauen lassen. Ich selbst dachte nicht daran, dies München je wieder zu verlassen, an das ich durch die theuersten Erinnerungen eines glücklichen Jahrzehnts geknüpft war. Auch einer wiederholten ehrenvollen Einladung zur Uebersiedelung nach Weimar widerstand ich um so leichter, da ich nach fünf einsamen Jahren ein zweites Herzensglück fand und eine junge Münchnerin heimführen durfte aus einem Hause, das in seinem geselligen Zuschnitt von früh an sich von den meisten anderen unterschieden hatte. Durch diese Verbindung bestärkte sich mehr und mehr mein süddeutsches Heimathsgefühl, und um so fester wurzelte ich im Münchener Boden, als ich durch den Tod meiner Mutter im Jahre 1864 den Antrieb verlor, in meine Vaterstadt zurückzukehren, die mir, je gewaltiger sie zur Reichshauptstadt heranwuchs, ein immer fremderes Gesicht zeigte, aus dem die traulichen alten Züge verschwunden waren.

Mein alter Geibel hatte, seitdem sein ohnehin nur äußerliches Verhältniß zu König Ludwig II. gelöst worden war, München gemieden. Sein schweres organisches Leiden, das immer qualvoller wurde, machte ihm weitere Reisen unmöglich, so daß er von seinem Hause in Lübeck und seiner einzigen Tochter Marie,

die in glücklicher kinderreicher Ehe lebte, sich nur noch entfernte, um im Sommer in einem der Ostseebäder sich zu erfrischen. Er war nie ein fleißiger Briefschreiber gewesen. Nun wurde der Verkehr mit den fernen Freunden immer spärlicher, wie denn auch Kraft und Stimmung zur Arbeit mehr und mehr versiegten. Er vollendete noch, mühsam genug, das Trauerspiel „Sophonisbe", das 1869 den Schillerpreis erhielt und weit hinter der „Brunhild" zurücksteht. Im Jahre 1877 gab er die „Spätherbstblüten", den vierten Band seiner Gedichte heraus, Nachklänge aus seiner jüngsten wie auch reifsten Zeit, in denen der alte Löwe noch einmal klingend seine Mähne schüttelte. Die Arbeit an seinem „klassischen Liederbuch" ging nebenher. Die letzte überschwänglich hohe Lebensfreude hatten ihm die Siege in Frankreich und die Erfüllung seines einst verspotteten Kaisertraums bereitet. In dem schmalen Bändchen seiner „Heroldsrufe" sammelte er neben den ahnungsvollen Herzensergießungen der früheren Zeit die machtvollen Triumphlieder, mit denen er das glorreiche Siegesjahr feierte.

An meinem Dichten und Trachten nahm er auch in der Ferne den alten Freundesantheil. Ein Wiedersehen mit ihm war mir aber nur noch einmal, im Herbst 1881, in seinem stillen Hause zu Lübeck vergönnt.

In tiefer Bewegung sah ich den Freund, dessen Bild mir noch immer in der vollen Kraft seiner Mannesjahre vor der Seele gestanden hatte, als einen gebrochenen, hageren Greis, der sich mit schwermüthigem Blick mühsam von seinem Sitz erhob, um mich mit alter Herzlichkeit zu umarmen. Bald freilich belebten sich die leidvoll gespannten Züge, das Auge leuchtete wieder auf, wenn er der alten Zeiten gedachte oder nach gemeinsamen Freunden fragte, und hin und wieder, sobald das Gespräch literarische oder politische Themata streifte, die seinen Grimm und Groll erregten, blitzte noch ein Funke des alten Berserkerzorns aus seinen Worten hervor, und die magere Hand zaus'te heftig wie sonst den ergrauten Knebelbart. Hernach aber, als er einen Wagen holen ließ, mir die Stadt und ihre Umgebung zu zeigen,

sank er wieder in eine dumpfe Stimmung zurück und saß, in die Wagenecke gedrückt, mit trüben Augen vor sich hinblickend. Vor der Schifferstube des Rathhauses ließ er halten, und wir stiegen aus, die altberühmten Räume zu beschauen. Ich sah, mit welcher Ehrerbietung, wie einem Stadtheiligen, man ihm begegnete.

Doch auch hier, bei einem Trunk edlen Weins, der sonst immer die Macht gehabt hatte, seinen Genius zu beflügeln, verharrte er in seiner düsteren Versonnenheit, und erst am Abend, als seine Nichte, die ihm als treue Pflegerin zur Seite stand, meine Bitte unterstützte, doch etwas von seinen neuesten Versen vorzulesen, fiel auch von mir der Druck, dessen ich mich in all den Stunden nicht hatte erwehren können. Er las dann ein paar Uebersetzungen aus dem Französischen und einige eigene Gedichte. Es war noch in Allem die alte Herrschaft über die Form und die Anmuth des Gedankens zu spüren. Aber der tiefe, melodische Klang seiner Stimme war wie umflort, und wir Beide fühlten, daß dies stille Symposion das letzte, wehmüthige Fest der Freundschaft war, das wir mit einander feiern sollten.

Im Jahre 1888 wurde ich von seinem Verleger aufgefordert, für die hundertste Auflage seiner Gedichte einen Prolog zu dichten. Ich ergriff mit Freuden die Gelegenheit, dem theuren alten Meister, dem ich so viel verdankte, einmal öffentlich auszusprechen, was er mir und seinem Volke gewesen war. Der Freundesgruß sollte ihn nicht mehr erreichen. Ehe noch das Buch zur Ausgabe gelangte, war er von seinen Leiden erlöst worden.

Bekenntnisse.

I. Aus dem Leben.

Das Jahr, in welchem König Max die Augen schloß, war das fünfunddreißigste meines Lebens. Ueber diese Zeit hinaus die Aufzeichnung meiner Erlebnisse in der bisherigen Weise fortzuführen, widerstrebt mir aus mehr als Einem Grunde.

Von den vielen bedeutenden Menschen, die seitdem mir vorübergegangen, sind die Meisten noch am Leben. Wenn ich mich nicht damit begnügen wollte, ihre Namen zu nennen, sondern der Versuchung nicht widerstehen könnte, auch nur mit wenigen Strichen sie zu charakterisiren, liefe ich Gefahr, vielfach anzustoßen, der magis amica veritas zu Liebe manchen mir sonst werthen Freund zu verletzen. Habe ich doch schon in den früheren Blättern durch offene Urtheile über Abgeschiedene die pietätvollen Gefühle ihrer Nachkommen hin und wieder kränken müssen, was freilich unvermeidlich ist, wenn bei einer Rückschau auf das eigene Leben nicht alle scharfen Umrisse verwischt werden sollen.

Doch gab diese Pflicht der Schonung nicht den Ausschlag. Entscheidender war die Rücksicht auf das geringere Interesse, das eine ausführliche Schilderung meiner Erlebnisse durch so lange Jahre für Fernerstehende zu hoffen hatte.

Wer „in unsres Lebensweges Mitte" angelangt ist, hat seine Werdezeit hinter sich, in der uns selbst unbedeutende Menschen anziehend sein können, während ein Begabterer nun hinlänglich sich selbst erlebt hat, um fortan zu wissen, was er will und kann. Ist er ein praktischer Charakter, ein Mann der That, ein Forscher oder Erfinder, so mag nun erst recht seine Wirksamkeit beginnen, und der Bericht über die Hindernisse,

die er zu überwinden hatte, die Erfolge, die er davontrug, wird vielleicht ein kleines Kapitel der Culturgeschichte bilden, das wir nicht missen möchten. Anders beim Künstler oder Dichter. Wenn diese ihre Lehrjahre hinter sich haben, liegt ihre fernere Lebensgeschichte in ihrer Lebensarbeit zu Tage.

Auch in dieser wird eine Entwicklung stattfinden voller Wechselfälle und je nach der Begabung und dem Charakter des Einzelnen ein Aufsteigen oder Absinken. Hierüber jedoch zu urtheilen steht ihm selbst nicht wohl an. Denn das redlichste Bemühen um Selbsterkenntniß hat nur einen zweifelhaften Erfolg, da jeder schöpferische Mensch den Werth eigener und fremder Leistungen nach seinem persönlichen Wollen und Können mißt und sich bis zur Ungerechtigkeit im Eigensinn seines Naturells bestärken darf, um unbeirrt von fremden Einflüssen hervorzubringen, was ihm allein gemäß ist. Ja er ist zur Einseitigkeit förmlich verpflichtet und darf sich auf den Spruch berufen

Halte nur Maß im Geltenlassen,
Stumpfe nicht ab dein Lieben und Hassen.
Willst du zum Künstler dich erziehn,
Habe den Muth deiner Antipathien!

Wenn daher das Urtheil des Dichters über seine eigenen Werke nur einen psychologischen Werth hat und die Gefahr nahe liegt, daß er, wie zärtliche Väter pflegen, gerade seine unglücklichsten Erzeugnisse mit besonderer Liebe an seinem Herzen hegen möchte, so ist es nicht minder irreführend, daß gerade der ernstlich Vorwärtsstrebende geneigt ist, bei einer kritischen Rückschau überwundene ältere Stufen geringschätzig anzusehen, obwohl, was damals entstand, vielleicht ein besseres Lebensrecht hatte, als seine gereifteren Spätlinge. Mit- und Nachwelt aber sind nur allzu gern bereit, dergleichen unbillige Selbstbekenntnisse beim Wort zu nehmen, da der Verfasser über seine eigenen Leistungen doch am besten selbst Bescheid wissen müsse.

Auch bin ich durch verschiedene Selbstbiographieen aus unseren Tagen zu der Ueberzeugung gelangt, daß die gewissenhafte Aufzählung auch nur der ansehnlicheren Arbeiten und ihrer

Schicksale selbst dem nahestehenden Kunstgenossen nicht sonderlich dankenswerth erscheint, wie viel weniger dem großen Publikum. Leben die Sachen fort, so weiß man darum ohne jede Bemühung des Biographen, der ihrer nur erwähnen mag, wenn sie irgendwie bedeutsam in die geistige Bewegung der Zeit eingegriffen haben und darum einen ehrenvollen Nachruf verdienen. Sind sie verschollen, so lasse man sie dort, „wo schon die Meisten sind". Vollends den Dornenweg des Dramatikers Schritt für Schritt zu verfolgen, den oft so jähen Wechsel von Erfolgen zu Mißerfolgen von einer Bühne zur andern nachträglich mit zu erleben, ist schon darum so unfruchtbar wie ermüdend, weil das Schicksal jedes Bühnenwerks an so vielverschlungenen Fäden hängt, daß es einer unendlichen Aufzählung der oft entscheidenden kleinsten Factoren bedürfte, um klar zu machen, warum dasselbe Stück auf diesem Theater gefiel, auf jenem abgelehnt wurde, an einem dritten nicht einmal zur Annahme gelangte, oder überhaupt trotz seiner trefflichen Eigenschaften, von denen sein Autor natürlich überzeugt ist, das Licht der Lampen nie erblicken sollte.

Die Welt hat Wichtigeres zu thun, als den raisonnirenden Katalog von Geistesproducten zu studieren, denen eine Wirkung versagt war.

Und so sollte Jeder, der sein Leben damit zugebracht hat, Musenwerk zu treiben, sich an das Goethe'sche Wort halten:

Mit keinem Gedicht hab' ich geprahlt,
Und was ich gemalt habe, hab' ich gemalt.

Ob etwas davon und wie viel und was vor dem strengen Todtengericht der Nachwelt Gnade finden werde, soll ihn nicht bekümmern. Ist es ihm so gut geworden, sich ausleben zu dürfen, seine innere Welt in einer oder der anderen Form zu gestalten und bei diesem beglückenden Thun, dem höchsten, da es in jedem Augenblick das Gefühl der Persönlichkeit in uns erweckt, den aufmunternden Antheil einsichtiger Freunde sich zu erhalten, so ist er schon vor Tausenden begnadet. Er soll sich an dem stillen Bewußtsein, zu den Berufenen zu gehören,

genügen lassen und die Entscheidung darüber, ob er auch ein Auserwählter sei, der Zukunft anheimstellen.

* * *

Wenn es aber wohlgethan ist, sein Werk für sich sprechen zu lassen und in Betreff des äußeren, wenig bewegten Lebenslaufs den Nekrologen nicht vorzugreifen, so hat es doch auch gerade unter den künstlerisch schaffenden Menschen, die eben darum mit reizbareren Sinnen und ungestümerem Blut begabt zu sein pflegen, Solche gegeben, deren äußeres Leben selbst einem leidenschaftlich bewegten Roman voll gewaltsamer Katastrophen gleicht, deren Selbstbiographie uns daher zuweilen interessanter ist, als ihre Schöpfungen. Zwar nicht die Italiener, wohl aber alle übrigen Leser würden, wenn sie zu wählen hätten, sämmtliche Tragödien Alfieri's gegen seine Vita hingeben und den Verlust aller Goldschmiedarbeiten Cellini's verschmerzen, wenn uns um diesen Preis sein abenteuerliches Lebensbild, das ihn selbst und seine Zeit in so unvergänglichen Zügen schildert, erhalten bliebe. Auch ist es nicht bloße Neugier, die uns bedauern läßt, daß der Dichter des Childe Harold und Don Juan keine Memoiren hinterlassen hat. Immerhin hätte er auch in seinem Selbstporträt „posiren" mögen, gleich den Helden seiner Dichtungen Lara, Giaur, Sardanapal. Zur vollen Erkenntniß dieses wundersamen Menschen voll innerer Widersprüche würde uns jede weitere Confession neben seinen Briefen und Dichtungen von hohem Werth gewesen sein.

Mein eigenes langes Leben ist ohne dergleichen stürmische Wechselfälle verflossen, und bei den großen weltumwälzenden Ereignissen dieses Jahrhunderts habe ich nur den Zuschauer gemacht und selbst im bescheidensten Maße nie thätig mitgewirkt. Der Tod des Königs machte in meinen Münchener Verhältnissen keine einschneidende Aenderung. So blieb ich in der Stadt wohnen, die mir eine zweite Heimath geworden war, ohne jedes Amt nur meinen mannichfachen literarischen Aufgaben mich widmend, sah gute Freunde und Gleichgesinnte kommen und gehen und eine neue

Zeit anbrechen, in der ein neues Geschlecht mit neuen Anschauungen und Bedürfnissen heranwuchs. Dies Alles vollzog sich geräuschlos, mit innerer Nothwendigkeit, die ich nicht läugnete, wenn ich mich ihr auch nicht unterwarf. Von Zeit zu Zeit, so oft ich einer geistigen Luftveränderung bedurfte, pilgerte ich auf ein paar Wochen wieder in mein gelobtes Land und fuhr auch zweimal mit meiner Frau statt über den Brenner über den Rhein, um mich jedesmal etwa vierzehn Tage in Paris umzusehen. Von diesen kurzen Episoden jedoch soll hier so wenig berichtet werden, wie von meinen vielfachen einsamen Streifzügen in Italien. Da wir es in Paris von vorn herein nur auf die Stadt selbst, Museeen, Theater, die Umgegend und so viel vom Volkscharakter abgesehen hatten, als man im Schlendern über die Boulevards und im Bois davon erhaschen mag, notablen Bekanntschaften aber aus dem Wege gingen, so hätte die Mittheilung unserer flüchtigen Eindrücke nur geringes Interesse.

Nun aber bin ich oft gefragt worden, ob meinen zahlreichen Novellen, in denen es sich um leidenschaftliche Conflicte handelt, nicht eigene Erlebnisse zu Grunde lägen, an denen ja auch ein äußerliches Stillleben nicht arm zu sein braucht. Man pflegte zu glauben, die Kenntniß des weiblichen Geschlechts, der Abgründe und Untiefen im Frauenherzen, die man in meiner Dichtung finden will, könne nur in der Schule des Lebens erworben und mit eigenem Herzblut bezahlt worden sein.

Dies ist nun keineswegs der Fall gewesen.

Von den nur allzu zahlreichen Novellen, in denen ich Frauencharaktere geschildert habe, wüßte ich kaum ein halb Dutzend, für welche persönliche Erinnerungen das Motiv geliefert hätten. Auch dann niemals in memoirenhafter Genauigkeit, sondern so umgebildet und künstlerisch verarbeitet, daß nur der seelische Grundton des eigenen Erlebnisses darin forttönte. Eben so wenig habe ich Schicksale guter Freunde oder Charakterbilder von Personen, mit denen das Leben mich in nahe Berührung brachte, novellistisch „verwerthet" oder als Modelle mit porträtmäßiger Aehnlichkeit mir angeeignet, sondern mich stets auf die An-

regungen beschränkt, die eine fruchtbare Phantasie einer liebevoll beobachteten Wirklichkeit verdankt. Gegen „Schlüsselromane" vollends, die nur eine frivole Neugier befriedigen, fühlte ich stets einen tiefen Abscheu, als gegen eine schnöde Zwittergattung, die den Reiz polizeilicher Documente mit künstlerischen Effecten verbinden will.

Und so würde die heut so unheilvoll im Schwange gehende Methode, Dichterwerke als eine genau zu berechnende Summe biographischer Factoren darzustellen, an meinen novellistischen Arbeiten keinen dankbaren Stoff finden. Wohl habe auch ich in der Schule der Leidenschaft meinen Cursus gründlich durchzumachen gehabt. Denn schon als Knabe hatte ich die Macht der Schönheit empfunden, und es war eine sehr persönliche Confession, die ich in einer Strophe der „Braut von Cypern" aussprach:

O heilig Wunder! Uralt ist die Welt,
Und dennoch steht am Anfang aller Dinge
Das Herz, in das ein Strahl der Schönheit fällt!
Als ob dich eine Schöpfung neu umfinge,
Wird dir die Brust erschüttert und geschwellt,
Es trifft dich wie ein Schlag von Adlerschwinge,
Die Thräne fühlst du dir im Auge beben —
Nun weißt du erst, lebendig sei dein Leben.

Was der träumerische Tölpel Cimone dort erfuhr, wie gut kannte ich es, wie oft hatte ich es als schüchterner Juvenil selbst erfahren, in Gesellschaften, wo ich einer reizvollen Mädchengestalt begegnete, im Theater, wenn ich eine schöne Frau in ihre Loge treten oder sie auf der Straße mir vorübergehen sah. Ich empfand dann leibhaftig jenen „Schlag" auf das Herz, der Athem stockte mir, ja, wie es schon die große Lesbische Dichterin an sich erlebt, ein leiser Schweiß trat mir auf die Stirn, wenn das zauberhafte Wesen mich anredete.

Diese Schwäche meiner jungen Jahre ist mir noch lange nachgegangen, und wenn ich als Dichter oft eines überschwänglichen Schönheitscultus geziehen worden bin — obwohl mir so viel tiefere geistige und sittliche Probleme zeitlebens zu schaffen machten —, kann ich mich nur damit entschuldigen, daß es sich

dabei um einen Naturfehler handle, der sich mit keinem noch so guten Willen hätte ausrotten lassen.

Daß ich aber dennoch in der Schule der Frauen lange gesessen, ohne allzu schweres Lehrgeld zu zahlen, und vor zerrüttenden Herzensstürmen bewahrt geblieben bin, verdanke ich dem seltenen Glück, daß mein Herz früh in festen Händen war und daß ich zweimal eine Ehe geführt habe, wie sie harmonischer, Seele und Sinne im Tiefsten erquickender nicht gedacht werden konnte.

* * *

Eine ernsthafte erste Liebe hatte ich schon in meinem Primanerherzen erleben müssen.

Schon bei der Schilderung des „Clubs", den ich mit meinen drei Schulfreunden in dem Poetenhause am Enkeplatz gestiftet hatte, habe ich den Namen Felix von Stein's genannt. Seine Eltern waren seit einigen Jahren aus Thüringen übergesiedelt, da sie für die Erziehung ihrer Kinder in ihrem waldumrauschten Schlosse Kochberg nicht wohl zu sorgen wußten, und bewohnten eine reizende Villa in Schöneberg, von wo aus ihr Stammhalter Felix und sein viel jüngeres Brüderchen Karl täglich zur Schule nach Berlin wanderten. Ein Neffe des Freiherrn, Sohn seiner Schwester, die in Weimar an einen Mr. Perry verheirathet war, lebte ebenfalls unter der Obhut seiner Verwandten und besuchte wie sein Vetter das Friedrich-Wilhelms-Gymnasium.

Da die Eltern durch ihren Sohn von mir als einem „Musterschüler" gehört hatten, mußte Felix mich auf einen Sonntag Mittag zu ihnen hinausladen. Noch ist es mir deutlich in der Erinnerung, wie ich das hohe Gitterthor der Villa erreichte und das schmucke einstöckige Haus zum ersten Mal hinter dem sanft ansteigenden Rasenplatz des Vorgartens liegen sah, von den hohen Wipfeln des Parks, der sich dahinter ausbreitete, überschattet. Als ich eintrat, sah ich einen großen, schwarzhaarigen Mann mit dunklem Bart, den ich nach seinem nachlässigen Anzug für den Gärtner hielt, an einem Gartenbeete beschäftigt. Auf

meine Frage, ob Herr von Stein hier wohne, sah er mich mit seinen schwarzen Augen freundlich an und antwortete, ich möge nur ins Haus hinaufgehen, im Gartensaal, der sich nach dem Vorgarten öffnete, würde ich die Damen finden.

Felix kam mir entgegen mit dem großen Neufundländer, der bald mein Freund werden sollte, und führte mich zu seiner Mutter, deren herzlicher Empfang rasch alle Fremdheit zwischen uns verscheuchte. Ich war früh in allerlei geselligen Kreisen eingeführt und hatte mich leidlich unbefangen zu betragen gelernt. In ein altadliges Haus trat ich hier zum erstenmale, und auch die Erinnerung an jene Frau von Stein, deren Freundschaft den jungen Goethe beglückt hatte, trug dazu bei, mich diesen ihren Nachkommen gegenüber anders als sonst in einem befreundeten Hause empfinden zu lassen. Auch die Räume, die sie bewohnten, waren mit Bildern geschmückt, die eine Art historischer Stimmung erzeugten, und der ganze Zuschnitt des Lebens, obwohl von irgend welchem Prunk keine Rede war, hob sich doch um eine Stufe über die mir gewohnte bürgerliche Sitte hinauf.

Dann öffnete sich eine Thür, und ein junges Mädchen trat ein, das Felix umarmte und mir als seine Schwester Anna vorstellte. Sie trug ein einfaches helles Kleid, das ihrer schlanken, aber voll aufgeblühten Figur sehr reizend stand, das reiche, schwarze Haar schlicht gescheitelt und in einem dicken Knoten aufgesteckt, den kleinen runden Kopf ein wenig in den Nacken geworfen. Sie gab mir unbefangen die Hand, betrachtete mich ruhig mit den halb zugedrückten schwarzen Augen, als ob sie bei sich selbst spräche: Also so sieht der gepriesene primus omnium aus! und wandte sich dann mit einem feinen Zucken der Nasenflügel von mir weg.

Nach der überfließenden Freundlichkeit der kleinen, trotz ihres Embonpoints sehr beweglichen Mama machte mir diese überlegen kühle Begrüßung der Tochter einen unholden Eindruck, und ich nahm mir vor, das hochmüthige Freifräulein, das mir gegenüber sich in der Rolle einer unnahbaren Aristokratin zu gefallen schien, meinen Bürgerstolz fühlen zu lassen, auch wenn ich mir nicht ein

junges Genie zu sein dünkte, wie der Dichter des Werther. Dieser flüchtigen Verstimmung aber wurde ein Ende gemacht, als der Bediente die Thür nach dem Eßzimmer öffnete und von der anderen Seite der Hausherr eintrat, kein Anderer als der große brünette Mann, den ich für den Gärtner gehalten hatte.

Die schlichte Güte und Herzlichkeit, mit der er mir begegnete, gewann ihm in der ersten halben Stunde mein Herz, und als ich spät am Abend mich verabschiedete, fühlte ich deutlich, daß die Bekanntschaft mit diesen Menschen einen bedeutsamen Abschnitt in meiner Entwicklung bilden würde.

Ich habe nicht vor, hier den kleinen Roman dieser Jugendliebe ausführlich zu erzählen. Auch sind die wesentlichsten Züge desselben, vor Allem die leidenschaftliche Stimmung, in der ich ihn durchlebte, in der Novelle „das Freifräulein" zur Darstellung gekommen, getreuer und umständlicher, als irgend ein anderes meiner eigenen Lebensabenteuer einen dichterischen Ausdruck gefunden hat. Nur die Katastrophe, von dem Entschluß der Entführung an, ist freie Zuthat, da die Geliebte einer romantischen Thorheit dieser Art nie auch nur im Traum sich würde schuldig gemacht haben.

Hier möge genügen zu sagen, daß das Eis zwischen mir und dem schwer verkannten jungen Wesen überaus schnell ins Schmelzen kam. Zwar behielt sie äußerlich ihre zurückhaltende Miene und den kühlen Blick der Augen bei, doch erkannte ich bald, daß unter der scheinbar vornehmen Ruhe und Gleichgültigkeit sich ein scheues, warmblütiges Temperament verbarg, das Tasten und Suchen einer jungen Menschenseele, die den Räthseln des Lebens furchtsam gegenübersteht und ihr inneres Leben der Welt nicht enthüllen will. Eben diese äußere Sicherheit in den Formen bei der inneren geistigen Rathlosigkeit, die sich hin und wieder in unbewachten Augenblicken verrieth, machte ihr Wesen so anziehend. Es war die erste „problematische" Mädchennatur, die mir begegnete. Kein Wunder, daß sie bald mein ganzes Innere erfüllte und Kopf und Herz zugleich gefangen nahm.

So wenig Anlagen ich zum blöden Schäfer hatte und so kecklich anderen Mädchen gegenüber ich den Verliebten zu spielen verstand, wo ich Nichts empfand, in diesem Falle versagten mir Muth und Selbstgefühl völlig, auch nur so weit mich mit meinem geheimen Herzenszustand hervorzuwagen, wie jeder gute Jüngling der Schwester seines Freundes den Hof machen darf. Auch trug ich diese Liebe ohne jede Hoffnung, daß sie je erwiedert werden könne, mit mir herum. Doch lebte ich nur von Einem Landbesuch zum andern, wo ich dann vierundzwanzig Stunden unter Einem Dache mit ihr zubrachte, da es bald eingeführt war, daß ich Sonnabend Nachmittags hinausging, die Nacht mit Felix und seinem Vetter in ihren Mansardenzimmern bei allerlei kleinen Rauch- und Trinkorgien halb durchwachte und den Sonntag darauf mit den Geschwistern unter den herrlichen alten Bäumen des Parks mich herumtrieb.

Man wird begreifen, daß bei diesem Gastrecht im Hause der Eltern — der Name des „Goldsohns" war mir von der Mutter, die mich in jeder Weise verhätschelte, wie in jener Novelle beigelegt worden — meine grüne junge Lyrik so üppig wie jedes andere Unkraut gedieh. Damals stand ich ganz im Banne Heine's. Was an schwermüthigen, desperaten oder todesschaurigen Versen entstand, wurde dann an den Clubabenden vorgelesen. So waren Felix meine Gefühle für seine Schwester, ohne daß der Name je genannt wurde, von Anfang an kein Geheimniß, und die Gedichte wurden zwischen uns nur in Bezug auf ihren poetischen Werth oder Unwerth besprochen.

Der gute Junge war aber endlich unvorsichtig genug, Mitleid mit meinem Zustande zu fühlen, und eines Nachts, als wir aus dem Club nach Hause gingen und Endrulat uns verlassen hatte, eröffnete er mir, er habe mit seiner Schwester von mir gesprochen, und sie habe ihm gestanden, daß ihr meine Liebe längst kein Geheimniß mehr sei, und daß sie sie erwiedere.

So unerhört und unfaßbar mir dieses Glück erschien, war ich doch keinen Augenblick im Zweifel, daß ich Manns genug sein würde, es festzuhalten. Am nächsten Sonntag, da mir die

Liebste zum ersten Mal ohne ihre sichere Haltung, mit beklommenem Athem und gerötheten Wangen gegenübertrat, bat ich sie, mit mir in den Garten zu gehen. Dort fragte ich sie ohne Umschweife, ob ich glauben dürfe, was ihr Bruder mir gesagt, und als sie wortlos mit einem entschlossenen Nicken ihres reizenden Kopfes es bestätigte, sagte ich ihr Alles, was ich seit der brüderlichen Enthüllung mir zurechtgedacht hatte. Wir standen Beide in unserm siebzehnten Jahr, ich um wenige Monate älter, übrigens aber im Nachtheil gegen sie, die so herangereift war, daß sie jeden Augenblick einem Bewerber ihre Hand gewähren konnte, während ich im günstigsten Falle, ehe ich daran denken durfte, sie heimzuführen, eine Wartezeit wie Jacob um Rahel durchzumachen hatte.

Wie konnten wir auch hoffen, selbst wenn die Eltern ohne jedes Standesvorurtheil dem Goldsohn, dessen Vater ein schlechtbesoldeter Professor war, ihr Freifräulein gegönnt hätten, daß sie auf eine so weite, unsichere Aussicht hin zu einem Eingehen auf unsere Wünsche geneigt sein würden? In so seligem Taumel ich neben dem geliebten Wesen hinschritt, blieb ich doch besonnen genug, Nichts von Allem zu verschweigen, was scheinbar als ein unüberwindliches Hinderniß unserem Glück sich entgegenthürmte. Als ich sie aber schließlich fragte, ob sie sich getraue, trotz alledem an mir festzuhalten, wie ich mich ewig an sie gebunden fühlte, und sie ruhig aufblickend das erste Wort auf meine gestammelte Rede, ein helles entschiedenes Ja! erwiederte, sah ich plötzlich alle Wolken über unsrer Zukunft zerstreut und den Stern unserer jungen Liebe verheißungsvoll herabstrahlen.

Noch heute ist es mir räthselhaft, daß wir nach diesen tapferen Bekenntnissen uns nur die Hand reichten und unsere Lippen sich nicht berührten, so einsam und sicher der Platz unter den alten Ulmen war. Das damals Versäumte ist auch später nicht nachgeholt worden. Ich habe dies schöne Wesen, das sich mir verlobt hatte, nie im Arme gehalten und ihr nicht einmal Stirn und Augen, geschweige denn den stolzen kleinen Mund geküßt, der mir ein so beseligendes Geständniß gemacht hatte.

Was dann weiter geschah, nahm keinen so dramatisch bewegten Verlauf, wie in der Novelle. Bald nach unserer heimlichen Verlobung reis'te ich in den Herbstferien mit den beiden Vettern nach Thüringen. Als Gymnasiasten im letzten Semester wurden uns in Jena von einem dortigen Corps gastfreundliche Ehren erwiesen, durch die man uns zum späteren Einspringen ködern wollte. Es waren auch sonst vergnügliche Tage, mir insbesondere verklärt durch das verschwiegene Liebesglück, das ich, wie ich meinte, sicher aufgehoben daheim zurückgelassen hatte, und von dem mein Skizzenbüchlein auf jeder Seite in überschwänglichen Liedern zu erzählen wußte. Die Krone all unsrer Wandererlebnisse war die Rast in Kochberg, wo uns die alte Mama Stein und Onkel Altenstein aufs Liebenswürdigste mehrere Tage beherbergten. Mit wie ehrfürchtiger Andacht betrachtete ich in den Goethe-Zimmern alle Spuren, die seine Hand zurückgelassen hatte! Nie ist mir natürlich auch nur von fern der vermessene Gedanke eines Vergleichs mit jenem höchsten Genius in den Sinn gekommen. Daß aber mein Herzensgeschick mit dem seinigen an Reiz und Wärme sich wohl messen konnte, daß die Urenkelin der Ahne vollauf ebenbürtig sei, stand mir über allem Zweifel.

Aus diesem Traum sollte ich gleich nach der Rückkehr unsanft geweckt werden.

Die gute Tochter hatte es nicht über ihr Gewissen gebracht, das Geheimniß ewiger Liebe und Treue, die wir uns gelobt hatten, der Mutter zu verschweigen. Natürlich hatte dann auch der Vater davon erfahren, und beiden Eltern war es nicht zu verdenken, daß sie klüger waren, als ihr Kind, und einen jungen Menschen, dem noch das Abiturientenexamen bevorstand, nicht als zukünftigen Eidam betrachten wollten.

Auch ich verdachte es ihnen nicht, als mir Felix im Schulzimmer berichtete, wie er es zu Hause gefunden hatte. Freilich, über den „Verrath", dessen ich seine Schwester anklagte, war ich tief empört. Den Eltern aber dachte ich „männlich" gegenüberzutreten und für das, was ich gethan und ferner zu thun entschlossen war, offen einzustehen.

Es sollte nicht dazu kommen. Ich wurde in der Villa draußen ganz wie sonst, als wenn nichts geschehen wäre, empfangen, von der Mutter mit schmeichelnder Zärtlichkeit, vom Vater treuherzig wie sonst, kaum daß in seinem guten, biederen Gesicht ein leiser Zug von Ironie sich bei meiner Begrüßung entdecken ließ. So oft ich anfangen wollte, meine Beichte sammt allen mildernden Umständen und den festen Vorsätzen für die gemeinsame Zukunft vorzubringen, wurde ich durch irgend eine freundliche Frage nach unsern Reiseabenteuern, meinen Versen oder dem Befinden meines Vaters unterbrochen. Ich erkannte, daß man entschlossen war, das, womit es mir heiliger Ernst war, als eine Kinderei, einen Schülerstreich zu behandeln, den man einem leichtherzigen angehenden Poeten zu Gute halten, aber beileibe nicht ernst nehmen müsse.

Ob dies Verfahren den Umständen nach das gescheidteste war, da so jeder heftige Auftritt, der zum Bruch geführt hätte, vermieden wurde, ist mir noch lange zweifelhaft geblieben. Daß es nicht das gütigste war, steht mir auch heute noch fest. War ich wirklich der Sohn des Hauses gewesen, für den man mich ausgab, so hätte ich erwarten dürfen, daß man trotz meiner blutjungen Jahre mich nicht als ein Kind behandelt und den Schmerz, den man mir bereiten mußte, durch ein wenig Herzenswärme zu lindern gesucht hätte. Statt dessen wollte die „Goldmama" auch die poetischen Ergüsse meines Grimms und Grams, die ich ihr nicht vorenthielt, so oft sie nach meinen Versen fragte, nur als freie Phantasieen ansehen, und zu einem vertrauten Aussprechen zwischen uns ist es nie gekommen.

Auch nicht zwischen mir und meiner verlorenen Geliebten. Meine Besuche in der Villa waren natürlich selten geworden und beschränkten sich immer nur auf wenige Stunden. Doch wäre auch in diesen Gelegenheit genug gewesen, unter vier Augen sich wenigstens ein letztes Mal sein Leid zu klagen. Sie aber wich mir beharrlich aus. Felix hinterbrachte mir zwar, daß er sie oft in Thränen aufgelöst finde. Ich erlaubte mir sarkastische Zweifel daran zu äußern, daß ich dem kühlherzigen Freifräulein

diese Thränen entlockte, und verschmähte es nun eigensinnig, eine letzte Unterredung gewaltsam herbeizuführen. Und so blieb es bis zum Ende. Im Frühjahr verließ die Familie Schöneberg, um nach Kochberg zurückzukehren. Ich fand mich zum Abschiede, der von Seite der Eltern scheinbar der herzlichste war, am Bahnhof ein. Die Tochter reichte mir durch das Wagenfenster ihre kleine Hand im Handschuh, ohne ein Wort hinzuzufügen, und die Locomotive entführte mir das Bild dieses kurzen, trügerischen Jugendglücks auf Nimmerwiedersehen.

Als ich sieben Jahre später nach München berufen wurde, schrieb die „Goldmama", von der ich seither nie mehr ein Wort gehört oder gesehen hatte, im Auftrage des Großherzogs an mich, um anzufragen, ob ich nicht vorzöge, statt in München in Weimar am Hofe zu leben. Ich wußte, daß die Tochter Hofdame der Frau Großherzogin geworden und noch unvermählt war, während ich meine junge Frau in mein neues Leben hinausführte. Erst einige Jahre später ging das Freifräulein eine Ehe ein mit einem viel älteren Manne aus ihren Kreisen, dem sie zwei Knaben brachte. Sie selbst ist früh gestorben, und von all den Ihrigen habe ich nur sehr spät einmal den Bruder wiedergesehen, der von seinem Kochberg aus mich nur noch einmal an sein Dasein erinnert hatte, als er mir das Manuscript eines von ihm verfaßten Trauerspiels schickte, das schon in der Zeit unseres „Clubs" schwerlich unsern Beifall errungen haben würde.

* * *

Nach dieser ersten schmerzlichen Lebenserfahrung war ich gegen alle leidenschaftlichen Anwandlungen eine gute Weile gefeit. Ich glaubte, das „schwächere" Geschlecht nun hinlänglich kennen gelernt zu haben, und verhärtete mich gegen etwaige neue Versuchungen, seiner „Tücke" und „Falschheit" zum Opfer zu fallen, durch blutige Hohnverse im Heine'schen Stil, in denen ich mir ungemein erwachsen und überlegen vorkam.

Zum Glück aber wurde ich von allen Nachwehen meines tollen Liebesfiebers bald geheilt, als ich in die gesunde Luft des

Kugler'schen Hauses eintrat. Nicht, als ob das Bild meiner Jugendflamme so rasch in mir erblaßt wäre. Ich hörte aber auf, in meiner Wunde zu wühlen und lyrisches Gift hineinzuträufeln, und gewann es über mich, an das seltsam räthselhafte schöne Gesicht zu denken, ohne weiter darüber nachzugrübeln, wie das wohlerzogene junge Herz sich so rasch hatte verschenken und wieder zurücknehmen können.

Auf den früheren Blättern meiner „Jugenderinnerungen" habe ich die Menschen, die im Kugler'schen Hause wohnten oder dort ein- und ausgingen, geschildert. Ich brauche nichts hinzuzufügen, um es verstehen zu machen, daß meine aufstrebende Jugend hier besser aufgehoben war als in der Schöneberger Villa. Die Tochter des Hauses, die später die Meine werden sollte, war freilich um vier Jahr jünger als ich, in jenem harmlosen Backfischalter, das nur zu einem lustigen Verkehr auf dem Neckfuß angethan war. Je mehr sie heranwuchs, je liebenswürdiger sich all ihre Gaben und Talente, die sie von den trefflichen Eltern ererbt hatte, entfalteten, je anziehender erschien sie mir wie allen andern Freunden des Hauses. Doch nur sacht und unvermerkt verwandelte sich das geschwisterliche Gefühl, das mich mit ihr und ihren jüngeren Brüdern verband, in ein wärmeres von anderer Art, bis mir zuletzt ein Leben ohne sie als ein unfaßbarer Gedanke erschien, so wenig ich mir vorstellen konnte, wie ich es ertragen sollte, sie als Frau eines Anderen zu sehen. Einen bestimmten Zeitpunkt aber, in welchem das geschehen wäre, was man „Verlieben" nennt, wüßte ich überhaupt nicht anzugeben. Wir wurden nur immer klarer darüber, daß es ein Naturgesetz sei, einander anzugehören, daß Eins dem Andern zu jedem reinen und vollen Erfassen und Genießen des Lebens unentbehrlich geworden war. Daß dies Bewußtsein sich nicht als ein laues, behagliches Gewohnheitsrecht geltend machte, sondern, wenn es durch eine äußere Störung gefährdet schien, sich mit leidenschaftlicher Gewalt dagegen auflehnte, habe ich mehr als einmal erfahren müssen, in den heftigsten Sehnsuchtsschmerzen, während ich, von meiner Braut getrennt, ein Jahr in Italien zubrachte, dann in dem Freudensturm

des Wiedersehens, endlich durch das Fieber der Nostalgie, an dem ich, wie ich früher berichtet habe, in der Pfalz erkrankte. Als dann vollends nach kurzen acht Jahren des reinsten, innigsten Miteinanderlebens der Tod mir die geliebte Frau von der Seite riß, empfand ich die Beraubung so tief, als wäre mir die linke Hand vom Rumpf getrennt worden und ich stände rathlos da, wie ich mich mit der rechten allein behelfen sollte.

Daß ich für das verlorene Glück je einen Ersatz finden könnte, war mir undenkbar. Ueberdies, wenn ich mich auch in meinem Inneren gerade am Eigensten und Besten verarmt fühlte, wie Viel war mir noch geblieben! Vier liebe, begabte Kinder, in deren Erziehung meine theure Schwiegermutter sich treulich mit mir theilte, der warme tägliche Verkehr mit den brüderlichen Freunden Adolf Wilbrandt und meinem jüngeren Schwager Hans, die unsere Hausgenossen waren, andere vertraute Freunde, mit denen uns eine lebhaft anregende Geselligkeit vereinigte, und endlich der wirksamste Trost in jedem Lebenskummer: Arbeit, die Seele und Geist erfüllte und mir das Bewußtsein gab, daß ich in freier Luft noch mancherlei zu schaffen hatte.

So lebte ich fünf Jahre hin, in einem helldunklen, wunschlosen Herzensfrieden, ohne zu zweifeln, daß für mein übriges Leben an Mühen und Freuden vollauf ausgesorgt sei. Am wenigsten reizte es mich, mit eigenem Willen diesen sicheren Besitz aufs Spiel zu setzen, um einem leidenschaftlichen Phantom nachzujagen.

Die guten Mächte aber, die meines Lebens walteten, hatten es freundlicher mit mir vor.

* * *

In einem nahbefreundeten Hause begegnete ich eines Abends einem jungen Mädchen, dessen schlanke, hochgewachsene Gestalt und an südliche Schönheit erinnernde Züge mir schon öfters Eindruck gemacht hatten, wenn sie mit ihrem leichten, anmuthigen Gang in einer der Münchener Straßen an der Seite ihrer Mutter mir vorübergegangen war. Auch in diesem Kreise fiel sie durch

die einfache Vornehmheit ihrer Haltung auf, und die Art, wie sie die Huldigung der jungen Leute unbefangen entgegennahm mit einer bescheidenen Sicherheit des Taktes, ließ nicht erkennen, daß sie ihr siebzehntes Jahr noch nicht vollendet hatte.

Bei Tische saß ich ein paar Stunden neben ihr, in ernsthaften Gesprächen, die für ihre Jugend kaum passend waren, auf die sie aber, so wenig ergötzlich sie ihr sein mochten, mit feinen, klugen Antworten einging, manchmal erst sich besinnend, so daß ich keine einzige banale Aeußerung hörte, sondern nur ihre eigenen Empfindungen und Meinungen. Die Hausfrau, die mit heimlichen Nebengedanken mich an ihre Seite gesetzt hatte, nickte mir ein paarmal verstohlen zu, die jüngeren Freunde beklagten sich nachher, daß ich die schöne Jugend so ganz für mich in Beschlag genommen hätte. Sie ahnten nicht, wie ernst es mir damit war, dies auch fernerhin zu thun.

Denn als ich nach einer sehr ruhelosen Nacht, in welcher jener „Schlag von Adlerschwinge", den ich erhalten, in meiner Seele nachgezittert hatte, zu den Meinigen kam, erklärte ich ihnen, daß ich fest entschlossen sei, um die Hand dieses Mädchens zu werben, und es nicht leicht verwinden würde, wenn ihr Herz nicht mehr frei sein sollte oder ein anderes unübersteigliches Hinderniß meinem Wunsch im Wege stünde.

Nur eine einzige Woche verging, eine Bedenkzeit, in der ich es gänzlich unterließ, mich zu „bedenken". Nur noch zweimal hatte ich Gelegenheit, mich in der Ueberzeugung, daß mir hier ein wundersames Glück winke, zu bestärken, dann brachte ich es zur Entscheidung, mit so unbedenklichem Ungestüm, wie man ihn kaum einem jungen Hitzkopf, geschweige denn einem lebenserfahrenen Familienvater zu Gute halten konnte. Gerade an meinem siebenunddreißigsten Geburtstage empfing ich von den schüchternen Lippen des geliebten Mädchens die Versicherung, daß ihr Herz noch für keinen ihrer jungen Verehrer gesprochen hatte, und daß sie es mit mir wagen wolle.

Wie groß dieses Wagniß, war ihr zu meinem Glücke nicht zum Bewußtsein gekommen.

Nicht der Altersunterschied war es, der sie am meisten hätte bedenklich machen können. Die Kluft der zwanzig Jahre, die zwischen uns lagen, wurde zur Noth überbrückt durch die ernste Jugend, die sie im Elternhause an der Seite einer in langem Siechthum hinschwindenden älteren Schwester verlebt hatte, durch den Schmerz, auch ihre andere Schwester von dem schweren Schicksal heimgesucht zu sehn, daß ihr geistvoller, lebensfrischer Mann durch einen Schlaganfall mitten in seinem Beruf gelähmt worden war, so daß der Ernst des Lebens sie früh angerührt und über ihre Jahre gereift hatte. Andrerseits hatte ich mir, nach allem Traurigen, was ich erlebt, die volle Frische der Empfindung bewahrt und mit ihr Alles, was „von jener Jugend, die uns nie entfliegt", mir zu Theil geworden war.

Schwerer fiel ins Gewicht, daß ich meiner neuen Lebensgefährtin zumuthen mußte, mit ihren siebzehn Jahren, die noch ein volles Anrecht auf jugendliche Freuden hatten, die mütterliche Sorge und Verantwortung für vier Kinder zu übernehmen, von denen der älteste Knabe schon im zwölften Jahre stand, das jüngste Mädchen erst sechs Jahr alt war. Dazu sollte sie in einen großen, festgeschlossenen Freundeskreis eintreten, der meiner ersten Frau ein zärtliches Andenken bewahrte und ihrer Nachfolgerin nicht sogleich mit offenen Armen und Herzen entgegenzukommen fast für eine Pflicht der Pietät hielt.

Auch das trug dazu bei, ihre Aufgabe zu erschweren, daß sie in ihrem Elternhause zwar eine geistige Luft geathmet hatte, wie man sie in den meisten anderen Münchener Bürgerhäusern vermißte, doch nicht unter so vorwiegend literarischen und künstlerischen Einflüssen aufgewachsen war, wie sie in meinem Kreise gepflegt wurden. Der Vater, J. B. Schubart, war ein trefflicher Mann, der die allgemeinste Achtung genoß. Er stammte von väterlicher Seite aus Schwaben und war in einem nicht ganz aufgeklärten Grade mit dem Dichter der „Fürstengruft" verwandt. Ihn selbst hatte sein Vater, der erst nach Bayern eingewandert war, zum Kaufmann bestimmt, wozu ihm jede Neigung und Anlage fehlte. Denn sein Geschäftssinn war so wenig entwickelt, daß er

selbst die erlaubtesten Mittel, sich in die Höhe zu bringen, verschmähte, etwa auf einen vortheilhaften Kauf von Häusern und Grundstücken, der ihm angeboten wurde, verzichtete, wenn er nicht im Stande war, gleich die ganze Kaufsumme baar auf den Tisch zu zählen. So begnügte er sich in seiner Tuchhandlung mit einem bescheidenen Wohlstande, ließ es in der Erziehung seiner Kinder an Nichts fehlen und blieb, obwohl er mehr mit höheren Beamten und Männern vornehmerer Kreise verkehrte, dennoch mit einem schlichten Bürgerstolz seinen Altmünchener Gewohnheiten treu.

Der Mittelpunkt des Hauses aber war die Mutter, die mit ihrer geistigen Regsamkeit und einem liebenswürdigen Humor eine ganze Anzahl bedeutender Männer an ihr trauliches Haus zu fesseln gewußt hatte. Ich nenne hier nur den geistvollen Historiker Dr. Thomas, den später an der Leipziger Universität glänzenden berühmten Anatomen Thiersch, den Anatomen Rüdinger, ferner Adam v. Doß, Schopenhauer's frühesten und eifrigsten Schüler, vor Allen den eigenen Schwiegersohn, Dr. Herrmann, der als glänzender Anwalt und freisinniger Politiker in großem Ansehn stand, bis ihn sein grausames Loos durch siebzehn traurige Jahre zu einem bitter empfundenen halben Vegetieren verdammte —, alle diese Männer waren in dem einfachen Wohnzimmer der Mama Schubart häufige Gäste gewesen und hatten dafür gesorgt, daß die Kinder ein Bedürfniß nach höherer Bildung erhielten, als selbst das damals in hohem Ansehn stehende Ascher'sche Institut ihnen gewähren konnte. Ein Oheim war Mitglied des obersten Gerichtshofs, der einzige Sohn, jetzt Ministerialrath im Finanzministerium, brachte seine Universitätsfreunde ins Haus. Auch die Poesie kam einigermaßen zu ihrem Recht, denn mit classischen Dichtungen hatte der Schwiegersohn früh auch die jüngeren Töchter bekannt gemacht, da er es liebte, Shakespeare und Goethe vorzulesen. Die Mutter, stets eine eifrige Leserin, kannte Manches von meinen Sachen und hatte, da sie sehr vorurtheilslos war, auch die Lectüre der Töchter nicht streng überwacht, so daß die Jüngste sich an Jean Paul abgemüht

und sogar sich verpflichtet gefühlt hatte, mit ihren sechzehn Jahren sich durch die Ritter vom Geist durchzuarbeiten. Von meinen Büchern aber hatte sie noch kaum eins gelesen und nicht ein einziges meiner Dramen aufführen sehn.

Wenn sie sich entschloß, mein Leben zu theilen, so hatte Verehrung für den Poeten den geringsten Antheil daran.

Die guten Freunde und zumal die älteren Freundinnen, die damals über meinen tollkühnen Streich die Köpfe schüttelten und einen üblen Ausgang weissagten, waren nicht ganz und gar zu tadeln. Jedenfalls, wenn ihre Prophezeiung nicht in Erfüllung ging, mußte ich gestehen, daß ich mehr Glück als Verstand gehabt hatte. Ein wenig zwar war mir mein langes Studium der Frauenseele zu Statten gekommen — valsemi il lungo studio e il grande amore —, so daß ich nicht ganz wie ein leidenschaftlicher Hans der Träumer nach dieser goldenen Frucht am Baume meines Lebens gegriffen, sondern die Schrift sorgsam entziffert hatte, die sich in den Zügen dieses „lieblich-ernsten" Gesichts und in dem Blick der schwarzen Augen mir darbot. Doch wie Vieles gehört zu einem ruhigen, harmonischen Eheglück, was selbst dem zeichenkundigsten Auge sich nicht sogleich enthüllt, sondern erst in längerem Zusammenleben zu Tage tritt!

„Und mein liebes Ich bedürfte
Mancherlei Bequemlichkeiten" —,

die ein schwärmender Verliebter zunächst gar nicht in Rechnung zieht, als da sind: die hausfräulichen Gaben und Tugenden, jener große, nie kleinliche Sinn, der doch auch das Kleine nicht verachtet, ein feiner Herzenstact, Milde und Güte gegen Dienende und Thiere, ruhiger Stolz, der doch nicht zum Eigensinn ausartet, natürliche Empfänglichkeit und Neigung zu allem Künstlerischen und in meinem Falle das Wichtigste: die leise, sichere Hand, mit der die Erziehung junger Kinder geleitet sein will. Daß ich von alle dem in meiner Erkorenen Nichts vermissen sollte, war von keinem noch so geübten psychologischen Scharfblick vorauszusehn gewesen.

Dazu noch Eins, was ich bisher als eine Grundbedingung eines glücklichen Lebens, zumal eines auf das Haus angewiesenen

Künstlerlebens betrachtet hatte: die reine Luft im Hause, die durch keinen Mißklang mit der nächsten Umgebung getrübt wird. Daß mir dies zum zweiten Mal zu Theil werden sollte trotz der mancherlei Vorurtheile der süddeutschen Gesellschaft gegen die norddeutsche und umgekehrt, war kaum zu erwarten. Und doch habe ich mich von Anfang an mit meiner neuen Familie im herzlichsten Einklang gefühlt. Das Glück, eine leibliche Schwester zu besitzen, hatte ich stets entbehren müssen, und in meinem siebzehnten Jahre einen Ersatz gesucht, indem ich eine Nichte Frau Clara Kugler's, Felicie Meyer, zu meiner Adoptivschwester erkor. Sie war acht Jahre jünger als ich, in Mexico geboren, von wo sie als Erbtheil ihrer creolischen Mutter eine fremdartige Anmuth, die schlanke Geschmeidigkeit einer Antilope und den spanischen Spitznamen Chata (Stumpfnäschen) mitgebracht hatte. Auch als sie später Otto Gildemeister's Frau wurde, bewahrten wir einander die geschwisterliche Anhänglichkeit aus der Jugendzeit. Aber ihr Wohnort Bremen war von dem meinen so weit entfernt, daß ich meiner Wahlbruderschaft nur selten froh werden konnte. Nun sollte ich in meiner Schwägerin Emma Herrmann eine Freundin finden, die mir so nahe steht, als ob mich mit dieser „schwesterlichsten der Seelen" die engste Blutsverwandtschaft verbunden hätte.

* * *

Das alte Wort, daß man sich selbst lobe, wenn man seine Frau rühmt, warnt mich noch beizeiten — oder doch schon zu spät? — in diesen Bekenntnissen fortzufahren.

Denen, die an meinen inneren Schicksalen Antheil nehmen, habe ich ja auch in dichterischer Form hinlänglich gebeichtet, wie es in mir aussah, als mir noch einmal eine zweite Jugend aufging, und wie dieses Glück lange über die silberne Hochzeit hinaus unwandelbar fortbesteht. In Versen sich eines unschätzbaren Besitzes zu rühmen, wird unbedenklich Jedem erlaubt und nicht als ein eitles Eigenlob verpönt. Doch auch bei einer prosaischen Rückschau über seine persönlichen Erlebnisse

erschiene es unnatürlich, nicht auch, oder nur mit einem kurzen Wort, der wichtigsten Schicksalsfügung zu gedenken, der man das reinste und unvergänglichste Glück zu danken hat.

Nun hat es freilich auch an herben Prüfungen nicht gefehlt, die das Band, das unser Leben umschlang, nur fester schmiedeten.

Im Juli 1869 starb unser jüngstes Kind, Marianne, erst anderthalb Jahr alt, da es eben anfing, durch das Aufwachen seiner kleinen Seele uns tausend Freuden zu machen. Im April 1871 raffte ein jäher Genickkrampf binnen zehn Stunden den zweiten meiner Söhne, meinen Ernst, in seinem zwölften Jahre hin, einen ungewöhnlich begabten Knaben, der in der Schule mühelos stets den ersten Platz behauptete und sich mit einer eigenthümlich stolzen Verschämtheit immer nur zögernd entschloß, seine glänzenden Censuren uns sehen zu lassen. Wie große Hoffnungen hatte ich auf diesen Knaben gesetzt und nur bedauert, daß es schwer war, in sein spröde verschlossenes inneres Leben einzudringen. Um Mitternacht hatte ich ihm die großen Augen zugedrückt, aus denen schon Stunden zuvor das Licht des Bewußtseins geschwunden war. Eine Stunde darauf empfing ich einen neugeborenen Sprößling meiner zweiten Ehe in meinen Armen, in einem so qualvollen Widerstreit der Empfindungen, wie wohl wenigen Menschen zu erleben verhängt worden ist.

Ein Blatt aus jener Zeit, das ich nie den Muth hatte meinen dichterischen „Todtenklagen" einzureihen, da es ohne nähere Erklärung als ein unverständlicher, seltsamer Empörungsschrei gegen einen unerforschlichen Willen verletzt haben würde, möge hier seine Stelle finden. Aus der inneren Zerstörung, von der es Zeugniß giebt, habe ich mich dann nur durch die Arbeit an meinen „Kindern der Welt" herausgerettet.

Der Promethide.

Eine Nacht war,
Ihr schadenfrohen,
Neidischen Schicksalsgewalten,

Da ihr aus Fiebergluten
Glühender Angst
Mich überstürztet mit Eisesschauern
Bitterster Thränen
Und wieder lodern ließet
Flammen der Freude,
Mich zu durchglühen mit neuem Fieber,
Freude vergiftend mit Schmerz,
Des Schmerzes heiliges Recht
Fälschend, ach, durch den ersten Schrei
Eines neugeborenen Lebens,
Bis dann die Welle des Seins
Halbverschüttet dahinfloß,
Wie ein schmutziger Gletscherbach,
Der das Licht des Tages
Einsaugt in schwärzlichen Wirbeln,
Und dessen Flut nichts Erfreuliches,
Sonnegewohntes, nicht Thier noch Blume
Nährt und tränkt.

Habt ihr wollen zu Stahl mich härten
Durch grausam jähen Wechsel?
Diese Brust zum Wohnsitz machen
Einer ewig unanfechtbaren
Stählernen Seele,
Vielleicht zum Schlupfort
Unmenschlicher Weisheit,
Euer würdig?

Aber es spottet
Mein wundgequältes Herz
All eurer Listen.

Nie sich schmieden lassen
Zu knechtisch herrischer Härte
Wird dies freigeborne,
Dies Menschenherz!
Euren erhabenen Gleichmuth
Wie er ewig seligen
Gewaltherrn ziemt,
Nie tauscht' ich ihn ein
Gegen das zuckende
Jammergefühl,

Eigene Schmerzen
Und meiner Brüder
Zu verstehn, zu betrauern.
Denn nur die ächzende
Pfeilwunde Seele
Kann jenen Klang der Todesgeschosse
Mit brennendem Hohn und Trotz erwidern,
Die der unglückseligsten Mutter
Wehrlos zitternde Brut hinstreckten,
Ein Fest rachsüchtigen Göttern.

Aber versteinern wie Niobe
Ist nur ein feiger
Weibischer Trost,
Da der thränenquellende
Verwaist'te Felsen
Duldend verstummt;
Ist neue Schmach,
Von unentrinnbarer Uebermacht
Angethan einem Sklavengeschlecht,
Wenn sie in feuchtes Gestein verwandelt
Arme Sterbliche,
Die sie schlug.

Auch unser letztgeborenes Kind, das in jener Nacht zur Welt kam, haben wir wieder hingeben müssen, nach sieben Jahren, in denen wir die Entfaltung dieser seltenen Menschenblüte mit zagender Freude miterlebt hatten, da die frühgereifte junge Seele in einer allzu zarten Hülle wohnte. Auch diesmal nahm ich meine Zuflucht zu der alten Trösterin, der Muse. Aber während ihre Nähe nach dem Tode der beiden anderen Kinder den Schmerz gelindert und endlich gestillt hatte, hier versagte ihre Kraft. Die „Verse aus Italien", die um diesen unsern Liebling klagen, geben Zeugniß dafür, daß die Wunde nicht vernarben wollte.

* * *

Doch ehe dieser härteste Schlag uns traf, hatten wir noch den Verlust von zwei anderen theuren Menschen zu beklagen, unter den erschütterndsten Umständen.

Meine Schwiegermutter Kugler hatte nach meiner Wieder-Vermählung sich nur schwer darein gefunden, ihre Enkelkinder einer neuen jungen Mutter anzuvertrauen. Um ihnen möglichst nahe zu bleiben, hatte sie mit ihrem Sohn Hans und Wilbrandt eine Wohnung im Erdgeschoß desselben Hauses bezogen, dessen oberen Stock wir bisher zusammen bewohnt hatten. Erst nach und nach gewann sie es über sich, ihre schmerzliche Empfindung zu überwinden und den seltenen Eigenschaften der jungen Frau Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, während Hans von Anfang an aufs Wärmste ihren Ritter gemacht, und auch die Gegnerschaft der älteren Freundinnen sich mit der Zeit in ein freundliches Geltenlassen verwandelt hatte.

So blieb es auch, als Wilbrandt nach Wien übersiedelte, ich mit den Meinigen das Haus bezog, das ich hinter dem Propyläenwäldchen mir erworben, und Frau Clara mit Hans in einer nahgelegenen Straße eine eigene kleine Wohnung gefunden hatte. Wir sahen uns fast täglich hüben oder drüben, die Kinder wurden der Großmama nicht entfremdet und Alles, was der Tag brachte, so treulich getheilt, als ob wir noch unter Einem Dache lebten.

Nur das immer unaufhaltsamer zunehmende Leiden unseres Hans — eine Darmverengerung, ähnlich der, die auch Geibel's Leben zerrüttete — trübte die Freude unserer herzlichen Gemeinschaft. Schon bei dem Knaben hatte sich das Unheil bedrohlich angekündigt und ihm einen regelmäßigen Schulbesuch unmöglich gemacht. Als er dann in den Jünglingsjahren erkannte, daß er zum Maler berufen sei, schien sich ihm noch eine heitere, fruchtbare Zukunft aufzuthun. Er konnte mit lieben Freunden eine anregende Wanderzeit in Italien genießen und bei seinem hochverehrten Meister Böcklin sich in die Lehre geben. Auch nach der Rückkehr arbeitete er, wenn auch häufig durch heftigere Anfälle unterbrochen, rüstig fort und brachte einige anziehende

Landschaftsbilder zu Stande, die ihm das Recht, sich der Kunst zu widmen, verbürgen konnten.

Die arbeitsfähigen Zeiten aber wurden immer kürzer, das Ringen mit dem grausamen Geschick, das seine Jugendkraft aufrieb, immer hoffnungsloser. Zuletzt konnte er nicht mehr daran denken, in sein Atelier zu gehen. Er lag, wenn die Schmerzen nachließen, auf seinem Ruhebett, eine Mappe auf den Knieen, deren Blätter er mit grotesken Federzeichnungen voll heroischen Galgenhumors füllte. Oder er saß am Schreibtisch mit einer leichten Schreiberei beschäftigt. So u. A. entstand die Uebersetzung der italienischen Novelle, die ich in den Novellenschatz aufnahm, und auch an einer eigenen, freilich höchst persönlich gefärbten Novelle versuchte er sich. (Freund Wilbrandt hat sie später herausgegeben und mit einer warmempfundenen Charakteristik des Verfassers eingeleitet.)

Denn neben seiner zarten, fast weiblichen Liebenswürdigkeit war ein starker, fester Wille in ihm lebendig, ein trotziger Muth, „sich nicht unterkriegen zu lassen", vor Allem auch um der Mutter willen, der er nach Möglichkeit seine Qualen verbarg und stets ein heiteres Gesicht zu zeigen suchte.

Er täuschte das hellsichtige Mutterauge freilich nur auf Augenblicke. Wie sehr die alternde Frau unter dem Schicksal ihres Schmerzenskindes litt, wußten wir nur zu gut. Sie fühlte sich nach dem schönen, reichen Leben, das hinter ihr lag, traurig verarmt, ihr älterer Sohn wurde durch seine Tübinger Professur ihr ferngehalten, ihre Tochter ruhte in ihrem einsamen Grabe jenseits der Alpen, die Lebensaufgabe, die sie in der Pflicht, ihre Enkel zu behüten, noch gefunden hatte, war ihr abgenommen worden, und sie selbst hatte ein schweres körperliches Leiden nur durch eine gefährliche Operation überwunden — was sie noch am Leben hielt, war die Sorge um und für diesen jüngsten, selbst dem Tode geweihten Sohn, mit dem sie ein so wundersames Band vereinigte, wie zwei Menschen, die sich aus einem Schiffbruch nur gerettet haben, um in einem schwachen Boot ohne Hoffnung auf Rettung miteinander hinzutreiben.

Doch gerade weil der Sohn die Mutter so zärtlich liebte, konnte er den Gedanken endlich nicht mehr ertragen, durch den Anblick seiner Leiden ihr Schmerzen zu bereiten, die durch alle innigen Freuden des Zusammengehörens in den lichteren Intervallen nicht vergütet wurden. Und da er in seiner ritterlichen Seele die Kraft fand, wie er wähnte zu ihrem Besten, auf den Rest seines elenden Daseins zu verzichten, wollte er ihr auch den Schmerz des Abschieds ersparen.

Eines Morgens wurden wir durch die Botschaft erschreckt, mein armer Schwager habe in der Nacht eine so große Dosis Morphium genommen, daß er jetzt in den letzten Zügen liege.

Hinübergestürzt fanden wir ihn angekleidet auf seinem Bette ausgestreckt, nur ein schwacher Hauch bewegte noch seine Brust, der eilig gerufene Arzt, der ihn sehr lieb gewonnen hatte, ging widerstrebend daran, noch einen Versuch zu machen, das entfliehende Leben festzuhalten, da er selbst dem Unglücklichen die Erlösung von seinen Qualen gewünscht hatte. Als er seine traurige Pflicht gethan, entfernte er sich, der Mutter die Hand drückend mit dem Trost, den er nicht zurückhalten konnte, er werde wohl zu spät gekommen sein.

Während dieser ganzen Zeit hatte die ärmste Frau thränenlos mit erloschenen Zügen des einst so schönen Gesichts am Bette gesessen, wir an ihrer Seite. Keins hatte das Schweigen gebrochen; wir starrten in widerstreitenden Gefühlen in das regungslose bleiche Antlitz unseres sterbenden Geliebten. Die Mutter stand endlich auf und ging in ihr Schlafzimmer. Wir waren zurückgeblieben, in dumpfer Beklommenheit, wohl eine halbe Stunde lang. Da schreckten uns schauerliche Töne auf, die aus dem Schlafzimmer zu uns drangen. Als wir in banger Ahnung die Thüre öffneten und bei der Mutter eintraten, sahen wir auch sie auf ihrem Bette ruhen mit geschlossenen Augen regungslos, nur ihre Brust arbeitete laut, und das leere Fläschchen auf ihrem Nachttisch sagte uns, was hier geschehen war.

Der eilig von der Straße heraufgeholte erste beste Arzt erklärte, daß hier das Gift, an das ihre Natur nicht wie die des

Sohnes durch langen Gebrauch gewöhnt war, noch rascher und sicherer sein Werk gethan habe und ein Rettungsversuch, den er gleichwohl anstellte, aussichtslos sei.

Noch aber sollten die Schrecken dieser Stunden überboten werden.

Gegen Mittag, als die Mutter ausgeathmet hatte, hörten wir aus dem Sterbezimmer des Sohnes schwache, seufzende Laute, die uns das Entsetzliche sagten, daß in dem Todtgeglaubten ein leiser Lebensfunke wieder aufglomm.

Der Schrecken sträubte uns das Haar. Wie sollte es werden, wenn der Sohn wieder zu vollem Bewußtsein kam und nun erfuhr, daß die Mutter es nicht übers Herz gebracht hatte, sein freiwilliges Scheiden zu überleben!

Wir entschlossen uns, eh er völlig wieder aufwachte, ihn ins Krankenhaus bringen zu lassen. Hier kam er noch an demselben Abend wieder zu sich, und sein stiller, tiefsinniger Blick sagte mir, daß er den Grund seiner Uebersiedelung in diesen fremden Raum durchschaue. Ich hatte ihn glauben machen wollen, die Mutter sei durch den jähen Schreck selbst schwer erkrankt, und der Arzt habe die strengste Ruhe um sie her angeordnet, was nicht zu erreichen sei, wenn in der engen Wohnung zwei Kranke gepflegt werden müßten. Eine Gefahr für ihr Leben sei zum Glück nicht vorhanden.

Er lächelte trübsinnig und erwiederte kein Wort. In der Nacht darauf machte er einen neuen Versuch, sein Leben zu enden, indem er sich mit seinem Taschentuch an die Messingröhre der Gasleitung aufhing. Er wurde dabei von der Pflegerin gestört; doch seine Todesbegier trieb ihn gleich am anderen Morgen, durch einen Sturz aus dem Fenster zu seinem Ziel zu kommen. Als auch das vereitelt wurde, drang er stürmisch in uns, ihn in die Wohnung zurückbringen zu lassen. Er hatte nun erfahren, daß er seine Mutter dort nicht mehr finden würde, und es war unmöglich, seiner verzweifelten Bitte zu widerstehen, obwohl wir wußten, daß er aus dem Krankenhause nur fortverlangte, um sich der strengen Bewachung zu entziehen.

Er lebte dann noch einige Tage. Wenn ihn an den Abenden dank einer starken Morphiuminjection seine Schmerzen auf ein paar Stunden verließen, war er glücklich, seine Nächsten bei sich zu sehen, mich und Wilbrandt, der von Wien herbeigeeilt war, und seinen Meister Böcklin, der ihm bis zuletzt beistand. Er plauderte dann mit einer phantastisch schwärmenden Heiterkeit wie in einem glücklichen Rausch der Seele, die schon jenseits der Welt über allem Erdenleid erhaben schwebte, aß auch ein paar Bissen und nippte am Weinglase, doch halb widerwillig, wie wenn er den Gedanken nicht ertragen könne, noch für die Fristung seines unseligen Lebens zu sorgen, nachdem er seine angebetete Mutter selbst in den Tod getrieben. So nahmen wir jeden Abend von ihm Abschied wie von einem zum Tode Verurtheilten, der den nächsten Morgen nicht mehr sehen werde, und erwachten nicht mit der Furcht, sondern mit dem bangen Wunsch, es möchte seine letzte Nacht gewesen sein.

Erst am dritten Morgen, nachdem er noch zwei mißglückte Versuche gemacht hatte, fanden wir hinter der verschlossenen Thür seines Zimmers, die wir aufbrechen lassen mußten, den schon erkalteten Leib unseres armen Dulders, auf seinem Gesicht den Frieden, den er sich mit so heldenmüthiger Ausdauer erkämpft hatte.

* * *

So tief und lange die Erschütterung durch dies Trauerspiel in uns nachklang, so war darin doch etwas von jenem „Schauder", der „der Menschheit bestes Theil" ist, von der Erhebung, die wir erfahren, wenn uns ein tragisches Dichterwerk zu Zeugen der Seelengröße macht, mit der tapfere, hochherzige Menschen ein vernichtendes Schicksal auf sich nehmen. Diesen theuren Dahingeschiedenen, die vom Leben nichts Freundliches mehr zu erwarten hatten, mußten wir es gönnen, daß sie, nun auch im Tode vereinigt, von allen Nöthen und Bitternissen ihres Daseins in Einem Grabe ausruhten.

Schwerer zu verwinden war nächst dem frühen Tode der Kinder, mit denen so viele Hoffnungen begraben worden waren, der Verlust von Freunden, die eine gute Strecke mit mir zusammen gewandert waren und lange vor mir an ihr Ziel kommen sollten.

Von meinen Knabenjahren an war das Freundschaftsbedürfniß in mir besonders lebhaft gewesen, und da ich mir auch das Talent zur Freundschaft nachsagen konnte, hat es mir auf jeder Altersstufe und in allen wechselnden Lebenslagen an treuen Gefährten nicht gefehlt, unter denen ich lange Zeit stets der Jüngste war, da ich mich gern an Gereiftere anschloß, bis ich eines Tages fand, daß ich, ohne es zu merken, zum Senior hinaufgerückt war. Ich war vielleicht um so dankbarer für die Zuneigung wahlverwandter Naturen, weil mir Geschwister gefehlt hatten, und so war auch in meinen Freundschaften etwas wie ein blutsverwandtes Gefühl, da sie nicht auf Hochachtung und Werthschätzung von Charaktereigenschaften allein gegründet waren, sondern auf einem halb unbewußten elementaren Triebe. So geschah es mir auch den Freunden gegenüber ähnlich wie in der „verliebten Liebe", daß, sobald ich dies Naturgefühl in mir spürte, ich mich jedes kritischen Nachsinnens über das Wesen und den Werth des Freundes enthielt und ihn, wie er ging und stand, en bloc hinnahm, auf die Gefahr, die ja auch im Verhältniß zu den Frauen lauert, ihn doch am Ende zu überschätzen. Mußte ich dann einmal einen Irrthum einsehen, so daß das alte Band zur Fessel wurde, so schleppte ich es dennoch lieber bis ans Aeußerste fort, ehe ich mich entschloß, es abzustreifen.

In diesen betrüblichen Fall bin ich nur sehr selten gekommen. Dagegen genoß ich das Glück, daß ich mein ganzes Leben hindurch warmherzige, an Geist und Charakter hervorragende Menschen fand, die mir herzlich zugethan wurden. Da sie den verschiedensten Berufskreisen angehörten, als Historiker, Philosophen, Philologen, Naturforscher, Literarhistoriker, Politiker an den Fortschritten unserer geistigen Cultur Antheil hatten, war der vertraute Umgang mit ihnen auch dadurch fruchtbar, daß der Horizont meiner Bildungsinteressen sich nicht mit den Jahren

einengte und auf das Künstlerische beschränkte, sondern allen Menschheitsfragen offen blieb. Und wenn ich den Schmerz hatte, Viele von ihnen zu überleben, so fanden sich immer wieder Jüngere zu mir, die des besten Willens waren, in die Lücken einzutreten.

So, als ich durch den Tod meines Freundes Hermann Kurz einen der schwersten Verluste erlitt, die ich je zu beklagen hatte.

Was ich an diesem seltenen Menschen besaß, wie engverbunden wir zehn Jahre mit einander gelebt hatten, so innig verbrüdert, wie ich mich nur mit meinem Jugendfreunde Otto Ribbeck fühlte, habe ich in der biographischen Einleitung zu seinen gesammelten Schriften erzählt, die ich nach seinem Tode (1873) herausgab. Das Gefühl der Beraubung durch den frühen Tod des Freundes, der es nur zu sechzig Jahren gebracht, wurde nur dadurch gemildert, daß ein jüngerer Freund, mit dem ich schon bei Lebzeiten von Kurz Vieles getheilt hatte, nun noch herzlicher mir nahe trat, Ludwig Laistner, auch ein Schwab und Stiftler wie Kurz, von ähnlicher dichterischer Begabung, aber mit breiteren wissenschaftlichen Interessen und zwar auf den verschiedensten Gebieten.

Er war, nachdem er aus innerem Widerstreit gegen den dogmatischen Zwang sein Vicariat in Württemberg aufgegeben hatte, nach München gekommen, wo er als Erzieher im Hause eines reichen Fabrikanten eine Stellung fand, die ihm Muße genug ließ, seinen Studien zu leben. Mir hatte er sich zunächst als angehender Poet genähert und mir ein Heft Gedichte gebracht, die ich so talentvoll fand, daß ich einige von ihnen in das „Neue Münchener Dichterbuch" aufnahm. Auch eine kleine epische Dichtung war darunter, bei der ihm Wilhelm Hertz mit seinen Erzählungen aus dem mittelalterlichen Sagenkreise als Muster vorgeleuchtet hatte, und im Laufe der Zeit kamen noch Prosa-Novellen von sehr charakteristischem Reiz hinzu, unter dem Titel „Geschichten aus alter Zeit" bei W. Hertz in Berlin erschienen.

Doch war in dieser ungewöhnlich reich und mannichfach begabten Natur das poetische Talent nur ein Nebentrieb, oder vielmehr der befruchtende Grund und Boden, aus dem seine wissenschaftlichen Arbeiten ihre sinnliche Kraft und formale Frische sogen. Er debutirte in München mit einer rechtsphilosophischen Abhandlung „Das Recht in der Strafe", von der Holtzendorff erklärte, daß er auf diese Arbeit hin dem Verfasser sofort die venia legendi in der juristischen Facultät ertheilen würde. Alsbald aber wandte er sich der Sagenforschung zu, und es schien, als ob er durch sein Buch über „Nebelsagen" ein für allemal den Platz bezeichnen wollte, den er einzunehmen gedenke. Doch die nächsten Jahre wurden literarhistorischen Problemen gewidmet, unter denen die Untersuchungen über Ruotlieb und die Münchener Nibelungenhandschrift als die wichtigsten genannt sein mögen. Nach diesem Seitensprung kehrte er dann wieder zur Mythologie zurück, und seltsam genug verband er mit seiner reichen Phantasie eine bohrende Spürkraft, die ihm auf dem zähen, steinigen und dornenvollen Felde der Sagenforschung zu den merkwürdigsten Funden verhalf, mit Hülfe eines umfassenden Studiums aller Ergebnisse der modernen Linguistik. Aeußere Verhältnisse und dann sein Tod in der vollsten Manneskraft ließen ihn das mächtige Werk, in welchem er die Früchte seiner jahrelangen Untersuchungen niederlegte, nicht vollenden. Von seinem „Räthsel der Sphinx", dessen Lösung viel umstritten, doch selbst von den Gegnern als eine hochbedeutende Leistung anerkannt wurde, sind nur die beiden ersten Bände erschienen.

An diesen seinen weitausgreifenden Studien konnte ich nur theilnehmen, so weit meine sehr fragmentarische Vorbildung reichte. Aber eine gemeinsame Arbeit, die Fortsetzung des „deutschen Novellenschatzes", den der Tod meines früheren Mitherausgebers Kurz ins Stocken gebracht hatte, führte uns fast täglich zusammen. Zugleich bewährte er die kritische Schärfe seines Blicks nicht nur bei der Auswahl und Einleitung dieser fremden Arbeiten, sondern auch meinen eigenen Dichtungen gegenüber, von denen nicht eine einzige in die Oeffentlichkeit trat, ohne daß ich sie ihm vorgelegt

hätte. Nur im Dramatischen fehlte es ihm an Bühnenerfahrung und Kenntniß der technischen Bedingungen. In allem Uebrigen verließ ich mich so getrost auf die Klarheit und Unbestechlichkeit seines Urtheils, daß ich einmal ein großes Manuscript (den „Roman der Stiftsdame"), ohne es auch nur noch einmal flüchtig durchzulesen, in die Druckerei schickte, nachdem mein erstes Publikum, meine Frau und Freund Laistner, ihr Placet dazu ausgesprochen hatten.

Auch als er von München nach Stuttgart übergesiedelt war und dort als literarischer Beirath der großen Cotta'schen Verlagsbuchhandlung leider nur wenig Zeit für seine wissenschaftlichen Aufgaben übrig hatte, wanderten all meine Manuscripte zu ihm, eh ich sie in die Druckerei schickte. Er war mein zweites dichterisches Gewissen geworden, mit dem ich mich nur selten entzweite. Um den dritten Band meines „Merlin" zu schreiben, da in meinem Münchner Hause allerlei Arbeiter mir die Ruhe störten, nahm ich mir ein Zimmer in einem kleinen Stuttgarter Gasthof und enthielt mich jedes anderen Umgangs, als mit dem einen Freunde. Er hatte spät eine Frau nach seinem Herzen gefunden, eine nicht mehr junge Braunschweigerin, die nach einer unglücklichen Ehe — ihr erster Gatte war im Irrenhause gestorben — ihm in München begegnet war. Ihre geistige Regsamkeit und reine Herzenswärme gewannen ihr seine Neigung, und da sie mit heiterer Entsagung sich in seine einsamen Lebensgewohnheiten fügte, dauerte das Glück dieser Ehe ungetrübt fort, auch nachdem sie in Stuttgart selbst den Verkehr mit ihren alten Münchener Freunden entbehren mußte.

Leider sollten die drei Wochen, in denen ich allabendlich nach einem heißen Arbeitstage mich im Gespräch mit diesen theuren Menschen erquickte, die letzte gute frohe Zeit sein, die dem Freunde beschieden war. Bald darauf trat ein Herzleiden, das ihm schon früher zu schaffen gemacht hatte, heftiger und bedrohlicher hervor, qualvolle Monate folgten, in denen die Frau ihm nicht von der Seite wich. Als sie ihm dann die Augen zugedrückt hatte, kam es wie eine geistige Blindheit über sie,

die ihr das Licht des Tages nur durch einen dunklen Flor zu schauen vergönnte. Sie hatte, da auch die beiden Söhne aus ihrer ersten Ehe durch ihren Beruf ihr ferngehalten wurden, jedes Gefühl einer Lebensaufgabe und mehr und mehr jeden Lebenstrieb verloren, quälte sich mit sinnlosen Vorwürfen, daß sie dem geliebten Manne nicht genug Liebes erwiesen hätte, und ging, noch ehe das Trauerjahr verflossen war, still und ohne jeden Abschied mit freiem Entschlusse aus der Welt.

* * *

So war ich nun in meiner künstlerischen Arbeit auf mich selbst angewiesen.

Von der landläufigen gedruckten Kritik, wie sie in unsern größeren Recensions-Instituten betrieben wird, hatte ich mich früh emancipirt. Denn nachdem ich in den ersten Jahren meiner literarischen Laufbahn wie jeder bescheidene Anfänger ihre Orakel mit großem Respect hingenommen und zu beherzigen gesucht hatte, war es mir eines Tages klar geworden, daß ich aus diesen flüchtigen, oft einander direct widersprechenden, stets aber absprechenden Urtheilen nicht das Mindeste zu lernen vermochte, daß ich weder durch den Tadel, wenn er gerecht war, mehr erfuhr, als ich selbst oder Freunde, die mich nicht schonten, mir schon gesagt hatten, durch das gnädige Lob aber in keiner Weise gefördert oder aufgemuntert wurde, da ich es aus demselben Munde auch Anderen ertheilen hörte, die ich geringschätzte.

Anerkannt kritische Autoritäten, denen ein Musenjünger sich lernbegierig und vertrauensvoll hätte nähern können, gab es um die Mitte des Jahrhunderts nicht. Die wirklich Urtheilsfähigen überließen die polizeiliche Aufsicht auf dem Parnaß zünftigen Bütteln; Aesthetiker und Literarhistoriker, die Professuren bekleideten, hielten es unter ihrer Würde, sich unter die „Zeitungsschreiber" zu mischen und aufstrebenden jungen Talenten mit ernster Belehrung die Wege zu weisen. Es war eine Ausnahme, wenn ein Mann wie Fr. Vischer in seinen „Kritischen Gängen" sich mit zeitgenössischer schöner Literatur befaßte. Der verdienst-

volle Julian Schmidt kam in den Grenzboten über Hebbel und Gutzkow nicht viel hinaus. Hermann Hettner erwiederte auf die Frage meines Freundes Georg Brandes, wie er über meine „Kinder der Welt" urtheile, er habe keine Zeit, sich mit neueren deutschen Erscheinungen einzulassen, da er mit der Geschichte der englischen Literatur beschäftigt sei. — Was würde man von Taine gesagt haben, wenn er etwa auf die Frage, wie er von Dumas' Dame aux camelias denke, dieselbe Antwort gegeben hätte!

Und so war ich, nachdem ich erst die Ueberzeugung gewonnen hatte, daß auch ich, gleichviel in welchen Grenzen, das Recht dazusein und mich künstlerisch auszuleben in Anspruch nehmen könne, zu dem Entschluß gelangt, mich um alles kritische Geräusch in den Tages-, Wochen- und Monatsblättern so wenig wie um das Sausen des Windes zu kümmern. Ich wußte, daß ich meiner Länge keine Elle zusetzen konnte, und wer mir sagte, daß ich zu einem Shakespeare oder Goethe das Zeug nicht hätte, sagte mir nichts Neues. Ein Schelm aber giebt Mehr als er hat, und wem sein Gewissen bezeugt, daß er Alles gab, was er hatte, der kann Diejenigen schwatzen lassen, die Mehr oder Anderes von ihm verlangen.

Zudem erschien mir die kritische Weisheit der meisten dieser damaligen Recensenten so billig! Mit wie wenigen flachen Schlagworten hielten sie Haus, wie rathlos waren sie jeder neuen, urwüchsigen Erscheinung gegenüber, wie lange brauchten sie, um zu dem Zugeständniß zu kommen, daß Mörike ein großer Lyriker und Gottfried Keller der genialste aller lebenden Novellisten sei! Dagegen sprach Einer dem Andern unbedenklich die flachen schulmeisterlichen Censuren nach, die jungen Talenten angehängt zu werden pflegen. Wie lange z. B. ist die fable convenue, daß meine Sachen nur für ein gewisses Formtalent zeugten, selbst nach dem Erscheinen meines ersten „Tendenzromans" im Schwange geblieben, und erst ein Fremder, der Däne Georg Brandes, hat kommen müssen, um dies thörichte Gerede zum Schweigen zu bringen.

Auch birgt eine jede größere dichterische Aufgabe schon im Stoff irgend ein problematisches Element, das ihre ganz reine

Lösung gefährdet. Mit redlicher Mühe sucht der Schaffende diese Unvollkommenheit, die allem Irdischen anhaftet, so viel als möglich aufzuheben, wie ein Bildhauer, der einen Marmorblock mit einer schwarzen Ader zu bearbeiten hat, es sich angelegen sein läßt, die böse Stelle möglichst unschädlich zu machen, indem er sie in eine Schattenpartie verlegt. Der Kritiker aber entdeckt sie natürlich sogleich, schüttelt mißbilligend den Kopf über die Kurzsichtigkeit des Künstlers und erklärt dem Publikum, daß da eine schwarze Ader sei, die das ganze Werk entstelle.

Ja es fehlt auch nicht an Fällen, in denen sich die schwarze Ader nur im Auge des Kritikers findet.

Wenn ich aber dies Alles früh erkannte, verschloß ich mich darum durchaus nicht gegen scharfe Kritik, mündliche und schriftliche, wie sie mir von meinen Freunden reichlich gespendet wurde. Von jeher trug ich das Goethe'sche Wort im Sinne:

Wer nicht die Welt in seinen Freunden sieht,
Verdient nicht, daß die Welt von ihm erfahre.

Auch hier freilich mußte ich erkennen, daß aus dem Eindruck, den unsere eigensten Hervorbringungen selbst auf die feinsinnigsten und tiefgründigsten Menschen machen, wenig für uns zu lernen sei. Denn unser Wesen, unsere Art und Kunst spiegelt sich in unserer Umgebung so mannichfach verschieden, wie diese selbst zusammengesetzt ist. Wie oft erhielt ich, wenn ich ein neues Buch an die Freunde verschickt hatte, von zweien oder dreien derselben an dem nämlichen Tage Briefe, in denen der Eine die Arbeit aufs Wärmste rühmte, der Andere sie verfehlt fand, ein Dritter so viel daran auszusetzen hatte, daß die schließliche Begnadigung einer Verurtheilung gleichkam. Aus alle dem nahm ich mir so Viel heraus, als ich für zutreffend erkannte, und erlaubte mir, den ganzen widerspruchsvollen Schatz von Belehrung nur cum beneficio inventarii mir anzueignen.

Närrische Tadler und Lober zu beiden Seiten. Doch darum
Hat mir der Himmel den Kopf zwischen die Ohren gesetzt.
(Mörike.)

* * *

Vor Allem aber war mir an offenherziger Kritik gelegen, ja ich forderte sie besonders dringend heraus, wenn es sich um eine neue dramatische Arbeit handelte.

Ueber den dichterischen Werth einer solchen kam ich allenfalls auch mit mir selbst ins Reine, wenn die Freude über ihre Beendigung Zeit gehabt hatte sich abzukühlen. Aber so manches Technische kommt bei einem Bühnenwerk in Betracht, über welches vier Augen klarer sehen, als zwei, und sein äußeres Schicksal vollends hängt an so vielen Fäden, daß man nicht sorgfältig genug wenigstens das Mögliche thun kann, um sich gegen Fehler im Calcül zu sichern.

Hierbei hat man seltsamerweise von den eigentlichen Theaterleuten am wenigsten Unterstützung zu erwarten. Schauspieler, Regisseure, Theaterdirectoren pflegen sich gröblich zu irren in ihren Voraussagungen eines Erfolgs oder Mißerfolgs. Hat doch selbst der erfahrene Eduard Devrient meinen „Hans Lange" zuerst abgelehnt, mit dem Bedauern, daß ich mich im Stil so tief herabgelassen hätte. Als er freilich später das überall erfolgreiche Stück in Karlsruhe zur Aufführung gebracht hatte, nahm er sein Urtheil zurück; es seien „nie dankbarere Rollen geschrieben worden".

So mußte ich denn meine Belehrung über das, was an einem neuen Drama noch zu wünschen blieb, aus anderen Quellen schöpfen und habe Jahrelang zwei meiner theaterkundigsten Freunde damit behelligt, sich kritisch gegen mich auszusprechen, und zwar diejenigen, die nach ihrem Naturell und ihrer künstlerischen Richtung einander am schärfsten entgegengesetzt waren: Ernst Wichert und Ludwig Schneegans. Ich kann ihnen Beiden für die unermüdliche Mühe, die sie sich mit ihren Voten bis ins Einzelste gaben, nicht genug danken, da ihrem scharfen Auge keine schwache Stelle, kein nicht tragfähiges Motiv, kein Ungeschick im Aufbau entging und Jeder sich dann redlich in langen Episteln bemühte, einen hülfreichen Rath zu ersinnen.

War dann aber das Stück glücklich durch dies Fegefeuer hindurchgegangen, so konnte ich über mein eigenes Verhältniß

zu ihm nur noch durch die Theaterproben, denen ich beigewohnt, weitere Aufklärung erhalten, kaum noch durch die verschiedenen Aufführungen selbst, die je nach den örtlichen Verhältnissen ein anderes Ergebniß hatten. Am wenigsten ließ ich mir einfallen, in den Berichten der Tagesblätter Belehrung zu suchen, so bereitwillig sie dort von noch unerfahreneren Wortführern, als in den kritischen Bücherbesprechungen, geboten zu werden pflegt. Wie oft, als ich in den ersten Jahren meiner dramaturgischen Laufbahn noch die Zeitungen las, die von meinen Premièren sprachen, stieß ich auf Inhaltsangaben, die die Handlung geradezu auf den Kopf stellten, auf völlige Mißverständnisse in Betreff der Charaktere und Motive, die mit einem einzigen Wort zu widerlegen gewesen wären. Dies Wort aber durfte der Verfasser nicht aussprechen. Denn es wird nun einmal als ein Zeichen unerlaubter Empfindlichkeit angesehen, wenn ein ungerecht angegriffener Dichter selbst seine Vertheidigung führt, wäre es auch nur zur Richtigstellung falsch verstandener Thatsachen. Ein armer Sünder aber, der auf der Anklagebank sitzt, ohne daß ihm in eigener Sache das Wort ertheilt wird, selbst wenn ihm kein Vertheidiger zur Seite steht, darf sich doch wohl wenigstens die Ohren zuhalten, um die widerspruchsvollen Stimmen der Ankläger nicht zu hören.

II. Aus der Werkstatt.

Mit diesem Bekenntniß über meine Stellung zur Kritik bin ich von meinen Lebens- und Herzensereignissen bereits in das literarische Gebiet abgeschweift, aus dem Hause in die Werkstatt gelangt, aus der ich im Folgenden noch Eins und das Andere mittheilen möchte.

Nicht um tiefe ästhetische Probleme zur Sprache zu bringen. Wohl lag mir der Trieb, über die Gesetze der Kunst und insbesondere der Dichtkunst nachzugrübeln, schon als ein Erbtheil meiner Väter im Blut. Mein Großvater hatte unter dem Titel „Handbuch aller Dichtungsarten" eine schulmäßige Poetik herausgegeben, und es war einmal die Rede davon, dies völlig veraltete Lehrbuch, dessen Beispiele kaum in die Zeit der Romantik hineinreichten, neu zu bearbeiten, was mein Vater, obwohl ich noch in den ersten Semestern stand, mir zu übertragen gedachte. Ich kam aber mit der Arbeit nicht über das Sammeln von Paradigmen aus der neueren Literatur, so weit ich sie kannte, hinaus, dann gerieth die Sache zum Glück ins Stocken, da ich sie ohne rechte Lust übernommen hatte, doch wohl in dem Gefühl, daß ich besser thäte, erst noch zu lernen, statt schon lehren zu wollen.

Mit um so größerem vorwitzigem Eifer aber gab ich mich schon in der Prima philosophischem Speculiren über den Begriff der Schönheit und das Wesen der einzelnen Künste hin. Mein Vater hatte Solger's ästhetische Vorlesungen nach dem eigenen Heft, das er sorgfältig nachgeschrieben, herausgegeben. Nachdem ich dies Buch durchstudiert hatte, gerieth ich an die Hegel'sche Aesthetik, die mich mächtig anzog, nicht sowohl durch ihre dia-

lektische Angliederung an das große System, als durch die einzelnen tiefen Blicke und erleuchtenden Winke in Betreff der Elemente des künstlerischen Schaffens und gewisser dichterischer Grundbegriffe. Zumal die Behandlung des Tragischen schien mir eine geniale Lösung des schwierigen Problems, und ich habe mich lange Zeit dabei beruhigt. Dann lernte ich Vischer's großes Werk kennen; mein Vater schenkte mir die drei ersten Bände. Ich lernte daraus, was die Grundanschauungen betraf, nicht viel Neues, da Vischer bekanntlich fast ganz von Hegel'schen Voraussetzungen ausging. Aber während ich die strenge, oft dürre Scholastik der Paragraphen in ihren Würden ließ, war ich den Excursen mit ihrer Fülle geistreicher und sinnenkräftiger Ausführungen um so dankbarer.

Auf meine eigene Production hat dies Theoretisiren weder damals noch später nicht den geringsten Einfluß gehabt. Sobald mich eine größere Aufgabe ergriff, suchte ich mich in den Kern meines Stoffes einzugraben und über die natürlichen technischen und geistigen Bedingungen ins Klare zu kommen, so daß mir bald, da mich in Zweifelsfällen alle systematische Weisheit im Stiche ließ, die Neigung zu ästhetischer Meditation auch nur als einer „Belustigung des Verstandes und Witzes" abhanden kam. Ich fand, daß auf einem Gebiet, wo jedes neue schöpferische Individuum seinem Genius zu folgen berechtigt ist, das Aufstellen allgemein gültiger Regeln ein mißliches Unternehmen bleiben muß, da das Gesetzbuch, das schließlich zu Stande kommt, wenn es nicht in der Luft schweben soll, sich fast nur als eine Codification sämmtlicher wohlbegründeter und berechtigter Ausnahmen darstellen wird und, was an vermeintlich „absoluten" Gesetzen übrig bleibt, sich auf gewisse allgemeine psychologische Normen beschränkt, die auch wieder nach nationalen und zeitlichen Bedingungen höchst verschieden sein müssen.

In der That ist auch die Autorität aller dogmatischen Aesthetik heutzutage dermaßen geschwunden, daß ihr bedeutendster Vertreter, der edle Vischer selbst, am Abend seines reichen Lebens sich mit einer Umarbeitung seines monumentalen Hauptwerkes

trug. Er würde damit freilich der jüngsten Generation, die den Begriff des Schönen in der Kunst überhaupt nicht gelten läßt und nur auf das Charakteristische aus ist, nicht genügt haben. Daß aber eine fruchtbare Behandlung der ästhetischen Probleme nicht von oben herab durch Deduction der letzten Begriffe möglich ist, sondern nur auf Grund einer genaueren Erforschung der künstlerischen Wirkungen gelingen kann, daß erst die Verwerthung dieser Ergebnisse zu einer überzeugenden Systematisirung führen werde, wird heute nicht mehr bestritten, wenn auch auf diesem Gebiet dem Experiment nach Fechner's Vorgang nicht eine so uneingeschränkte Bedeutung eingeräumt werden mag, wie in den Naturwissenschaften.

Ich selbst hatte mich lange Zeit mit einer Untersuchung über den Begriff der Tragik abgemüht. Es schien mir unzulässig, alle Dramen, die den Titel Trauerspiel oder Tragödie führen, nach einem und demselben a priori construirten Gattungsbegriff zu beurtheilen. Nach dem tieferen oder schwächeren Eindruck, dem größeren oder geringeren geistigen oder sittlichen Gehalt des Themas, der gröberen oder feineren Qualität der von ihnen bewirkten Erregung von Mitleid und Furcht, die schon in den rohen Stoffen präfigurirt ist, hatte ich mir eine Scala entworfen, auf deren Stufen sich die Werke unserer größten Dichter aufsteigend von der brutalsten bis zu der seelenvollsten tragischen Erschütterung an einander reihten. Dabei hatte ich stets untersucht, wie viel von der Wirkung schon durch die Fabel selbst, wie viel durch ihre mehr oder weniger geniale Behandlung erreicht worden sei. Denn es war an sich klar, daß eine mächtige Dichterkraft einem geringen, an tragischer Würde armen Stoff einen künstlerischen Werth verleihen, das bloß Grausame, Entsetzliche poetisch dermaßen adeln kann, daß die Wirkung, nicht bloß auf die gedankenlose Menge, eine tiefere werden muß, als die Behandlung eines Stoffes von noch so hohem specifisch tragischem Gehalt durch ein geringeres Talent. Für die Beurtheilung tragischer Werke schien es mir eben so fruchtbar als unerläßlich, von vorn herein eine solche Scheidung vorzunehmen, zunächst die

Fabel selbst auf ihren inneren Gehalt anzusehen und den Grad ihrer Mitleidundfurchtfähigkeit — wenn das Unwort gestattet ist — festzustellen, dann erst zu untersuchen, was zu ihrer Versinnlichung vom Dichter geschehen ist.

Johannes Volkelt's treffliches Buch über die Tragik hat mich davor bewahrt, mich an eines der schwierigsten Kapitel der Aesthetik zu wagen und die Goethe'sche Warnung: Bilde, Künstler, rede nicht! zu vergessen. Alles, was ich von einer inductiven Untersuchung des Begriffs gefordert hatte, fand ich hier geleistet, mit so umsichtiger Beachtung aller psychologischen und ethischen Factoren, die bei tragischen Eindrücken mitwirken, daß nur zu wünschen wäre, auch auf anderen Kunstgebieten eine so lichtvolle Ordnung geschafft zu sehen.

Nachdem ich dies vorausgeschickt habe, wird man im Folgenden kein philosophisches Raisonnement über die „Dichtungsarten", in denen ich mich versucht, zu finden erwarten. Da ich aber oft nach meiner Art zu arbeiten gefragt worden bin, muß ich annehmen, daß meine Erfahrungen während des Schaffens von allgemeinerem Interesse sein möchten; und, wenn ich auch keine besonderen Handwerksgeheimnisse zu verrathen habe, kann vielleicht selbst dem Aesthetiker von Beruf Manches aus der Praxis eines alten Poeten als schätzbares Material für seine Untersuchungen dienen.

1. Lyrik.

Jeder junge Dichter, auch wenn er später erkennen sollte, daß seine eigenste Begabung eine epische oder dramatische ist, beginnt mit der Lyrik. Denn was sich als Formtrieb in ihm regt, muß sich zunächst in den engen Grenzen halten, in denen ein noch tastendes Talent sich mit leichterer Mühe bewegt, und so reizen ihn die kleineren Gedichte der Classiker zu Nachahmungen, die nur den Werth haben, sein rhythmisches Gefühl und seinen Sprachsinn zu üben.

Diese poetischen Exercitien bedeuten natürlich nicht mehr als

die Uebungen in einer fremden Sprache, bei denen es auf den Inhalt noch nicht ankommt. Bald aber findet sich auch in der Seele des angehenden Poeten ein Inhalt, den er in keiner anderen Sprache auszudrücken vermöchte. Nun sind die bisher nur äußerlich angeeigneten lyrischen Formen wie fertige Gefäße, in die er seine eigenen Empfindungen ausschütten kann. Der Knabe, der zum Jüngling heranreift, wird empfänglich für den Zauber der Natur und zugleich für Lust und Leid einer ersten Liebe oder wenigstens für das unbestimmte Verlangen danach, zu lieben und geliebt zu werden. In dieser Zeit ist jeder junge Mensch ein Poet, wenigstens in der traumhaften Sehnsucht, die ihm die Wirklichkeit verklärt, und in der dunklen Begierde, alles Schöne, was ihm begegnet, an sein Herz zu drücken. Auch die völlig Talentlosen bedienen sich dann der vorhandenen dichterischen Formen, um auszusprechen, was sie als ein eigenstes, persönlichstes Erlebniß empfinden, wenn es auch nichts Anderes ist, als das allgemeine Jugendschicksal, das nur dann interessant werden kann, wenn es von einem besonders starken oder feinen Naturell empfunden und mit so eigenartiger sinnlicher Kraft geäußert wird, als seien all diese weltalten Gefühle ein eben erst entdecktes reizendes Geheimniß. Die Täuschung aber, in der die Anderen, Unbegabten befangen sind, als seien auch sie berufen, etwas nie Dagewesenes zu offenbaren, ist so schmeichelhaft, daß Unzählige bis in ihr reiferes Alter hinein ihre dilettantischen Reimspiele fortsetzen, ohne einzusehen, was dergleichen werthlose Jugendsünden aus zweiter Hand von wirklicher Poesie unterscheidet.

Denn der wahrhaft berufene lyrische Dichter ist so selten wie der schwarze Diamant. Er ist das Schooßkind der alten Mutter Natur, die ihn nährt mit ihrer reinsten Milch und ihn nie ganz von ihrem Herzen läßt, auch wenn er den Kinderschuhen längst entwachsen ist. Sie flüstert ihm ihre zartesten Geheimnisse ins Ohr und weiht ihn in die seines eigenen Herzens ein. Sie macht ihn „vogelsprachekund wie Salomo", öffnet sein Ohr für die Harmonie der Sphären und deutet ihm die Sprache schöner Augen. Nichts ist zwischen Himmel und Erde, für das

sie in seiner Seele nicht ein Echo erweckte, und für Alles, was ihn im Innersten berührt, legt sie ihm Worte auf die Lippen, die Niemand vor ihm gebraucht hat, und die seinen Stiefgeschwistern mit ihrem kühlen Sinn und Verstande oft thöricht und verworren klingen. Aber diese wundersamen Klänge gehen dann doch von Mund zu Mund und wirken fort von Seele zu Seele. Wenn die großen, lauten Schlagworte kämpfender Jahrhunderte längst verhallt sind, tönen diese zarten, tiefen Naturlaute mit unbezwinglichem Zauber fort, und der sehnsüchtige Seufzer einer Sappho weckt heute noch, wie vor zwei Jahrtausenden, einen Wiederhall in Menschenherzen, die Gleiches empfinden, aber „in ihrer Qual verstummen" müssen.

Neben den wenigen Auserwählten aber, die in diesem höchsten Sinne Lyriker zu heißen verdienen, giebt es treffliche Dichter, die als große lyrische Künstler ihrem Volk eine Fülle edler dichterischer Gaben beschert haben. Wird doch unter dem Gesammtnamen der Lyrik Alles zusammengefaßt, was in kleineren rhythmischen Formen einen poetischen Inhalt birgt, ohne daß es immer ein intimer Seelenausdruck des Dichtenden zu sein brauchte. Schon die Lieder, die das Volk singt, ohne daß man weiß, wer sie ersonnen hat, knüpfen oft an ein kleines Geschichtchen an, oder bringen Gefühle eines ganzen Standes zum Ausdruck. So haben wir auch von Kunstdichtern eine Fülle von Liedern unpersönlichen Inhalts, Mädchen-, Soldaten-, Müller-, Bergmanns-, Gesellschafts-, geistliche und patriotische Lieder, in denen von jenem dunklen Naturlaut, der die eigentlichsten lyrischen Confessionen durchweht, Nichts zu spüren ist. Und wie reich sind wir an Gedichten voll ernsten Gedankengehalts, lyrischen Meditationen in den verschiedensten Formen, von dem streng geschlossenen Sonett bis zu breiten reflectirenden Phantasieen wie Schiller's Spaziergang. Endlich werden, um all der kleineren Gattungen zu geschweigen, auch die Romanzen und Balladen zur Lyrik gerechnet, die ihren epischen Charakter nicht verläugnen, wenn sie auch durch ihre knappere Form und sangbare Melodie sich zu den Liedern gesellen.

Es wäre die fruchtbare Aufgabe einer guten Poetik, einmal genaue Umschau zu halten, eine Musterung der namhaften Dichter vorzunehmen und zu untersuchen, in welchen dieser verschiedenen Gattungen der lyrischen Kunst die Einzelnen sich hervorgethan haben. Dann würde sich zeigen, wie Wenige jenem höchsten Begriff des Lyrikers entsprechen, aus unserm Jahrhundert nach Goethe, dem unvergleichlichen, nur etwa Heine, Eichendorff, Lenau, Mörike, Storm und Lingg, während schon Uhland nur selten den vollen Naturlaut ertönen ließ, da das epische Talent bei ihm überwog, und auch Geibel sich trotz der seelenvollen Melodie seiner Verse mehr als ein lyrischer Künstler hohen Ranges darstellt. Wie wenig „specifisch" Lyrisches ist in dem dicken Bande von Gottfried Keller's Gedichten zu finden, die an Lebensäußerungen des herrlichen Poeten, an Gesinnungsadel, Humor, phantastischer Bildkraft so viel Unschätzbares enthalten! Welch ein Ueberschuß von energischem Bewußtsein über das naiv Unbewußte zeigt sich in Konrad Ferdinand Meyer's hochbedeutenden Versen, zumeist in den Formen der Ballade oder des historischen Genrebildes! Rückert vollends mit den vielen Bänden seiner Gedichte wird als eine eigene Charakterfigur in der Geschichte unserer Dichtung zu betrachten sein, da Alles, was er erlebte, auch das scheinbar Alltäglichste und Nüchternste, unter seinen Händen poetische Gestalt annahm, ohne sein Gemüth tiefer aufzuregen. Ja selbst in seinem Liebesfrühling kommt gegenüber dem geistreichen Verstande, der jedes zärtliche Gefühl zu einem kleinen Kunstwerk verwerthet, dies innerste Gemüth nur selten zu Worte, um mit einem reinen Seelenton uns zu entzücken.

Legen wir nun gar diesen Maßstab an fremde Literaturen an, so werden sich überraschende Einsichten ergeben. Wir werden finden, daß den romanischen Nationen das, was wir im eigentlichsten Sinne Lyrik nennen, so gut wie versagt ist, weil ihr künstlerischer Sinn sich vornehm von jenem Jungbrunnen echter Poesie, dem Volksliede, abgewendet und allein sich der Sprache des dichterisch angeregten gebildeten Geistes bedient hat. Die hochberühmte

Poesie eines Victor Hugo und Lamartine ist nur eine glänzende sentimentale oder pathetische Rhetorik, und selbst das lyrische Parlando Alfred de Musset's bleibt im Kern ein reizvolles virtuoses Spiel, das selbst in Momenten leidenschaftlicher Erregung den geschmackvollen Ton des Salons nicht verläugnet. Daß es sich mit der Lyrik der Engländer anders verhält, soll hier nur angedeutet werden. Es liegt mir fern, eine vergleichende Abhandlung über die lyrische Dichtung der neueren Zeiten und Völker zu schreiben.

* * *

Nichts aber ist thörichter als die Meinung des Publikums und so vieler Dilettanten, lyrische Poesie blühe auf mühelos wie die Blumen des Feldes, wenn es nur an Regen und Sonnenschein nicht fehle. Auch der Lyriker von Gottes Gnaden hat sich um die Geheimnisse seiner Kunst zu bemühen, die hier freilich mehr als auf anderen dichterischen Gebieten danach streben muß, sich zu verbergen und wieder als Natur zu erscheinen (l'arte che studia di non parere. Giusti), um den Zauber der Unmittelbarkeit nicht zu zerstören.

Denn auch was das größte lyrische Genie in leidenschaftlicher Aufregung oder innig bewegter Stimmung an Seelentönen von sich giebt, wird selten sogleich die letzte Form gewinnen, den reinsten und schlagendsten Ausdruck, dessen er fähig ist. In jeder noch so genialen Improvisation laufen Worte und Wendungen mit unter, die schon abgegriffen sind und dem Dichtenden nur im ersten Feuer gleich bei der Hand waren. Aus einem solchen Hinwurf jeden conventionellen Ton durch einen eigenartigen zu verdrängen, jedes Gleichniß aus zweiter Hand durch ein frisch geprägtes zu ersetzen und so das ganze Gedicht sich völlig anzueignen, ist dann die Aufgabe, die nur mit unermüdlicher Hingebung und künstlerischem Tact gelöst werden kann.

Ich kann hier auf das zurückverweisen, was ich S. 60 bei Gelegenheit der Winke und Weisungen, die ich von Geibel erhielt, über die Arbeit, die an ein Gedicht zu wenden ist, gesagt

habe. Selbst bei Goethe können wir an der Hand älterer Lesarten das allmähliche Heranreifen eines Liedes zu seiner letzten bleibenden Form verfolgen, und wie manchem Dilettanten, der ganze Hefte mit lyrischen Versen füllt, ohne jemals das Bedürfniß einer Nacharbeit zu empfinden, würde eine heilsame Lehre zu Theil werden, wenn er das Blatt betrachtete, auf dem uns Heine's Liedchen

Leise zieht durch mein Gemüth

aufbewahrt worden ist. Kaum ein einziges Wort ist geblieben, wie die Feder es zuerst hinwarf, und die elastische Leichtigkeit, mit der die beiden kleinen Strophen hingaukeln, zeigt sich als die Frucht des Schweißes, den die Götter auch der lyrischen Tugend nicht ersparen wollten.

Nun hat sich der lyrische Künstler freilich ebenso wie vor dem Banalen auch vor dem Verkünstelten zu hüten. Die zärtliche Sorge für das eigenartige Adjectiv darf nicht in die Jagd nach dem Befremdenden, Barocken, Paradoxen ausarten, wie es heutzutage bei gewissen symbolistischen oder einfach verrückten jungen Lyrikern zur Manie geworden ist. Sie freilich suchen die naturwidrigsten Verbindungen zwischen Beiwörtern und Hauptwörtern zu stiften, nur um etwas Unerhörtes, Undenkbares zu sagen, was den unbefangenen Leser verblüffen soll. Schon Heine war damit zuweilen an die äußerste Grenze gegangen:

Ein Meer von blauen Gedanken
Ergießt sich über mein Herz ....

Und Lenau erlaubt sich halsbrechende Tropen wie

An ihren bunten Liedern klettert
Die Lerche selig in die Luft.

Immerhin aber muß der Lyriker sich gegenwärtig halten, daß die ewigen Gefühle, die er singt, eines höchst persönlichen Ausdrucks bedürfen, um uns von Neuem zu rühren. Zuweilen genügt ein einziges überraschendes Wort von eigenem Klang, wie das neugeprägte Heine'sche „verständnißinnig" oder Lenau's

Durch die tiefste Seele geht
Mir ein süßes Deingedenken
Wie ein stilles Nachtgebet,

um einem lyrischen Erguß ein frappantes Merkwort zu verleihen, das in unserm Gedächtniß haften bleibt.

Auch durch die schöpferische Sprachgewalt, die das kleinste Lied als sein eigenstes Erzeugniß darstellt, ist Goethe unter allen Lyrikern der größte. Während wir bei Heine oft durch die sichtbare Absicht, ein überraschendes Beiwort zu schmieden, verstimmt werden, erscheint der Goethe'sche Reichthum an unverbrauchten sinnlichen Bezeichnungen stets aus dem Urquell eines tiefen Naturgefühls entsprungen. So wird es Niemand einfallen, ein Goethe'sches Lied nachahmen zu wollen, während die blendende Heine'sche Manier in unzähligen Anempfindern nachgewirkt hat.

* * *

Wenn ich nun von meiner eignen Lyrik reden soll, so habe auch ich in meinen Jünglingsjahren mich in unreifer Versmacherei con amore ergangen, auch früh schon Lieder gedichtet, die sich, wie die in meinem „Jungbrunnen", durch ihren leichten, sangbaren Fluß den Musikern zur Composition empfahlen. Auch meine ersten Herzenserlebnisse fanden reichlich ihren lyrischen Ausdruck, und mit der Natur stand ich früh auf einem zärtlichen Fuß, ohne ihr besonders neue Geheimnisse abzulauschen. Auf den Wanderungen in Thüringen, am Rhein, in der Schweiz trug ich stets ein Skizzenbüchlein in der Tasche, das sich mehr mit Versen als mit Landschaftsstudien füllte. Es gab Zeiten, wo ich jeden Tag für verloren hielt, an dem zu meinen früheren keine geschriebene, wenn auch keine gezeichnete Linie hinzukam.

Erst nach und nach aber gelangte ich dazu, alle Anklänge an fremde Muster abzustreifen und einen eigenen Ton zu finden.

Denn das Entscheidende für den lyrischen Dichter, auch wenn ihm jener letzte höchste Zauber des Unbewußten versagt ist, das Erste und Letzte, wodurch er die Berechtigung, überhaupt mitgezählt zu werden, bezeugt, ist, daß er seine eigene Sprache spreche,

so oft ein Gott ihm giebt, zu sagen was er leide, oder das Herz ihm in Augenblicken des höchsten Glückes überfließt. Zu jenem oben geschilderten feinen Bewußtsein in Betreff des Stils, der eine liebevolle künstlerische Arbeit verlangt, muß noch eine persönliche Klangfarbe hinzukommen, die gleich beim ersten Anklingen ein Gedicht als diesem und keinem andern Dichter gehörig erkennen läßt. Wir brauchen nur eine Strophe eines Goethe'schen, Heine'schen oder Mörike'schen Gedichtes zu hören, um sofort zu wissen, wer diese Strophe gedichtet hat.

Daß eine bedeutende Dichternatur auch im Epischen und Dramatischen sich ohne einen eigenen Ton nicht denken läßt, bedarf wohl keiner ausdrücklichen Versicherung. Im Roman oder Schauspiel aber können auch schon Talente zweiten Ranges etwas Erfreuliches leisten, was sie nicht sofort durch einen persönlichen Stil kenntlich macht, da der Werth des Stoffes, der geistige und sittliche Gehalt an sich schon bedeutend sein kann. Der Stoff und Gehalt des Lyrikers ist seine eigene Person. Wo es der an charakteristischem Gepräge fehlt, sind ihre Aeußerungen werthlos.

So schwer es nun bei dem redlichsten Bemühen einem künstlerischen Menschen wird, über den Werth seiner Art und Kunst ein leidlich zutreffendes Urtheil zu gewinnen, so wird doch die Selbstkritik in keinem Falle trügerischer, als in der Lyrik, da diese eben das Eigenste, Individuellste ausspricht, das einem intimsten Bedürfniß entspricht und aus persönlichsten inneren Erlebnissen hervorgeht.

Höchstens können wir zu einer deutlichen Empfindung darüber gelangen, ob wir die Gängelbande fremder Meister und Muster abgestreift haben und nun auf eigenen Füßen stehen. Dessen glaubte ich zuerst inne zu werden, als ich über die Berge stieg und die Seele erfüllte mit einem neuen Lebenshauch, den ich in den heimathlichen Umgebungen noch nicht gespürt hatte. Es war dann auch dafür gesorgt, daß die eigene Sprache, die ich aus dem Süden mitbrachte, mir in Lust und Leid zum Ausdruck innigster Gefühle dienen sollte, nachdem ich jahrelang über größeren

dichterischen Aufgaben keine Stimmung und Anregung gefunden hatte, mein lyrisches Saitenspiel von der Wand zu nehmen. Ein neuer Liebesfrühling weckte mir mit einer zweiten Jugend auch das Bedürfniß nach lyrischen Confessionen, und als dann schwere Schicksalsprüfungen über mich kamen, sollte es mir an dem Trost nicht fehlen, den nur die Muse gewähren kann.

2. Meine Novellistik.

Ich hatte mich längst in Versen aller Art versucht, mich auch mit, freilich sehr kindischen, dramatischen Plänen getragen, als erst die Lust zum Fabulieren in mir erwachte, zunächst durch eine lyrische Gemüthsstimmung in mir angeregt, noch ohne viel Wirklichkeitsgefühl oder Kenntniß des Lebens.

So viel ich mich erinnere, war das erste Erzeugniß dieser Gattung ein sentimentales Geschichtchen, von dem ich nichts behalten habe als den Titel „Das kleine Haus" und die letzte Strophe eines Liedes, mit dem es wehmüthig ausklang. Den Inhalt selbst habe ich vergessen, er muß aber den Clubfreunden sehr rührend erschienen sein, da sie nicht müde wurden, eben jene Schlußstrophe zu citiren.

Nicht minder in Wehmuth und Todessehnsucht schwelgend war das erste Märchen, das ich gleichfalls in meinem siebzehnten Jahr unter dem Eindruck meiner unglücklich endenden ersten Liebe verfaßte, „der Veilchenprinz".

Es ist hernach in meinen „Jungbrunnen" aufgenommen worden, wo es unter den übrigen lustigen und witzelnden Märchen des fahrenden Schülers eine wunderliche Figur macht. Doch waren diese höchst unbedeutenden erzählenden Erstlinge, wie auch eine schon ansehnlichere Novelle „Luise", die bald darauf folgte, jedenfalls aus keiner Anempfindung fremder Vorbilder entstanden, sondern aus einem eigenen innersten Bedürfniß. Nur das Einflechten von Liedern, die ich irgend eine der Personen von Zeit zu Zeit singen ließ, war durch Eichendorff's und Clemens Brentano's Beispiel angeregt.

Jene „Luiſe“ aber hatte ich gut gekannt. So hieß eine arme Näherin, die im Erdgeſchoß unſeres Hauſes in der Behrenſtraße ein Stübchen nach dem Hof hinaus bewohnte, ein nicht mehr junges, verblühtes und bleichſüchtiges Mädchen, das ſich an mich attachirte, nachdem es in ernſthafteren Glückshoffnungen durch einen gewiſſenloſen Menſchen getäuſcht worden war. Ich, noch ein unreifes Bürſchchen und durchaus nicht in ſie verliebt, ließ mir ihre ſchwermüthige Zärtlichkeit in Gnaden gefallen und erwiederte ſie in ſorgloſem Uebermuth.

Aus dieſem Verhältniß, das nur meine Phantaſie beſchäftigte, kam mir die Anregung zu meiner erſten Novelle, in der die reizende Tochter eines Kunſtreiters einen halbwüchſigen Primaner ſeiner ſchmachtenden älteren Freundin abtrünnig machte. Es ſchwebt mir nur dunkel vor, daß das Abenteuer einen traurigen Ausgang fand, indem der leichtherzige Jüngling, von ſeiner neuen Liebe zu einem ehrgeizigen Wageſtück angeſtachelt, auf ein feuriges Pferd ſprang, das ihn nach einem raſenden Rundlauf endlich abwarf und mit dem Kopf gegen die Barrière ſchleuderte. Jacob Bernays, dem ich das Heft, das nicht über ein Dutzend Seiten enthielt, in Bonn zeigte, bat es ſich aus und bewahrte es auf. Nach ſeinem Tode kam es an mich zurück. Ich konnte mich aber nicht überwinden, es wieder durchzuleſen, da es in einem gezierten, mit Diminutiven überladenen Stil geſchrieben war, und verbrannte das Manuſcript. Nur das Gedicht, das als Vorwort auf der erſten Seite ſtand, ſchrieb ich mir ab und nahm es viele Jahre ſpäter in den zweiten Band meiner Gedichte auf:

Du lispelteſt: Ich liebe dich,
Ich liebe dich bis in den Tod!
Und deiner Wange Glanz erblich
Und deiner Lippe junges Roth —

ein Zeugniß dafür, daß der Lyriker in mir dem Novelliſten damals vorangereift war.

Dann, bald darauf, entſtand eine andere, die erſte größere und etwas anſpruchsvollere Novelle, die Geſchichte eines Liebespaars „Vincenz und Veilchen“, das in die Welt hinauswandert,

mancherlei Abenteuer besteht, um endlich in der Fremde zu verderben und zu sterben. Alles Einzelne ist mir bis auf die letzte Spur aus dem Gedächtniß entschwunden, wie ich denn überhaupt die glückliche Gabe besitze, meine novellistischen Erfindungen fast alle bis auf die Themata und wenige Details, bald nachdem sie geschrieben sind, wieder zu vergessen. Ohne diese Fähigkeit — wie überladen wäre mein Gehirn mit Bildern und Geschichten, da die Zahl meiner Novellen in den langen Jahren so ungeheuerlich angewachsen ist! Und da es mir widerstrebt, eines meiner alten Bücher je wieder anzusehen, wird auch der dunkle Abgrund, in den meine eigene Production vor meiner Erinnerung versinkt, immer bodenloser.

Von jener Novelle nun weiß ich nur, daß sie meines Vaters Beifall gefunden haben muß, da er eine saubere Abschrift davon machen ließ, um sie dem uns befreundeten trefflichen Maler Eduard Magnus zu schenken, als eine kleine Gegengabe für das Bildniß, das er, ehe ich nach Bonn ging, von mir gemalt hatte.

Mein Manuscript habe ich nach der Rückkehr zur Berliner Universität mit anderen Jugendsünden „gewogen und zu leicht befunden" und Vincenz und Veilchen der guten Luise nachgeschickt. Hoffentlich hat auch die Abschrift das gleiche verdiente Schicksal ereilt.

* * *

Ich blieb nun eine Weile von novellistischen Anwandlungen frei, da ich durch meine in Bonn verfaßte „Francesca von Rimini" erkannt zu haben glaubte, daß ich zum Dramatiker berufen sei. Erst eine im „Tunnel" ausgeschriebene Concurrenz regte mich dazu an, meine romanischen Studien zu der Novelle „Marion" zu verwerthen, über die ich in meinen „Jugenderinnerungen" berichtet habe. Ich hatte in dieser kleinen Arbeit die sentimentalen novellistischen Kinderschuhe abgestreift und suchte mir auch sonst meine eigenen Wege, auf denen ich weder rechts noch links blickend fortschritt. Im Frühling 1853, zu Sorrent, entstand dann die „Arrabbiata", zu der mir, wie ich früher berichtet habe,

kein Phantasiegeschöpf, wie die Frau des Trouvères von Arras, Adam de la Halle, Modell gestanden hatte, sondern ein leibhaftiges Menschenkind. Zugleich war ich bei dieser kleinen Arbeit gewissen Gesetzen der Gattung auf die Spur gekommen, die mir bisher nur dunkel vorgeschwebt hatten.

Denn auf dem Gebiet der Novelle hatten wir nicht wie auf anderen von unsern Vätern aus der classischen Zeit ein reiches Erbe überkommen, das wir hätten erwerben müssen, um es zu besitzen. Goethe selbst, der größte aller Erzähler, hat zur eigentlichen Novelle nur gelegentlich einen Anlauf genommen, der oft vor dem letzten Ziele stecken blieb und sich in einen größeren Rahmen verlor, wie im „Mann von fünfzig Jahren", der „Pilgernden Thörin", den „Wunderlichen Nachbarskindern". Die unvergleichlich reizvoll erzählten „Der neue Paris" und „Die neue Melusine" gehören in die Region des Märchens, und was er selbst schon durch den Titel als eigentliche „Novelle" wollte angesehen wissen, jenes halb mystische Abenteuer mit dem Löwen, der durch den Gesang aus Kindermund gezähmt wird, läßt vermuthen, daß ihm für den Gattungscharakter dieser Dichtungsart das Wunderbare, Unerhörte, wenigstens Einzigartige maßgebend war.

Was vor und neben ihm Wieland an kürzeren Erzählungen geschaffen hat, hält sich auf dem Grenzgebiet zwischen Roman und moralisirender Skizze und steht den kleinen Voltaire'schen Romanen näher als deutschen Vorbildern. Erst Tieck setzte das von Goethe Angebahnte erfolgreich fort, durch die Hinneigung der Romantik zu den romanischen Literaturen auf das Vorbild des Boccaccio und Cervantes geführt, deren engere Formen und fast ausschließend erotische Themata er selbständig erweiterte, so daß er in der That als der Schöpfer der modernen Novelle anzusehen ist. Wir können sagen, daß durch ihn und seine Nachfolger — wie groß ihre Zahl und wie fruchtbar ihre schöpferische Thätigkeit war, liegt in unserm „deutschen Novellenschatz" zu Tage — dieses ganze Kunstgebiet, die novellistische Provinz, zu dem weiten Reiche unserer Classiker hinzuerobert worden ist.

Tieck selbst aber erscheint in seinen Novellen durchaus nicht immer musterhaft. Da ihm die naive Vollkraft der Phantasie, die den großen Dichter macht, gebrach, die berüchtigte romantische „Ironie" sich so oft als Spielverderberin einmischte und nur allzu oft „die alte Schwiegermutter Weisheit das zarte Seelchen beleidigte", gelang es ihm selten, auch eine glückliche Erfindung rein durchzuführen, ohne durch störende Zuthaten, witzige oder lehrhafte Gespräche, die den Personen äußerlich angeheftet sind und nicht aus ihrem Charakter entspringen, oder durch willkürliche Führung der Fabel den vollen Eindruck zu schädigen. Selbst ein so geistreich concipirtes Cabinetsstück, wie „Des Lebens Ueberfluß", muthet uns heute nicht mit so natürlicher Frische an, wie es die Zeitgenossen bezauberte, während der Decamerone und des Cervantes Novelas ejemplares, dazu die Novellen, die in den Don Quijote eingestreut sind, in unvergänglicher Lebensfülle die Jahrhunderte überdauert haben.

Seitdem aber haben wir uns gewöhnt, an die Novelle höhere Forderungen zu stellen, als daß sie ein müßiges Unterhaltungsbedürfniß befriedige und durch eine Reihe bunter Abenteuer uns ergötze. Was von dieser Art unter dem Namen Novelle in unabsehlicher Menge in Zeitungsfeuilletons und den Spalten der Familienblätter zu finden ist, steht selten höher als das Geplauder über Verlobungen, Heirathen, Ehebrüche und Ehescheidungen in der sogenannten guten Gesellschaft und kann nicht den Anspruch machen, zur Literatur gerechnet zu werden. Denn von einer Novelle, der wir einen künstlerischen Werth zuerkennen, verlangen wir wie von jeder wirklichen dichterischen Schöpfung, daß sie uns ein bedeutsames Menschenschicksal, einen seelischen, geistigen oder sittlichen Conflict vorführe, uns durch einen nicht alltäglichen Vorgang eine neue Seite der Menschennatur offenbare. Daß dieser Fall in kleinem Rahmen energisch abgegrenzt ist, wie der Chemiker die Wirkung gewisser Elemente, ihren Kampf und das endliche Ergebniß „isoliren" muß, um ein Naturgesetz zur Anschauung zu bringen, macht den eigenartigen Reiz dieser Kunstform aus, im Gegensatz zu dem weiteren Hori-

zont und den mannichfaltigen Charakterproblemen, die der Roman vor uns ausbreitet. Je gehaltvoller die Aufgabe ist, je tiefere Probleme in dieser äußeren Beschränkung gelöst werden, desto ergreifender und nachhaltiger wird die Wirkung sein, desto wichtiger aber auch die Sorge des Dichters, keinen störenden Zug in das kleine Bild hineinzubringen.

Meister in dieser Kunst waren bei den Franzosen Prosper Mérimée, Alfred de Musset, Guy de Maupassant, bei den Russen Turgenjew und viele Andere, die uns in Wolfsohn's Uebersetzung zuerst bekannt geworden sind, von den Deutschen vor Allen Gottfried Keller und in seinen letzten Novellen Theodor Storm. Im Allgemeinen ist der künstlerische Tact, der gerade zur Beherrschung dieser eigenartigen Form nöthig ist, uns Deutschen nur sparsam verliehen, während wir auch für die Novelle eine Fülle von Gemüthseigenschaften, Wärme der Empfindung, Humor und sinnliche Frische besitzen, um die uns die Nachbarnationen beneiden könnten. Dagegen sehen wir häufig einen dankbaren Stoff entweder durch Ueberladung mit Beiwerk, oder durch Ungeschick in der Composition oder durch Häufung heterogener Motive seine Wirkung verlieren, so daß es nicht überflüssig scheint, gewisse Grundgesetze der Gattung in Erinnerung zu bringen, ohne deren Kenntniß so manche liebenswürdige oder tiefsinnige Talente stets ins Blaue hinein fabulieren werden.

* * *

Denn während Niemand bestreitet, daß selbst das höchstbegabte musikalische Talent eine Schule der Composition durchmachen müsse, um sich aller Mittel seiner Kunst bemächtigen zu lernen, ist doch die Meinung verbreitet, daß es, um Romane und Novellen zu schreiben, nur der unerläßlichen guten Einfälle, einiges Geschmacks und jener Gabe, flüssig zu erzählen, bedürfe, die zumal die Frauen schon durch ihren fleißigen Briefwechsel sich anzueignen pflegen. Daß es auch für die Novelle eine Technik gebe, die aus einem fruchtbaren Motiv die Handlung so folgerichtig geschlossen entwickeln lehre, wie der Musiker durch seinen

Meister in der Composition dazu gelangt, ein Thema von wenigen Takten zu einem Sonaten- oder Symphoniesatz auszubilden, davon haben die wenigsten Novellisten einen Begriff, während das Publikum vollends die dichterische Production überhaupt als eine Gabe Gottes betrachtet, die dem Talent in „Weihestunden" durch Inspiration zu Theil werde.

Nun vollzieht sich freilich der beste Theil aller künstlerischen Erfindung in einer geheimnißvollen unbewußten Erregung, die mit dem eigentlichen Traumzustand nah verwandt ist, so daß man das Wort: Wen Gott lieb hat, dem giebt er es im Traum, auch auf diese Thätigkeit des Menschengehirns anwenden kann. Meistentheils aber tragen die nachtwandlerischen Eingebungen der Phantasie auch darin den Charakter der Traumwelt, daß sie eines klaren Zusammenhangs entbehren und erst vom Verstande und künstlerischer Besonnenheit geordnet und von willkürlichen Elementen gereinigt werden müssen, wenn sie sich am Licht des Tages legitimiren sollen. Wem ist es nicht begegnet, daß er im Traum Verse gemacht hat, die er selbst höchlich bewunderte, bis er sie am Morgen, wenn sie ihm überhaupt noch gegenwärtig geblieben waren, als platte Reimereien oder baaren Unsinn erkannte. So treibt auch die novellistische Phantasie im Schlaf ihr Spiel und erfindet abenteuerliche Geschichten. Mehrmals aber, zumal im morgendlichen Halbtraum, ist es mir begegnet, Motive zu erfinden, die ich dann nach dem Erwachen fortspann und sofort zu einer runden Entwicklung brachte. So entstand die Novelle „Kleopatra" aus einem unheimlichen Traumringen mit einem phantastischen Gethier, anderer Erlebnisse dieser Art zu geschweigen. Einmal aber begegnete es mir, daß mir eine ergreifende Novelle fast vollständig im Traum beschert wurde.

Mir war, als wandelte ich mit meinem Freunde Ludwig Schneegans durch die Hauptstraße von Sestri Levante. Wir traten in die Kirche ein und fanden dort einen Katafalk, auf dem die Leiche einer schönen, stattlichen Frau von etwa vierzig Jahren aufgebahrt lag. Der Küster erzählte uns ihre Lebensgeschichte, die so merkwürdig war, daß Schneegans ausrief: Das

ist ja eine richtige Novelle und eine ganz famose! Das verdroß mich nicht wenig. Nun hat er, dachte ich im Traum, seine Hand auf den Stoff gelegt und ist doch gar kein Novellist. Als ich erwachte, war mir Alles noch höchst gegenwärtig, ich besuchte desselben Tags meinen Freund und erzählte ihm, was ich geträumt. Wenn du darauf bestehst, sagte ich, muß ich dir die Geschichte überlassen, nach dem Recht des primi occupantis. Er verzichtete lachend, und nach vierzehn Tagen hatte ich „Die Frau Marchesa" geschrieben, in allen Hauptzügen durchaus nach dem geträumten Bericht des Küsters, aus dem mir sogar einige Namen im Gedächtniß geblieben waren.

So bequem freilich ist es mir nur dies eine Mal gemacht worden, wenn auch freilich manche meiner Novellenstoffe auf ähnlich wundersame Weise mir im wachen Traum der Phantasie sich aufdrängten, ohne daß es eines bewußten Entschlusses, etwas zu erfinden, bedurft hätte. So erinnere ich mich, nach einer aufregenden, ziemlich schlaflosen Zeit der Angst und Sorge, da Krankheit in meinem Hause geherrscht hatte, für einige Tage nach Augsburg geflüchtet zu sein, mich dort in tiefster Stille zu erholen. Ich schlief auch wirklich die nächste Nacht zwölf Stunden lang, zuerst wieder traumlos und erquicklich. Als ich am anderen Morgen mit der Frische eines Genesenen in die Anlagen ging, die sich um die ehemaligen Festungswälle der alten Stadt in herrlicher Schattenkühle hinziehen, tauchte mir ein Motiv auf, an das ich nie gedacht hatte, im Einklang mit der alterthümlichen Scenerie, die mich umgab. Nur eine Stunde sann ich daran herum, dann war die Novelle der „Stickerin von Treviso" in allen Einzelzügen in meiner Phantasie herangereift, und es bedurfte nach der Heimkehr nur weniger Tage, um sie aufzuschreiben.

Immerhin bestätigen solche Ausnahmen die Regel, daß es ernster, energischer Arbeit bedarf, um sich auf diesem Gebiet als gewissenhafter Künstler zu bewähren.

Was zunächst die Qualität des Stoffes betrifft, der als specifisch novellistisch betrachtet werden kann, will ich nur an das

erinnern, was ich in der Einleitung zum deutschen Novellenschatz geäußert habe, und was seitdem vielfach als meine „Falkentheorie" citirt worden ist: daß man sich fragen müsse, ob die zu erzählende kleine Geschichte eine starke, deutliche Silhouette habe, deren Umriß, in wenigen Worten vorgetragen, schon einen charakteristischen Eindruck mache, wie der Inhalt jener Geschichte des Decamerone vom „Falken" in fünf Zeilen berichtet sich dem Gedächtniß tief einprägt. Ich habe nie läugnen wollen, daß auch eine glücklich beobachtete und lebhaft geschilderte einzelne Situation, ein merkwürdiges Charakterbild, selbst ohne eine sich daraus entwickelnde Handlung poetischen Reiz und künstlerischen Werth haben könne. Auch auf der Bühne, die doch von vorn herein auf kräftig bewegte Handlung angewiesen ist, kann ja unter Umständen ein idyllischer Vorgang, ein gemüthvolles Stillleben unsere Sympathie gewinnen und einen Stimmungsreiz entfalten, der uns alle pedantischen Forderungen an eigentlich dramatische Entwicklung vergessen läßt. Dies aber sind Ausnahmen. Im Uebrigen werden wir starke Willens- oder Charakter-Conflicte nach wie vor vom Drama vorgeführt verlangen, wie von einer echten und gerechten Novelle ein seelisches oder geistiges Problem in einem kräftig begrenzten Fall zum Austrag gebracht werden soll. Welch ein Unterschied zwischen einem solchen Fall und einem bloßen Vorfall ist, erkennt man leicht, wenn man die kleine Geschichte betrachtet, die im elften Kapitel des zweiten Buchs der Wanderjahre erzählt wird. Der Erzähler lernt bei einer Landpartie einen Knaben seines Alters, den Sohn des Fischers, kennen, an den er sich leidenschaftlich anschließt. Sie durchstreifen zusammen die Gegend, baden an einer schattigen Stelle des Flußufers, und in einer seltsamen seelisch-sinnlichen Aufregung, da sie sich nackt gesehen haben und von der Schönheit der jugendlichen Gestalt zum erstenmal überrascht worden sind, fühlen sie sich zu einander hingezogen und schwören sich ewige Freundschaft. Der Fischerssohn verunglückt am Abend desselben Tages mit anderen Kindern, mit denen er dem Krebsfang nachgehen wollte, und sein Freund wird aus dem ekstatisch seligen Zustand, in dem er den Tag zu-

gebracht hat, in die tiefste Verzweiflung gestürzt, da er denselben glänzendweißen Knabenleib, der ihn am Mittag entzückt hatte, neben den andern Opfern des Jammergeschicks starr und kalt auf dem Strohlager wiedersieht.

Das novellistisch Unzulängliche, mehr lyrisch Gestimmte des Themas, das in dem bloßen Contrast der höchsten Wonne und des tiefsten Schmerzes besteht, ist durch die hohe Kunst der Darstellung allerdings „Ereigniß" auch im künstlerischen Sinne geworden. Da aber aus dem äußeren Geschehniß nichts erfolgt, was eine bedeutungsvoll fortwirkende innere Entwicklung und äußere Handlung einleitete, wird man diese ergreifende Anekdote nur so weit zu den Novellen rechnen können, wie noch viel geringere faits divers im Decamerone mit diesem Namen benannt worden sind.

Darauf aber wird es ankommen, daß der Erzähler bei jeder einzelnen Aufgabe sich frage, auf welche Weise aus dem fruchtbaren Motiv möglichst Alles zu machen wäre, was darin an psychologisch bedeutsamem Gehalt im Keim vorhanden ist. Freilich vollzieht sich die Entwicklung eines novellistischen Grundmotivs so wenig wie die eines musikalischen Themas mit so unfehlbarer organischer Nothwendigkeit, wie aus einem Pflanzenkeim immer nur das einzige in ihm vorgebildete Gewächs hervorsprießt. Nach den verschiedenen geistigen und künstlerischen Anlagen des Individuums werden die verschiedensten dichterischen oder musikalischen Gebilde aus demselben Motiv entspringen. Doch neben diesen berechtigten subjectiven Unterschieden, die u. A. dazu führen, daß dieselben vier Takte von dem einen Componisten in Dur, von dem andern in Moll weiterentwickelt werden, derselbe Novellenstoff hier zu einer tragischen, dort zu einer versöhnenden oder selbst humoristischen Lösung gelangt, ist doch die Forderung ganz allgemein unerläßlich, das Möglichste an dichterischer oder musikalischer Wirkung dem Thema abzugewinnen. In den meisten Fällen wird auch der Kreis dieser Möglichkeiten nur beschränkt sein, und ein Zeugniß für die gereiftere Kraft des Künstlers ist die Sicherheit, mit der er diejenige Durchführung wählt, die das

innerste Wesen des Motivs am schlagendsten zur Anschauung bringt.

Wie dies Alles gemeint ist, und was ich unter einer bewußten contrapunktischen Technik verstehe, will ich durch ein Beispiel aus eigener Erfahrung zu erläutern suchen.

* * *

In einem Handbuch der französischen Literaturgeschichte hatte ich die kurze Notiz gefunden: Ein französischer Trouvère, Luco de Grimauld, tödtete sich selbst, da ein Mädchen, das er nicht liebte, ihm ein Aphrodisiacum in großer Dosis beigebracht hatte, um ihn für sich zu gewinnen.

Ich war damals noch ein grüner Neuling im novellistischen Métier. Sogleich aber zündete dieser Funke in meiner Phantasie. Ich erkannte, daß es sich hier um einen sittlichen Conflict von tragisch ergreifender Gewalt handelte: ein Mann, der der Schmach nicht erliegen will, seiner Freiheit Gewalt angethan zu sehen durch magische Künste, denen sein Herz widerstrebt, zieht den freigewählten Tod dieser Vergewaltigung vor.

Zugleich umgab diese Anekdote der Reiz einer romantischen Zeit, der Held war ein Dichter, und da Nichts als sein Name überliefert war, hatte die Erfindung freies Spiel.

Freilich, wenn der Stoff für mehr als eine Romanze ausreichen sollte, mußte noch Manches hinzuerfunden werden, die Figuren individueller hervortreten zu lassen und den sittlichen Kampf durch allerlei retardirende und steigernde Momente aufregender zu machen.

Ich gab also meinem Helden eine Vorgeschichte, eine Leidenschaftssünde, die er durch die Wallfahrt nach Jerusalem abzubüßen gedenkt, und da die Geschichte sich im helldunklen Mittelalter zugetragen, wählte ich die einer sagenhaften Zeit entsprechende Form der gereimten Fabliaux.

Er war noch jung, doch wenig froh,
Ein Troubadour, doch bleich und stumm.

Es that Herr Luco de Grimauld
Den braunen Pilgermantel um.
Von der Durance Fruchtgeſtade
Stieg er hinan die Alpenpfade.
Wohl ſah er von der Berge Spitzen
Am Horizont das blaue Meer
Verlockend in der Sonne blitzen;
Doch ſein Gelübde gilt ihm mehr:
Den Landweg nach der heil'gen Stadt
Mit unbeſchuhtem Fuß zu treten,
Um an des Heilands Grab zu beten,
Dieweil er ſchwer geſündigt hat.

In dieſer Stimmung der Reue und Weltflucht begegnet er in einſamer Herberge einem ſchönen Mädchen, dem er, da ſie ihm ihre Neigung zu erkennen giebt, die Geſchichte ſeiner Verſchuldung erzählt. Er hat eine edle Frau, die ihn liebte, in den Tod getrieben und dadurch hinfort das Recht auf Liebesglück verſcherzt. Natürlich entflammt dieſer Bericht das Herz des Mädchens nur noch heftiger. Sie will um jeden Preis ihn von der Wallfahrt zurückhalten, um ihn ſich zu eigen zu machen. Doch als er erfährt, daß ſie ſich zu dieſem Zweck eines Zaubermittels bedient hat, ſtößt er ſie ſchaudernd und entrüſtet zurück und ſtürzt ſich in einen Abgrund.

Ich habe das Gedicht ſpäter vernichtet und kann mich nicht entſinnen, ob bei dieſem heroiſchen Entſchluß ſchon das bange Gefühl einer beginnenden Neigung zu der gefährlichen Zauberin mitwirkte, die Furcht, auch ohne Magie dem Bußgelübde abtrünnig gemacht zu werden. Jedenfalls war eine Menge anziehender pſychologiſcher Motive in dieſer erſten groben Faſſung nicht ausgenutzt und durch den tödtlichen Sprung in die Felskluft nur ein balladenhafter Schluß herbeigeführt.

Zunächſt ſann ich nun darüber nach, wie ich auch der Geſtalt des Mädchens ein tieferes Intereſſe verleihen könnte. Ein Weib, das verſagte Neigung erzwingen will, können wir immerhin entſchuldigen mit der ſinnverwirrenden Macht der Leidenſchaft, aber der Mangel an Stolz wird eine volle Sym-

pathie nicht aufkommen lassen. Wie aber, wenn die Umstände so lägen, daß wir ihr ein Recht zugestehen müßten, den Widerstrebenden als ihr gehörend zu betrachten und an sich zu reißen? War dies der Fall, so mußte sie dem Manne selbst als ebenbürtig erscheinen, begehrenswerther, da sie ihm als eine tiefere sittliche Natur gegenübertrat, so daß er selbst einen schwereren Kampf zu kämpfen hatte, als wenn er einer mannstollen Hexe gegenüber seine Manneswürde in Sicherheit zu bringen hatte.

So änderte ich zunächst die äußeren Verhältnisse. Aus dem Trouvère des dreizehnten Jahrhunderts wurde ein italienischer Advocat des neunzehnten, ein leidenschaftlicher Patriot, der als Anhänger Mazzini's und des „jungen Italiens" von der toscanischen Regierung in die Acht erklärt war. Gleichwohl kehrt er auf toscanisches Gebiet wieder zurück, um drüben einen Ehrenhandel auszufechten, trotz der Gefahr, von den Schergen der Gewalt ergriffen zu werden. Briefe eines jungen Freundes meines Oheims Theodor Heyse hatten mir zur Schilderung seiner kühnen Wanderung über die hohen Pässe des Apennin die Localfarben gegeben.

Droben in dem rauhen Bergnest Treppi trifft er eine einsame Schenke, in der die Schmuggler, deren Geleit er sich anvertraut hat, die Nacht zuzubringen gedenken. Die junge Wirthin beachtet er kaum, sie aber erkennt ihn sogleich wieder, obwohl sieben Jahre vergangen sind, seit er zum erstenmal als ein leichtsinniger Student des Weges kam und hier oben rastete. Damals hatte sie Noth, seine ungestüme Liebeswerbung abzuweisen, die sie in ihrer Unerfahrenheit für durchaus ernst gemeint ansah. Nun hat sie sieben Jahre Zeit gehabt, an jene Nacht zurückzudenken, und da er jetzt erscheint, hegt sie keinen Zweifel, daß er komme, um seine damaligen Liebesschwüre einzulösen. Sie bekennt ihm das als etwas Selbstverständliches. Doch so sehr ihre inzwischen voll aufgeblühte Schönheit ihn reizt und die naive Unerschütterlichkeit ihres Vertrauens zu ihm ihn rührt, er bleibt fest und sucht ihr klar zu machen, daß seine Pflicht ihn von ihr fortziehe.

Das Alles macht auf das einfache Kind der Berge nicht den mindesten Eindruck, um so weniger, da auch sie eine Pflicht zu erfüllen glaubt, wenn sie ihn vor dem gewissen Tode schützt, indem sie ihn bei sich zurückhält. Und so braut sie ihren Liebestrank, den sie am anderen Morgen in voller Gewißheit des Erfolges ihm in das Frühstück schüttet.

Und nun — doch der weitere Verlauf mag in der Novelle nachgelesen werden. Hier nur so viel, daß nach diesen Voraussetzungen ein tragischer Ausgang nicht mehr geboten war. Um so weniger, da der trotzige Mann, nachdem er von dem halb unfreiwilligen, in einer Art Schwindel erfolgten Sturz in den Abgrund durch die Pflege des Mädchens gerettet worden, mit tiefer Bewegung den schlichten Adel ihrer Natur erkennt. Sie hat völlig auf ihn verzichtet, in dem Glauben, der Zaubertrank habe seine Kraft verloren, da der Gestürzte aus einer Kopfwunde blutete. Doch statt des magischen Mittels ist nun ein seelischer Zauber mächtig geworden, und da die äußeren Umstände sich inzwischen so geändert haben, daß der Zweikampf unterbleiben muß, ist von einer Trennung der beiden so seltsam Vereinigten fernerhin nicht die Rede.

* * *

Wer nun begriffen hat, daß es bei der Composition, novellistischer so gut wie dramatischer, nicht auf ein Zusammensetzen und Ordnen von außen her ankommt, sondern auf ein Entwickeln von innen heraus, wird es sich angelegen sein lassen, bei dem ersten Erfinden so zu verfahren, daß der Eigenwerth des Stoffes, sein specifischer Gehalt, seine Idee möglichst rein und erschöpfend in dem kleinen künstlerischen Gebilde zur Anschauung komme. Zu dem Zweck wird er, wenn der dichterische Impuls von einem Handlungsmotiv ausgeht, die Gestalten, die dasselbe darstellen sollen, so entwerfen, daß gerade solche Charaktere das zu Erlebende am tiefsten und nachdrücklichsten in sich durchzumachen geeignet seien. Giebt ein Charakterproblem den Anstoß, so wird er die Verhältnisse und Situationen suchen, in denen

das psychologische Phänomen sich am schlagendsten offenbart. Eine Reihe von Möglichkeiten wird sich ihm darbieten, unter denen er seine Wahl zu treffen hat. Der Kreis solcher Möglichkeiten aber ist, wie gesagt, stets ein beschränkter. Je mehr Uebung man erlangt, je rascher drängen sich die wenigen wahrhaft fruchtbaren Fälle auf, die überhaupt in Betracht kommen können, und wenn die erfindende Phantasie des Anfängers zuerst ziemlich rathlos zwischen einer Fülle lockender Bilder herumschwankt, entscheidet sich der Erfahrene zuweilen ohne alles Zaudern. Wie bei einem natürlichen Krystallisationsproceß alle Elemente blitzschnell um ihren Kern anschießen, gruppiren sich die Charaktere mit Nothwendigkeit um ihren Mittelpunkt; Alles was an Zeit- und Ortsumständen erforderlich ist, findet sich wie selbstverständlich hinzu, so daß, wenn ein gesundes, lebendiges und fruchtbares Grundmotiv vorlag, oft schon binnen einer einzigen Stunde die ganze Composition bis in die einzelnsten Verzweigungen zu Stande kommt, da alle Theile dem gleichen organischen Bildungstriebe gehorchen. Diese instinctive Gesetzmäßigkeit erstreckt sich sogar bis auf die Namen der Personen, was ich selbst ein paarmal zu meiner Ueberraschung erlebt habe. Ich hatte, da ich mit einer novellistischen Conception nicht sogleich ins Reine kommen konnte, die unvollkommenen Gründzüge vorläufig notirt und mir dann alles wieder aus dem Sinn geschlagen. Als nach langer Zeit das Problem wieder in mir auftauchte und das früher Vermißte, den Ausschlag Gebende sich nun hinzufand, vollendete ich rasch die Composition, legte den Personen auch gleich die Namen bei und suchte dann meine alten Notizen wieder hervor. Da fand ich, daß ich damals genau dieselben Namen gewählt hatte, die ich jetzt erst frei erfunden zu haben glaubte. Dieselbe unbewußte Ideenassociation hatte mit Nothwendigkeit wieder zu demselben Ergebniß geführt.

Doch so groß die Aehnlichkeit dieses schöpferischen Thuns mit einem Naturproceß ist — von dem unfehlbaren Vollzuge eines absoluten Bildungsgesetzes ist bei der Technik dichterischer Erfindung natürlich nicht die Rede. Seltsame Störungen können ein-

treten, die ein Gelingen der Arbeit für einige Zeit oder für immer vereiteln. Es kann vorkommen, daß in den ursprünglichen Keim ein fremdartiges Element eingedrungen ist, das ein organisches Wachsthum hintanhält. So habe ich es einmal bei einem Trauerspielplan (dem „Hadrian") erfahren, mit dem ich mich lange verzweifelt herumschlug, ohne dahinterzukommen, woran es lag, daß mir keine der verschiedenen Fassungen genügen wollte. Zuletzt erkannte ich, daß eine erfundene Figur zu viel darin war — gerade die, von der der erste Anstoß zur Beschäftigung mit diesem historischen Stoffe ausgegangen war. Ich schied sie aus, und nun ordnete sich die ganze Structur der fünf Akte ohne die geringste Schwierigkeit.

Ein anderes Hemmniß hatte ich einmal erlebt, als ich eine Novelle („Im Grafenschloß") fertig erfunden und mir zu Dank bis in alle Details ausgebildet hatte, während ich mich doch nicht entschließen konnte, sie niederzuschreiben. Denn da es sich darin um den Gegensatz zweier Culturepochen handelt, deren Vertreter ein Vater mit seinem Sohne darstellen, schien es mir unerläßlich, die verschiedenen Zeiten, in denen der Alte seine in sittlichen Fragen loseren und lockreren Anschauungen, der Junge seine ernsteren ethischen Ueberzeugungen gewonnen hatte, mit einiger Ausführlichkeit zu schildern. Zu diesem Ausbreiten des Culturhintergrundes stand nun aber der novellistische Conflict selbst, der sehr einfach zwischen drei Figuren zum Austrag kam, in klarem Mißverhältniß. Es hätte, um den Aufwand der Schilderung so weitwirkender socialer Tendenzen zu rechtfertigen, einer Romanfabel bedurft. Darüber blieb dann die Arbeit liegen, wohl zwei Jahre lang.

Bis ich dann plötzlich auf den Ausweg verfiel, die Erzählung einer dritten, unbetheiligten Person in den Mund zu legen, die nicht die schriftstellerische Verpflichtung hatte, sich auf den Culturgegensatz einzulassen, sondern von dessen Repräsentanten nur mitzutheilen brauchte, was sie selbst von ihnen wußte, wobei die sittlichen Motive und ihre Begründung durch die verschiedene Zeitbildung nur durchschimmerten. So wurde die geschlossene novel-

listische Form nicht durch das Hereinragen eines Romanhorizonts durchbrochen, und was sich an den einzelnen Fall an typischen Betrachtungen knüpfte, blieb dem nachdenklichen Leser überlassen.

Ich will noch hinzufügen, daß die Fiction eines fremden Erzählers, der als Augenzeuge oder Bewahrer chronikmäßiger Ueberlieferungen für den Verfasser eintritt, noch andere Vortheile gewähren kann, z. B. da, wo zwischen den einzelnen Phasen der Handlung größere Zeiträume liegen, oder wo der Autor selbst über locale oder Zeitverhältnisse, die bei einem Ereigniß mitgewirkt haben, nur unvollständig oder doch nicht aus eigener Anschauung unterrichtet ist. Erzählt er in eigener Person, so fühlt er sich zu möglichst genauer Rechenschaft über viele Nebenumstände oder landschaftliche Züge verpflichtet, während jene dritte Person sie als bekannt voraussetzen und daher nur flüchtig berühren darf.

* * *

Hier aber sei noch mit einem Wort der so stark im Schwange gehenden Unsitte gedacht, die Handlung durch ein Uebermaß von Naturschilderungen zu ersticken, was gerade in dem knappen Raum, der der Novelle gewährt ist, doppelt fehlerhaft erscheint. Hatte schon Stifter's Beispiel unheilvoll gewirkt, so wurde die Stimmungssucht der neuesten Zeit geradezu verhängnißvoll. Wir finden Mondnächte, Schneelandschaften, Torfheiden mit so liebevoller Umständlichkeit behandelt, daß wir die Menschengeschicke, die hier sich vollziehen, völlig darüber aus den Augen verlieren, während doch die Coulissen sich der Handlung bescheiden unterordnen sollen. In dieser tactvollen Mäßigung sind die französischen Novellisten, die ich oben genannt habe, musterhaft. Nicht minder Turgenjew, selbst in seinem Tagebuch eines Jägers, in dem freilich die Naturstimmungen einen breiten Raum einnehmen, immerhin aber durch die Klarheit und Schärfe des beobachtenden Jägerauges einen großen Reiz erhalten und schließlich doch nur als Hintergrund von menschlichen Erlebnissen erscheinen, die nur aus solchen Naturbedingungen ganz zu verstehen sind. Fehlerhaft dagegen dünkt mich die Gewohnheit des großen Erzählers, seine

Figuren von vorn herein mit einer ausführlichen Beſchreibung ihres Aeußeren einzuführen. Ehe wir noch für ihren Charakter und ihre Handlungsweiſe irgend ein Intereſſe gefaßt haben, haben wir kein Bedürfniß, ihr Signalement uns einzuprägen. Erſt wenn der weitere Verlauf die geſchilderte Perſon uns näher bringt, wünſchen wir auch über Geſicht und Kleidung und die „beſonderen Kennzeichen" etwas zu erfahren, was wir inzwiſchen alles wieder vergeſſen haben, wenn es uns gleich zu Anfang mitgetheilt worden iſt. Es wird darauf ankommen, den Leſer in eine Stimmung zu bringen, in der wenige charakteriſtiſche Züge ihm genügen, um mit eigener maleriſcher Phantaſie ſich das Bild zu vervollſtändigen. Dieſe Erregung des inneren plaſtiſchen Sinns iſt überhaupt für den Erzähler das Wichtigſte. Iſt er darin ein Meiſter, ſo kann er ſich alle möglichen Palettenkünſte ſparen und wird vollends das Illuſtriren durch Zeichner als eine Beeinträchtigung ſeiner eigenen Arbeit empfinden. Von Philine's Aeußerem wird uns Nichts mitgetheilt, als daß ſie ſchöne Haare hatte. Und doch ſteht die reizende Sünderin vor unſerer Phantaſie, als ob ſie leibte und lebte.

* * *

Doch genug der allgemeinen Betrachtungen, da ich nicht vorhabe, eine vollſtändige „Technik der Novelle" zu ſchreiben, wie wir eine Technik des Dramas und des Romans von berufenen Meiſtern erhalten haben. Mit den obigen Ausführungen habe ich nur darthun wollen, daß auch die novelliſtiſche Kunſt bis zu einem gewiſſen Grade erlernt werden kann, wenigſtens ſo weit wie nach ſokratiſcher Doctrin auch die Tugend lernbar iſt. Recepte ſind freilich in beiden Fällen nur wirkſam, um krankhaften Neigungen vorzubeugen oder ſie zu corrigiren. Ohne ein angeborenes Talent wird man keinen weſentlichen Nutzen von ihnen gewinnen, und zu den höchſten Leiſtungen ſowohl in der dichteriſchen Conception wie in der Welt der ſittlichen Aufgaben ſind geniale Anlagen erforderlich, die aller Schulweisheit ſpotten.

Auch was den Stil betrifft, wird man ſich hüten, pedantiſche

allgemeine Regeln aufzustellen, sondern an der Wirkung erkennen, wie weit ein Jeder mit seiner persönlichen Art und Kunst Recht behalten mag. Nach meiner individuellen Empfindung ist der schlichteste Vortrag der wirksamste, wenn ich auch die affectirte Theilnahmlosigkeit Mérimé's bei den grauenhaftesten Vorgängen für ein kokettes Manoeuvre halte. Die Verwandlung jedoch der Erzählung in einen rein dramatischen Dialog, so sehr sie anfangs durch ihre scheinbare Lebendigkeit besticht, wirkt auf die Länge ermüdender, als der gelassene epische Stil, der nur hin und wieder bei gesteigerter Spannung sich dramatischer Mittel bedient. Als das Naturgemäßeste ist es mir stets erschienen, das, was man erzählen will, so vorzutragen, wie man es Hörern mitzutheilen hätte, die einem in Person gegenübersäßen. Niemand wird es dann einfallen, seine Rede mit rhetorischem Schmuck, sentimentalen Excursen oder weitläufigen Landschaftsmalereien und Wetterbeobachtungen zu überladen, wenn er auch je nach seinem Naturell einer humoristischen Laune den Zügel mag schießen lassen.

Dagegen möchte ich mich hier gegen die strenge Forderung erklären, sich durchaus hinter seiner Handlung und ihren Figuren verborgen zu halten, mit einer Reflexion oder Gefühlsäußerung sich niemals einzumischen und den Leser dadurch daran zu erinnern, daß es ein so und so gearteter Mensch ist, der ihm die Geschichte vorträgt. Es kommt auch hier nur auf den richtigen Tact und das Maß in der subjectiven Antheilnahme an. Warum sich der Erzähler durchaus nur zum unpersönlichen Werkzeug der Ueberlieferung machen soll, ist nicht abzusehen und nur zu erklären durch das Ueberwiegen des dramatisirenden Stils, mit dem es freilich in Widerspruch steht, wenn zwischen dem Dialog der handelnden Personen die Stimme des Autors sich vernehmen läßt. Wer aber in echt epischer Einfalt seinen Stoff mittheilt, dem muß es freistehn, wie schon dem alten Vater Homer, an gewissen Stellen gleichsam den Chor zu machen und über die Ereignisse sich als ein Mitfühlender zu äußern. Wen hätte nicht die berühmte Stelle in den Wahlverwandtschaften erschüttert, wo Goethe, nachdem er geschildert hat, wie Eduard und Ottilie in

zwei benachbarten Zimmern getrennt übernachten, das Kapitel mit den Worten beschließt: „Jammervoller brachten kaum jemals in solcher Nähe Liebende eine Nacht zu."

* * *

Daß unter meinen nur allzu zahlreichen Novellen sich manche befinden, zu denen ich von Anfang an kein näheres persönliches Verhältniß hatte und die jetzt meinem Gedächtniß fast ganz entschwunden sind, kann ich nicht verschweigen. Doch so seltsam es klingen mag, ist es doch die volle Wahrheit, daß der Novellist in der Wahl seiner Stoffe nicht immer frei ist, daß er oft „nicht dafür kann", wenn er auch ein geringeres Thema, das sich ihm aufdrängt, nicht von sich weis't, obwohl er keinen sonderlichen Werth darauf legt. Ein solches wenig bedeutendes Motiv nistet sich dennoch in den Mutterschooß der Phantasie unwiderstehlich ein, wo es dann nach demselben instinctiven Krystallisationsproceß sich weiter entwickelt, wie das bedeutendste und werthvollste. Ist dann die Composition halb wider Willen des Schaffenden ausgereift, so drängt sie ans Licht, gleich wie eine Frau ein Kind, das sie von einem ungeliebten Manne empfangen hat, zur Welt bringen muß, auch wenn sie es gern verläugnen möchte. Ich habe mich zuweilen längere Zeit bemüht, dergleichen Sachen unaufgeschrieben zu lassen, und doch zuletzt sie wie eine beschwerliche Last vom Herzen gewälzt.

Wenn ich aber diese Sprößlinge nicht liebte, so habe ich doch auch die in vollem leidenschaftlichem Drang erzeugten nicht zärtlich gehegt, sondern, sobald sie geboren waren, ihnen meine Neigung entzogen. Ich kann mich nur schwer überwinden, irgend etwas Novellistisches, das ich geschrieben, später wieder anzusehen, zum Theil aus Furcht, es möchte mir nicht mehr genügen, während es doch eine Thorheit wäre, in einer späteren Phase seiner Entwicklung eine umarbeitende Hand an frühere Producte zu legen. Zum Theil aber auch, weil ich schon während der Arbeit selbst mich nicht jeden Tag in voller Kraft fühlte und doch fortfuhr, den Faden weiterzuspinnen, mit dem stillen Vor-

behalt, schwache Stellen später zu überarbeiten; wozu es dann nie gekommen ist. Während ich nie ermüdete, ein dramatisches Werk immer von Neuem in Angriff zu nehmen, wesentliche Partieen umzubilden und bis zuletzt mich nicht die schwerste Nacharbeit verdrießen ließ, ging es mir im höchsten Grade gegen das Blut, dieselbe redliche Mühe an etwas Erzähltes zu wenden. Ich arbeitete freilich an einer Novelle anders als an einem Drama, indem ich, da sie stets alla prima — ohne auf spätere Lasuren zu rechnen — hingeschrieben wurde, nachdem ich Abends vorher in energischem Brüten das Pensum des nächsten Morgens oft bis in einzelne wichtige Worte und Wendungen durchgearbeitet hatte, nun bei der Ausführung gleich die beste Kraft einsetzte und den letzten Ausdruck zu finden suchte. Zu keiner Novelle habe ich einen Entwurf „im Unreinen", von keiner eine Abschrift gemacht, und spätere Correcturen im Druck beschränkten sich stets auf Berichtigung von Flüchtigkeitsfehlern oder etwa Ersetzung eines flachen Beiworts durch ein charakteristischeres.

So habe ich immer mich wundern und wehren müssen, wenn ich die Sorgfalt meines Stils und die fleißige Durcharbeitung meiner Novellen rühmen oder von anderer Seite die „gesuchte Eleganz der Form" tadeln hörte. War ich mir doch bewußt, weder jenes Lob noch diesen Tadel zu verdienen, da das Meiste, was hier geleistet worden, aus einer hastigen Improvisation hervorgegangen ist.

Vielleicht aber wurde der Leichtsinn, es beim ersten Hinwurf bewenden zu lassen, in etwas aufgewogen durch die Gewissenhaftigkeit, keine Feder anzusetzen, eh ich mir in der Erfindung der Fabel und der Durchbildung der Charaktere durchaus genuggethan hatte.

* * *

Ein Wort noch über die kleinen erzählenden Dichtungen, die ich unter dem Namen „Novellen in Versen" zusammengefaßt habe.

Daß das eigentliche Epos nur in der Volkstradition seine

Wurzel hat, daß alle Versuche, historische oder Sagenstoffe in Nibelungenstrophen, Ottaverime, Jamben oder spanischem Romanzenvers zu behandeln, keinen vollen Anklang im Volke finden können, bestreitet Niemand, der mit der Weltliteratur vertraut ist. Zu allen Zeiten aber hat sich der Trieb, in Versen zu erzählen, hervorgethan, in den mannichfachsten Stilen und mit einer souveränen Freiheit der Stoffwahl von Wieland's romantischem Oberon bis zu dem Kleinod unserer Literatur, Hermann und Dorothea, der deutschesten aller Dichtungen trotz der antiken Form. Auch dies herrliche Gedicht ist bei aller Nachempfindung Homerischer Kunstmittel nur eine Novelle in Versen, wie auch, was ich selbst in dieser Form versuchte, die Legende von der heiligen Thekla, auf den Namen eines Epos keinen Anspruch machen kann, wenn auch die Breite und Fülle des sagenhaften Stoffes diese Dichtung von der Gattung der eigentlichen Novelle auszuschließen scheint.

Nun standen in den fünfziger Jahren bei uns die sogenannten lyrisch-epischen Dichtungen in Blüte. Eine seltsame Neigung zu dem bunten Gemisch verschiedener Versarten, zum Durchwirken der Erzählung mit lyrischen Blumen hatte mehr und mehr um sich gegriffen und war in Redwitz' kokett frömmelnder Amaranth zu einer Höhe des Ungeschmacks gediehen, die sich gegenüber allen Angriffen einer gesunden Kritik eine gute Weile behauptete. Keine überlieferte oder erfundene Sage, keine idyllische Liebesgeschichte oder Märchenphantasie konnte sich in Versen blicken lassen, ohne die Zugabe von Liedern, ja ganzen lyrischen Cyclen, in denen der Held und die Heldin tagebuchmäßig von ihren Gefühlen Rechenschaft gaben. Auch Scheffel's Trompeter von Säkkingen ging noch aus dieser Verirrung des Zeitgeschmacks hervor, gewann aber trotzdem durch die liebenswürdige Frische des Temperaments und den siegreichen Humor eine Lebenskraft, die alle gleichzeitigen Erscheinungen überdauerte.

Von früh an hatte mir der stilwidrige Wechsel der Versarten widerstrebt, und wenn ich auch in Prosanovellen und Märchen hin und wieder ein Lied einzuflechten liebte, so steckte

mir doch der Respect vor der echt epischen Form so tief im Blute, daß ich eine Unterbrechung derselben durch allerlei Singsang selbst in modernen „Epopöen" so peinlich empfand, wie wenn Homer seinen Hektor mit Schiller's Strophen von Andromache Abschied hätte nehmen lassen. Schon vor meinem einundzwanzigsten Jahr entstanden die kleinen Novellen in Versen „Margherita Spoletina", „Die Brüder", „Michelangelo", denen bald in München „Die Braut von Cypern" folgte, später „Die Hochzeitsreise an den Walchensee" und „Der Märchenprinz" neben den Dichtungen ernsteren Inhalts, „Syritha" und „Der Traumgott", in denen überall der einmal gewählte Stil ohne Wechsel durchgeführt wurde.

Sollte ich nun erklären, was diese kleinen Geschichten Besonderes hatten, das zur Ausführung in gebundener Form hindrängte, so ließe es sich am kürzesten so ausdrücken, daß sie schon im Stoff einen gewissen höheren poetischen Reiz, einen idealen Zug hatten, der am glücklichsten in Rhythmus und Reim zu Tage treten konnte.

Nun aber hat die ästhetische Confusion, die durch die Richtung auf den Naturalismus heutzutage bei uns eingerissen ist, das frühere Einverständniß über den Begriff des Poetischen und Idealistischen dermaßen verstört, daß es erst einer ausführlichen Verständigung bedürfte, um zu erklären, was mit diesen Worten gemeint sei. Hier aber bin ich einer solchen zum Glück überhoben, da ich auf das zurückweisen kann, was oben zur Sprache kam, als erklärt werden sollte, wie aus einem Luco de Grimauld das Mädchen von Treppi wurde. Im Wesentlichen lief der Unterschied darauf hinaus, daß das ursprüngliche novellistische Motiv zur Behandlung in Versen verlockte, da sein Reiz sich schon im Umriß, in wenigen andeutenden Zügen erschöpfen ließ. Sobald es aber auf eine tiefere psychologische Durchführung, auf individuellere Charakteristik und schärfere Localfarben ankam, wurde es nöthig, sich realistischer Darstellungsmittel zu bedienen, die nur im Prosastil zu Gebote stehen.

Indessen blieb es verlorene Liebesmüh', für die Versnovellen ein größeres Publikum zu gewinnen. Die Braut von Cypern so

wenig wie Syritha haben es zu einer zweiten Auflage gebracht. Denn bekanntermaßen ist bei uns Deutschen im Gegensatz zu den romanischen Nachbarn der Sinn für den Reiz der Form nur schwach entwickelt. Der Vers wird als ein Hinderniß betrachtet, sich des Inhalts mühelos zu bemächtigen, den das Publikum möglichst rasch und bequem verschlingen will, während eine rhythmische Form gleichsam erst zur Uebersetzung in die platte Prosa nöthigt. Wenn trotzdem gewisse neuere poetische Erzählungen und „Sänge" sich einer großen Beliebtheit erfreuen, so verdanken sie diese Gunst zum Theil dem alterthümelnden Firniß, der eine Zeitlang Mode geworden war, zum Theil jener innigen, minnigen Gefühlsaffectation, die solche Büchlein zu Geschenken an junge Mädchen geeignet macht. Da deutsche Männer bekanntlich weder Zeit noch Sinn haben, sich mit Poesie zu befassen, kann es nicht Wunder nehmen, daß selbst Meisterwerke, wie die kleinen epischen Dichtungen meines Freundes Wilhelm Hertz, nicht entfernt so viel Anklang gefunden haben, wie die Artefacte der Butzenscheibenpoeten.

3. Mein Verhältniß zum Theater.

Auch in den wohlwollendsten kritischen Uebersichten über mein dichterisches Schaffen steht zu lesen, daß es mir trotz redlichen Bemühens nicht gelungen sei, mit meinen dramatischen Arbeiten mich dauernd auf der Bühne zu behaupten.

Dieser als unbestreitbar hingestellten Behauptung scheint freilich zu widersprechen, daß zwei meiner Schauspiele, Hans Lange und Colberg, seit mehr als drei Jahrzehnten zum eisernen Bestande unseres Theaters gehören. Indessen — diese Stücke sind alt, und es wäre möglich, daß ich in jüngeren Jahren ein- oder zweimal einen glücklichen Griff gethan hätte, wozu mir späterhin Talent und Glück gefehlt hätten.

Sehe ich mich aber in der Geschichte des deutschen Theaters um, so muß ich fragen, wo seit Schiller's Zeiten unter Denen, die nicht bloß für den gemeinen Hausbedarf der Bühnen gesorgt,

sondern höheren dichterischen Zielen nachgestrebt haben, Diejenigen sind, die bei ihren Lebzeiten mehr als zwei oder drei ihrer Stücke die wankelmüthige Gunst des Publikums überdauern sahen? Nicht davon zu reden, daß Heinrich von Kleist überhaupt erst nach seinem Tode zur Anerkennung gelangt ist, Grillparzer erst am späten Abend seines Lebens auch die Bühnen außerhalb Oesterreichs eroberte, während von Hebbel sich nur die Maria Magdalena dauernd im Repertoire eingebürgert hat, von Otto Ludwig kaum der Erbförster, und ohne die unverwüstliche Anmuth und Heiterkeit der „Journalisten" Gustav Freytag's dramaturgische Thätigkeit hinter seinen Romanen und historischen Culturbildern trotz Valentine, Graf Waldemar und Fabiern wahrscheinlich verschwunden sein würde.

Denn bedeutenderen dichterischen Werken, die überdies spröde und nicht „sympathische" Stoffe behandeln, wird es auch darum schwerer, sich auf der Bühne zu behaupten, weil ihre Dichter sich nicht an die herkömmliche Eintheilung der Figuren in „Rollenfächer" halten, sondern, wie das Leben selbst, gemischte Charaktere zu gestalten suchen, die nicht überall die adäquate Besetzung finden. Ist dies zur Noth einmal geschehen und im Personal tritt eine Aenderung ein, so findet sich nicht gleich ein passender Ersatz, und der Bühnenleiter verzichtet lieber auf die Wiederaufnahme des Stücks in der folgenden Spielzeit, als daß er die Mühe einer neuen sorgfältigen Einstudierung an ein Stück wendete, das nicht mehr den Reiz der Neuheit und somit nur eine zweifelhafte Anziehungskraft besitzt.

So habe ich Otto Ludwig's Makkabäer, Freytag's Fabier, Heinrich von Kleist's herrlichen Prinzen von Homburg und viele andere kommen und wieder verschwinden sehen und auf die Aufführung eigener Stücke, die schon fest angenommen waren, verzichten müssen und gern verzichtet, weil eine Hauptrolle, für die ein glücklicher Darsteller in Aussicht stand, durch den Weggang desselben herrenlos geworden war.

Gleichwohl werden alle eben genannten Dichter, die freilich schon aus dem Leben geschieden sind, und darum pietätvoller

beurtheilt werden, ernstlich in Betracht gezogen, wenn die Geschichte unseres Dramas geschrieben wird, während man mir gewöhnlich nur ein Pflichttheil zuerkennt. Auch wenn ich mich einer so eminent dramatischen Kraft, wie Heinrich von Kleist, nicht an die Seite zu stellen wage, so tragen doch wohl andere Umstände die Hauptschuld an dieser Zurücksetzung. Zunächst die Meinung, da man mir schon als Novellisten einen ehrenvollen Platz eingeräumt habe, müsse ich mir daran genügen lassen, um so mehr, da auch meine Lyrik nach und nach Beachtung gefunden hat. Daß ich mir gleichwohl erlaubte, meinen dramatischen Neigungen nachzugehen, ist schon meinem alten Freunde Berthold Auerbach bedenklich erschienen, der mich bei seinem ersten Besuch in München, da ich nur erst mit den Pfälzern und Sabinerinnen hervorgetreten war, warnte, „nicht zu viel Plätze zu belegen". Ich erwiederte damals, ich wisse ja noch nicht, wo eigentlich mein Platz sei. Ich hätte richtiger mich darauf berufen sollen, daß die Poesie eine freie Kunst sei, kein gewerbliches oder kaufmännisches Geschäft, bei dem die Rücksicht auf die Concurrenz gebiete, sich auf gewisse „Artikel" zu beschränken. Daß dies unter dem Gesichtspunkt des Erfolges ein verhängnißvoller Irrthum sei, hätte ich an dem Beispiel des klugen Verfassers der Dorfgeschichten lernen können, der jedes Hinausschweifen über die Grenzen seiner eigentlichen Begabung mit einem Mißerfolg büßen mußte.

Nun wurde ich freilich durch Mißerfolge auf dramatischem Gebiet nicht gewarnt, ja durch früheres unbestrittenes Bühnenglück in der Meinung bestärkt, hier hätte ich, wo nicht meinen eigentlichen, so doch einen ebenfalls berechtigten Platz zu suchen. Nur vier oder fünf von den gegen fünfzig großen und kleinen Stücken, die ich in einem halben Jahrhundert geschrieben habe, sind nicht zur Aufführung gelangt und diese nur, weil ich selbst sie keinem Theater anbot. Keines der aufgeführten hat eine Ablehnung erfahren, wenn ich auch hie und da, nicht immer aus inneren Gründen, mit einem „Achtungserfolg" vorlieb nehmen mußte; manche sind mit vollem Erfolg über alle größeren Bühnen gegangen, und daß ich richtiges Theaterblut in den

Adern hatte, konnte ich auch damit beweisen, daß ich mich der dramatischen Technik von früh an ohne Mühe bemächtigt und schon bei meinen ersten Bühnenerlebnissen dem Regisseur wenig zu thun gegeben habe, weder durch Längen, die seinen Rothstift herausforderten, noch durch Ungeschick im scenischen Gefüge.

Den Vorwurf freilich habe ich fast bei jedem meiner Stücke zu hören bekommen, es sei zu novellistisch geartet. Eine nähere Erklärung aber, was darunter zu verstehen sei, sind mir alle meine hochweisen Recensenten schuldig geblieben. Die Sache war ja auch selbstverständlich: da ich als Novellist geschätzt wurde, konnte ich den Novellisten auch auf dem Theater nicht verläugnen. Und freilich konnte ich Niemand sagen, daß ich jeden dichterischen Stoff, eh ich ihn dramatisch behandelte, scharf darauf ansah, ob sein specifischer Gehalt an Charakteren und ihren Conflicten nicht schlagender zum Ausdruck kommen möchte, wenn er mit den feiner und individueller arbeitenden Mitteln der Novelle dargestellt würde, oder umgekehrt bei einem Novellenmotiv, ob die Wirkung eine tiefere sein würde in der breiten Fresco-Technik des Dramas.

Es ist ja klar, daß der Inhalt jedes Dramas sich auch erzählen läßt, wie es kaum eine noch so handlungsarme, idyllische, sentimental verschleierte kleine Geschichte giebt, die nicht auch durch die richtigen Darsteller auf der Bühne zu einem gewissen Eindruck zu bringen wäre. (Statt aller anderen Beispiele sei nur an „Freund Fritz" erinnert.) Der Vorwurf, daß eine Novelle allzu dramatisch sei, wird nie erhoben. Der umgekehrte kann nur einen Sinn haben, wenn eine novellistische Handlung auf der Bühne nur in einer Reihe zuständlicher Situationen vorgeführt wird, die das Gemüth des Zuschauers allein von der psychologischen Seite beschäftigen, eine lebhaftere Spannung jedoch nicht hervorzubringen vermögen. Denn „Handlung ist der Welt allmächtiger Puls", zumal auch der Welt, die die Bretter bedeuten, und das echte und eigentliche Drama, so wenig es ihm nur auf eine bunte Verkettung von äußeren Ereignissen ankommt, sondern die Lösung seelischer Conflicte sich angelegen sein läßt,

wird danach streben, den leidenschaftlichen Kampf nicht nur im Innern auszufechten, sondern ihn durch energische Bewegung und scharfe Peripetieen zum Ausdruck zu bringen.

Nun bin ich freilich stets der Meinung gewesen, unserm deutschen Wesen entspreche mehr ein Ausbilden dramatischer Charaktere, die freilich nicht handlungslos neben einander hinschlendern dürfen, als die künstlich verschlungene Intriguen-Technik der Franzosen und Spanier, bei denen die Personen nur oberflächlich gezeichnet zu werden pflegen, nur so weit es nöthig ist, um sie zur Durchführung der Fabel geeignet zu machen. Und so habe ich freilich hin und wieder bei meinen Figuren das Gefühl gehabt, als hätte ich sie, statt mit den groben Merkmalen der hergebrachten Rollenfächer, mit allzu persönlichen Zügen ausgestattet, um überall leicht die passenden Darsteller zu finden. Es hätte mich auch nicht gewundert, wenn man meinem „Colberg" seinen sehr epischen Gang zum Vorwurf gemacht hätte und die Charaktere, die das Verdienstvollste an diesem Stücke sind, doch nur als „novellistisch" sich hätte gefallen lassen. Und doch ist der alte Vorwurf bei diesem Schauspiel nie laut geworden, dagegen habe ich ihn bei Stücken vom energischesten Bühnenschritt, wie Graf Königsmarck, Don Juan's Ende und die Hochzeit auf dem Aventin in mir sonst wohlgeneigten Berichten über den Erfolg reichlich zu hören bekommen und erwarte immer noch eine authentische Erklärung, was man sich unter jenem obligaten Tadel der novellistischen Behandlung eines Dramas zu denken hätte.

* * *

Wenn ich aber trotz alledem zu der Meinung berechtigt sein konnte, meine früh erwachte und nie erloschene Leidenschaft für das Drama sei nicht etwa eine „unglückliche Passion", die mich verleitet hätte, einen schwächeren Nebentrieb meines Talents mit Vorliebe zu pflegen; wenn ich, immerhin mit gebührendem Abstande von den Großen und Größten, mich zu den wahrhaften Dramatikern rechnen durfte, so muß ich doch sogleich das Geständniß hinzufügen, daß ich selbst es verschuldet habe, wenn meine

Stücke mehr und mehr von der Bühne verschwanden, da mir einige unerläßliche Talente zu ihrer erfolgreichen Verbreitung fehlen, ja daß ich zum sogenannten Theaterdichter überhaupt verdorben bin.

Natürlich nicht in dem Sinne, als ob, was ich in dramatischer Form gedichtet, sich hinter den Lampen nicht zu bewähren vermöchte. Daß jede echte dramatische Schöpfung immer auch theatralisch wirksam sei, ist ein Wort Grillparzer's, das kein Bühnenkundiger bestreiten wird. Der Theaterbetrieb aber ist nur zur Hälfte eine Sache der Kunst, zur — heute leider größeren — Hälfte ein Geschäft, und zum Absatz dramaturgischer Waare ist ein gewisser Geschäftssinn unentbehrlich, der mir so gut wie völlig versagt ist.

In meinen jungen Jahren hatte ich ihn freilich entbehren und doch auf dem Theater meinen Weg machen können. Es waren noch, im Vergleich zu der heutigen Zeit, selbst in den größeren Städten naive, idyllische Zustände, das Theater galt noch für einen Kunsttempel, dessen Priester freilich auch „vom Amte leben" wollten, aber ihren Glauben des Mammons wegen nicht zu verläugnen brauchten. Sie hatten mit einem Publikum zu rechnen, das sich ein gewisses Gemeindegefühl und Andachtsbedürfniß bewahrt hatte, wie denn auch die Darsteller über das Proscenium hinweg die anregende Wärme eines künstlerischen Verständnisses empfanden.

Damals konnte ein Dramatiker sicher sein, daß ein Stück selbst höheren Stils, das auf irgend einer angesehenen Bühne mit Beifall in Scene gegangen war, auf allen Theatern Eingang fand, ohne daß er sich darum sonderlich bemühte. Auch die Kritik in den Tagesblättern, ein wenig pedantisch und in der Form lange nicht so geistreich wie heutzutage, bemühte sich, allen neuen Erscheinungen vorurtheilslos gerecht zu werden. Man dachte nicht daran, schon in der Nacht nach einer ersten Aufführung sein kritisches Schwert zu schwingen und je nach dem Parteistandpunkt zu begnadigen oder zu verdammen. Das Publikum Berlins, das von jeher sehr theaterfroh war, duldete sich ohne Murren

weitere vierundzwanzig Stunden, bis es in der Spener'schen oder Vossischen Zeitung zu lesen bekam, was die Herren Rötscher, Rellstab, Kossak oder Gubitz über das neue Stück zu sagen hatten.

Dies Alles wurde anders, als mit der Gründung und dem unerhörten wirthschaftlichen Aufschwung des neuen Reichs auch die Theater in die neuen Bahnen eines großartigen Erwerbes und Verkehrs mit fortgerissen wurden.

Statt der andächtigen Gemeinde, aus den Theaterfreunden der gebildeten Gesellschaft zusammengesetzt, die sich früher zu einer Première versammelte, füllte nun eine bunt zusammengewürfelte Menge das Haus, aus Solchen bestehend, die nur Neugier oder der Ehrgeiz, bei Allem „dabei zu sein", ins Theater lockte, Durchreisenden, die von ihren Geschäften zufällig in die Stadt geführt worden waren, und einem gebildeten oder ungebildeten Janhagel, der sich einen aufregenden Abend versprach. Für solche zufälligen fremden Gäste bedurfte es einer anderen Kost als für die früheren bescheidenen Hausfreunde, die noch mit dem edlen Wein der classischen Zeit getränkt worden waren. Für sie war gewiß das Beste gerade gut genug gewesen; doch da sie wußten, daß ein Theater auch den Geschmack der gröberen Kostgänger berücksichtigen muß, bequemten sie sich, zwischen den Festabenden, die poetische Hochgenüsse boten, mit der gutbürgerlichen gesunden Hausmannskost der Frau Birch-Pfeiffer und des biederen Benedix vorlieb zu nehmen, zumal selbst in Denen, die über diese Stücke vornehm die Achseln zuckten, ein Wohlgefallen am Alltäglichen und „Ewiggestrigen" uneingestanden fortlebte.

Das war nun, wie gesagt, Alles anders geworden. In Berlin war über Nacht ein Großstadtpublikum emporgewachsen, das sich auf seinen Mangel an Idealismus, seine Neigung zur brutalen Wirklichkeit ohne jede künstlerische Verklärung, seine Abkehr von allem Hohen und Erhabenen etwas zu Gute that und dem von Frankreich importirten Naturalismus auch auf der Bühne zu begegnen verlangte.

Doch war es nicht bloß der fremde Einfluß, unsere altbekannte thörichte Ausländerei, die das Eindringen naturalistischer

Strömungen in unsere Kunst und Literatur begünstigte. Trotz der glorreichen Siege, die eine neue weltgeschichtliche Epoche heraufgeführt und unser nationales Selbstgefühl hatte erstarken lassen, hatte zugleich mit dem gesteigerten „Willen zum Leben" ein lebensfeindlicher Pessimismus um sich gegriffen, genährt durch eine wachsende Nervosität, eine krankhafte Sucht nach Allem, was auf der Nachtseite des Lebens lag. Starke, gesunde, thatkräftige Leidenschaft, ein freudiges Ergreifen dessen, was werthvoll und dauernd ist in unserer sittlichen und geistigen Welt, erschien auf einmal der überreizten neuen Generation als eine überlebte altväterische Convention, gegen die man sich im Namen der wahren Naturmächte auflehnen müsse. Eine Art ästhetischer Hysterie bemächtigte sich der Schaffenden wie ihres Publikums, die nur mehr für das Krankhafte, Perverse, für das Weltelend und den Weltverzicht sich interessirten und für die „dämonische Macht des Einfachen" bei ihrem Schwelgen in kleinbrüchigen, ausgeklügelten, helldunklen Stimmungen den Sinn verloren. Auch eine neue Theorie kam auf, die weit einfacher war, als alle bisherigen. Das unumschränkte Recht des Individuums, die absolute Selbstherrlichkeit wurde als der ästhetischen Weisheit letzter Schluß proclamirt. Und nie ist eine schiefe Definition begeisterter aufgenommen worden und hat in unreifen Köpfen größeres Unheil gestiftet, als das berühmte Wort: die Aufgabe der Kunst sei, ein Stück Wirklichkeit wiederzugeben, gesehen durch ein Temperament. An Wirklichkeit war ja kein Mangel, Jeder hatte sie in seinem Hause, seiner Kneipe, seiner Stadt. Und daß es mit kräftigen sinnlichen Trieben begabten jungen Leuten an Temperament fehlen könnte, war ja undenkbar.

Mit dieser Zauberformel und der anderen, daß der Mensch das sei, was der Boden, auf dem er stehe, die Umgebung, in der er lebe, aus ihm mache, war nun sofort nach dem Muster der Franzosen und Norweger auch eine deutsche Literatur hervorzurufen, die sich vom Bann der alten „akademischen" Vorurtheile befreite und einen ganz neuen Charakter gewann: den einer völligen Auflösung aller Formen, eines Ueberschreitens aller

Grenzen, auch deren, die bisher die Sitte gezogen hatte, und jenes Hexenrefrains: Schön ist häßlich, häßlich schön! Auch der talentloseste, unreifste junge Mensch konnte sich Hoffnung machen, in diesem neuen „Sturm und Drang", wo es vor Allem darauf ankam, etwas noch nicht Dagewesenes zu produciren, sich hervorzuthun, da es mit der Qualität des Eigenwesens nicht allzu genau genommen wurde.

Nun soll nicht geläugnet werden, daß dem so leidenschaftlich geäußerten Bedürfniß nach einer Erneuerung unserer bildenden Künste und schönen Literatur eine gewisse Berechtigung zukam. Vieles war in der That überlebt, und es konnte nur frommen, wenn ein frisches junges Blut circulirte. Nur — so ganz „neu" waren diese Tendenzen des Naturalismus nicht. Gerade der Dichter, der mit seinen reifen Werken plötzlich einer grenzenlosen Geringschätzung anheimfiel, war mit seinen Erstlingen vor hundert Jahren damit vorangegangen. Ein stärkeres „Temperament" und ein rücksichtsloserer „Wirklichkeitssinn", als im ersten Akt von Kabale und Liebe sich offenbaren, ließen sich nicht wohl denken. Nun aber traten hoffnungsvolle Talente auf, die in gleichem Sinne in tyrannos, will sagen gegen die vermeintlichen tyrannischen Gesetzgeber einer akademischen Schönheitslehre sich auflehnten, obwohl diese von ernsten Kritikern überhaupt nicht ernst genommen wurden. Was sie an kräftigen Wirkungen ausübten, um abgestorbene Richtungen zu verdrängen, soll ihnen nicht ungedankt bleiben. Sie selbst aber, statt sich frisch und fröhlich auszuleben und alles wahrhaft Lebendige, gleichviel von welcher „Richtung", als zu ihnen gehörig anzuerkennen, ergaben sich bald wieder einem pedantischen Theoretisiren, einem engherzigen Radicalismus, der ihnen gerade auf dem Gebiet des Dramas verhängnißvoll werden mußte.

Von je her haben interessante seltsame Fehler die Menschen mehr angezogen, als alltägliche Tugenden. So hat sich die neue Richtung auch der Bühne bemächtigen können, deren Grundbedingungen das Problematische, Krankhafte, nervös Stimmungsvolle ohne eine energisch gegliederte Handlung auszuschließen pflegen.

Doch die große, grobe, bunte Menge, die ein Schauspielhaus füllt, besinnt sich selbst in Zeiten des Verfalls oder der Schwäche, sobald sie sich zu Hunderten beisammen findet, auf ihre gesunden Instincte und Bedürfnisse. Mit bloßem Gaukelspiel einer nervös erhitzten Phantasie, einer müde hinschleichenden Analyse kränkelnder Seelenzustände, die höchstens, um doch zu einem Schlusse zu kommen, sich zu einem Sprung ins Wasser aufschwingen, läßt ein gesundes Publikum sich nur eine Weile hinhalten und darüber täuschen, daß ihm nichts wahrhaft Genießbares, Sättigendes geboten wird. Dann aber begehrt es nach nahrhafterer Kost, nach einer Handlung, die Anfang, Mitte und Ende hat und sich als ein greifbares, thatkräftiges Stück Menschenschicksal den Antheil der Zuschauer gewinnen kann. Und so ist es nur begreiflich, daß jene sensitive, psychologisch überreizte, an unerledigten Problemen krankende Dramatik, die vom Norden her bei uns Eingang fand, sich eigene Bühnen errichten und ein besonders wahlverwandtes Publikum versammeln mußte, das dann auch nicht immer damit zufrieden war, mit einem Fragezeichen statt eines klaren Schlußpunktes entlassen zu werden.

* * *

Dies Alles ist so vielfach ausgesprochen worden, die starren Lobredner des Alten und die ungestümen jugendlichen Revolutionäre sind so hart aneinander gerathen, daß über ihren ermüdenden, heute auch schon merklich ermüdeten Zwist kaum noch etwas Neues zu sagen wäre und ich selbst es mir erspart hätte, mein Wort dazuzugeben, wenn diese veränderte Zeitströmung nicht auch auf mein dramaturgisches Schicksal von Einfluß gewesen wäre.

Ob es, während diese Gährungselemente in lebhafter Arbeit begriffen waren, einem Dramatiker der alten Richtung, der mit stärkerem Talent und beharrlicherem Willen ausgestattet gewesen wäre, hätte gelingen können, den Kampf siegreich zu bestehen, muß dahingestellt bleiben. Mir selbst jedenfalls fehlte von vorn herein die Neigung, sowohl mich den neuen Doctrinen anzu-

bequemen, als auch nach einem Erfolge, der sich nicht von selbst einfand, nur einen Finger auszustrecken.

Zunächst ließ ich mich durch den Vorgang eines berühmten nordischen Dramatikers, der plötzlich den Vers auf der Bühne verpönt und damit bei seinen Jüngern bereitwillige Nachfolge gefunden hatte, nicht im Mindesten einschüchtern, Dramen in Jamben oder gar gereimten Versen zu dichten. Ich war durchaus Platen's Meinung:

Was heut und aller Orten
Sich ewig jung erweis't,
Ist in gebundnen Worten
Ein ungebundner Geist.

Auch hatte mich die Erfahrung, die ich mit meinem „Colberg" gemacht, dessen zweiter Akt zwischen den Jamben der übrigen sogar in Knittelversen verläuft, ohne der Bühnenwirkung irgend Abbruch zu thun, in der Ueberzeugung bestärkt, daß es nur darauf ankomme, den Naturlaut der dramatischen Rede nicht durch rhetorischen Faltenwurf ersticken zu lassen, wie denn allerdings der klassicistische Stil in Schiller's und Goethe's späteren Werken den Gegnern eines höheren rhythmischen Vortrags ein gewisses Recht zu ihrer Forderung der absoluten Prosa giebt.

Unklug war es freilich, in einem historischen Lustspiel aus der Zeit des siebenjährigen Kriegs, das sonst alle Anwartschaft hatte, durch seinen glücklichen Stoff zu gefallen, (Jungfer Justine) nicht nur die sächsischen Kleinbürger, sondern sogar General Ziethen in Versen sprechen zu lassen, und daß mir für ein leidenschaftliches Sujet aus der Carbonarizeit, die uns noch näher liegt, der dichterisch getragene Ausdruck Bedürfniß war, ist mir ebenfalls als ein grober Fehler vorgerückt worden; moderne Menschen pflegten nicht in Versen zu sprechen. Aber haben es Menschen irgend einer Zeit gethan? Und nach welcher Rücksicht ist die Zeitgrenze zu ziehen, jenseits welcher dramatische Figuren sich des Jambus bedienen dürfen?

Genug, ich fuhr fort, zu thun, was ich nicht lassen konnte, unbekümmert um die Gunst oder Ungunst der Kritik und — der

Theaterdirectoren, denen gegenüber ich mir noch andere geschäftliche Unklugheiten, als das eigensinnige Verharren auf einem „überwundenen" ästhetischen Standpunkt, zu Schulden kommen ließ.

* * *

Schon Eduard Devrient hat den Niedergang unsrer dramaturgischen Zustände damit erklärt, daß das Eindringen der Oper auch auf die Bühnen der Mittelstädte, die gesteigerten Ansprüche an die Ausstattung derselben und die höheren Gagen der Sänger und Sängerinnen die Theaterdirectoren nöthigten, alle Mittel für diesen Zweck zusammenzuhalten und auch bei der Annahme neuer Dramen ausschließlich darauf zu sehen, ob sie einen Kassenerfolg versprächen.

Sie hatten es früher leichter damit nehmen können, es mit einem Schau- oder Trauerspiel von höherem literarischem Werth zu versuchen. Jetzt wünschten sie sicher zu gehen und ihre Zeit und Kraft nur an Stücke zu wenden, die als „sensationelle" Novitäten überall vorgeführt werden mußten.

Auch hierin hatte sich ein geregelter Geschäftsgang gebildet, in den ich mich nicht zu finden wußte.

Zunächst versäumte ich es, mich regelmäßig im Hochsommer mit der obligaten Novität für die nächste winterliche Spielzeit einzustellen. Ganz regellos und oft sehr zur Unzeit brachte ich meine Stücke, wie sie eben entstanden waren, zuweilen zwei auf einmal und erst beim Ausklingen der Saison, so daß sie im Herbst nicht mehr als neu betrachtet wurden. Dabei verschickte ich sie gewöhnlich nur an ein paar Theater, wo ich einer guten Besetzung sicher zu sein glaubte, oder hielt sie überhaupt zurück, letzteres sogar in München, wenn ich dort nicht die rechten Darsteller für die Hauptrollen fand.

Auch zu persönlicher Empfehlung einer neuen Arbeit, schriftlich oder mündlich, konnte ich mich den Bühnenleitern gegenüber, die dies zu erwarten pflegen, nicht entschließen, theils aus Nachlässigkeit, theils um nicht als Supplicant zu erscheinen, während ich der Meinung war, den Theatern müsse mindestens eben so

viel daran gelegen sein, ein neues spielbares Stück zu gewinnen, wie dem Autor, es zur Aufführung zu bringen. Ein großer Irrthum! Sind doch die Theaterdirectionen von erfolghungrigen Dramatikern dermaßen überlaufen, daß sie Noth haben, sich des Andrangs zu erwehren, und sich gern umworben sehen mögen, statt Diejenigen heranzuwinken, die sich „stolzbescheiden" in der Ferne halten. Zudem hat sich die Vorherrschaft Berlins auf dem Gebiet des Theaters in den letzten Jahrzehnten immer verhängnißvoller geltend gemacht. Die Theater im übrigen deutschen Reich pflegen sich der eigenen Wahl eines neuen Stückes zu überheben und abzuwarten, was man von Erfolgen und Mißerfolgen aus der Reichshauptstadt zu hören bekommt. Ein dramaturgischer Sieg auf einer der anderen größeren Bühnen im Reich hat selten einen Einfluß auf das fernere Schicksal des betreffenden Stückes, nicht viel anders, als wenn es nur auf einem Privattheater sich bewährt hätte.

Nun lagen die Zeiten schon fern, wo ich nicht nur im Königlichen Schauspielhause, sondern auch im Deutschen und Lessingtheater ein erfreuliches Gastrecht genossen hatte und u. A. auf der Königlichen Bühne die Weisheit Salomo's in Einem Sommer fünfzig Mal aufgeführt worden war. Ein neuer Pharao war gekommen, der von Joseph nichts wußte, und die neue Zeit hatte keinen neuen Menschen aus mir gemacht.

Vor Allem hatte ich nicht gelernt, für meine Stücke, so viel Sorge zu tragen, wie ein guter Vater für seine Kinder zu thun pflegt, wenn er sie in die Welt hinausschickt.

Zwar nicht eins von ihnen habe ich seinem Bühnenschicksal überliefert, ohne es wenigstens bei Einem Theater in den Proben, so wenige uns deutschen Dramatikern bewilligt zu werden pflegen, scharf darauf anzusehen, ob mein scenischer Calcul überall das Rechte getroffen, die dichterische Intention voll herausgekommen sei. Bei Schauspielern und Regisseuren fand ich stets das willigste Entgegenkommen, sobald sie merkten, daß sie es nicht mit „so einem Dichter" zu thun hatten, der unpraktische literarische Ansprüche machte, sondern mit einem der „vom Bau war" und mit

seinen Winken und Weisungen dahin strebte, vor Allem auch ihrem Spiel zu größerer Wirkung zu verhelfen.

Doch bei dem besten Willen von allen Seiten gelang es meist nur unvollkommen, was ich in mir getragen hatte, rein und unverfälscht zur Anschauung zu bringen. Und nun war ich mit der bedenklichen Thorheit behaftet, von einem Institut, wie das Theater, das aus lauter relativen Factoren zusammengesetzt ist, ein absolut vollkommenes Resultat zu erwarten. Ich wußte von vorn herein, daß ich Eins ins Andere rechnen und zufrieden sein müsse, zuletzt ein leidliches Ergebniß zu erzielen, bei dem das, was glückte, das Mißlungene überwog. Haben doch alle dramatischen Autoren sich diesem Naturgesetz der Unzulänglichkeit fügen und sich abhärten müssen gegen die Nadelstiche, die ihre empfindliche Seele erdulden muß, wenn sie ihr Werk in mangelhafter Verkörperung erscheinen sehen. Und da das Publikum von dem, was sie gewollt, nicht unterrichtet, sondern dankbar ist für das, was immer noch davon übrig bleibt, geben sich die Meisten mit dieser Abschlagszahlung zufrieden.

In mir aber, da es mir vor Allem um einen Erfolg bei mir selbst zu thun war, steigerte sich mehr und mehr mit den Jahren die Unfähigkeit, vorlieb zu nehmen, und fünf gerade sein zu lassen.

Noch auf den Proben, an denen ich mich betheiligte, stellte ich an die Schauspieler keine überspannten Forderungen, denen die Begabung der Einzelnen nicht gewachsen war. Auch erregte mir der chaotische Zustand, aus dem sich ein Bühnenstück nach und nach herausarbeiten muß, keinen Schmerz. Ich hoffte stets, wenn sich „der Most auch noch so absurd geberdete", es werde endlich aus der Gährung doch noch ein trinkbarer Wein hervorgehen. Und so war ich unermüdlich, nach Kräften dazu mitzuwirken. Selten aber hatte ich die Freude, das Bild, wie ich es in mir getragen, rein vor mir stehen zu sehn.

War mir's dann aber auf der Generalprobe klar geworden, wie unvollkommen das Ergebniß so vieler redlicher Mühen von allen Seiten bleiben mußte, so konnte ich mich schwer entschließen,

Zeuge zu sein, wie ein Werk, für das ich mich in dieser Gestalt nicht voll verantwortlich fühlte, auf fremde Menschen wirken würde, die meinen Autornamen auf dem Zettel gelesen hatten. Eben so gern hätte ich einer öffentlichen Vorlesung aus einem meiner Bücher beigewohnt, das auf jeder Seite durch ungeheuerliche Druckfehler entstellt gewesen wäre.

Wenn ich in früheren Jahren dennoch der allgemeinen Sitte folgte, so hatte ich, selbst an den glücklichsten Abenden, drei qualvolle Stunden zu überstehen. Da mir in den Proben meine Arbeit so vertraut geworden war, daß ich den Souffleur hätte ersetzen können, hatte die Handlung an sich allen Reiz, alles Spannende und Ergreifende für mich verloren. Was glücklich herauskam, machte als selbstverständlich keinen Eindruck mehr auf mich; nur das Verfehlte, Unzulängliche empfand ich mit einem schmerzhaften Druck und übertrieb dabei den angestifteten Schaden für die Gesammtwirkung, da ja das Publikum es nicht besser wußte.

Und dann, wenn ich zwischen Langerweile und fieberhafter Unruhe die langen Stunden auf meinem Armsünderstuhle zugebracht hatte, aus dem dunklen Versteck hinter den Coulissen oder der Intendantenloge vor die Lampen hinausgeschleppt mich dankbar verneigen zu müssen, oder, wenn dieser Beweis der Begnadigung an den Aktschlüssen ausblieb, darüber nachzugrübeln, ob ich oder das Publikum hier im Unrecht sei!

Wie unheilvoll die Sitte des Hervorrufs auf unsere dramatische Kunst wirken muß, ist oft bemerkt worden, ohne daß man sich entschlossen hätte, dem Beispiel der Franzosen zu folgen, auf deren Bühnen sogar der Name des Verfassers bei einer Première erst am Schluß genannt wird. Da bei uns die Wirkung der einzelnen Akte nach der Zahl der Hervorrufe beurtheilt zu werden pflegt, ist es einem Dichter, der auf den Erfolg ausgeht, vor Allem um effectvolle Aktschlüsse zu thun. Nun aber werden die Hände am sichersten durch das Herz in Bewegung gesetzt. Ein rührender oder wenigstens „sympathischer" Abgang wird daher einem schroffen, dem Gemüth nicht wohlthuenden vorgezogen, mag auch die architektonische Gliederung an dieser Stelle noch so deutlich ein starkes

statt eines weichen Motivs zur Stütze des nächsten Akts bedürfen, oder einer Dissonanz, die immerhin erst nach dem Zwischenakt ihre Auflösung findet.

Da nun aber einmal die Unsitte besteht und tief eingewurzelt ist, ist es begreiflich, daß das Publikum jedesmal eine Enttäuschung erfährt, wenn der Autor seinem Rufe nicht folgt, und auch die Schauspieler können es nicht begreifen, daß nicht auch er, wie sie selbst, die Gelegenheit, mit seiner Person zu glänzen, begierig ergreifen werde. Wer eine Scheu empfindet, sich von vielen Augen angaffen zu lassen, erscheint dem Bühnenvölkchen als ein blöder Thor oder ein hochmüthiger Narr. Wozu spielt man denn Komödie?

Zudem ist nicht zu läugnen, daß die Stimmung eines erfolgreichen Theaterabends durch die Gegenwart des Dichters einen höheren Wärmegrad erreicht, daß nicht bloß Neugier, sondern der Wunsch, für einen künstlerischen Genuß seinem Urheber in Person zu danken, das Publikum zu seinen Hervorrufen anregt. Wenn der Autor aber durchaus nicht an die Rampe hinaustreten will, soll er wenigstens im Theater anwesend sein und Sieg oder Niederlage mit den Darstellern theilen. Erhält doch auch ein Sieg auf dem Schlachtfelde gleichsam eine höhere Weihe, wenn der Feldherr über die Wahlstatt reitet und mit lautem Zuruf von seinen Kriegern begrüßt wird.

Dies Alles sah ich ein, und doch wurde es mir mit den Jahren immer unmöglicher, meinen natürlichen Widerwillen gegen das Lüften der Tarnkappe zu besiegen. Mein Gewissen, das mir zuraunte, ich sei es doch am Ende meinen Kindern schuldig, ihnen ein möglichst gutes Fortkommen in der Welt zu bereiten, beschwichtigte ich mit der Ausflucht, wenn sie nicht selbst das Zeug dazu hätten, ehrenvoll ihren Weg zu gehn und bei Gott und Menschen sich angenehm zu machen, sollten sie es verschmähen, pour les beaux yeux ihres Erzeugers freundlich empfangen zu werden.

Und so blieb ich gegen alles Bitten und Schelten standhaft und reis'te am liebsten nach der Generalprobe, wenn ich redlich

dabei das Meine gethan, noch vor der Vorstellung ab, um hinter meinem Rücken das Verderben seinen Gang gehn zu lassen. Ich habe damit zuweilen eine schwere Verstimmung gegen mich hervorgerufen, als ob ich den Schauspielern ein Mißtrauensvotum gegeben hätte, da Niemand meine seltsame, bis zum Krankhaften gesteigerte Schwäche verstehen konnte. Eben so wenig wie meine Abneigung, eins meiner Stücke aufführen zu sehn, bei dessen Einstudierung ich nicht mitgewirkt hatte. Es ist mir oft begegnet, wenn ich auf Reisen in eine Stadt kam, wo ein gutes Theater bestand, daß ich früher, als ich vorgehabt, wieder abreis'te, weil der freundliche Director mir durch die Aufführung eines gerade auf dem Repertoire stehenden Hans Lange oder der Weisheit Salomo's oder der Ehrenschulden eine Ehre zu erweisen wünschte.

Und hier muß ich noch ein letztes Geständniß machen, das für all diese in meinem Charakter liegenden Hindernisse einer glatten Bühnenlaufbahn vielleicht als ein mildernder Umstand dienen kann.

So leidenschaftlich mein Interesse an jeder neuen dramatischen Aufgabe war, so unermüdlich mein Bemühen, mein Bestes zu thun, um mir selbst zu genügen und dem Stoffe sein volles Recht anzuthun: war die Arbeit einmal vollendet und hatte auch das Fegefeuer der Theaterproben bestanden, so erkaltete meine Liebe zu ihr unglaublich rasch, und ich konnte ihr ferneres Schicksal ohne viel Herzklopfen verfolgen. Natürlich war ich erfreut durch einen glücklichen Erfolg und bedauerte es, wenn er ausblieb und das Stück bald wieder untertauchte. Das änderte aber an meinem eigenen Urtheil nichts, das wahrlich nicht immer günstig war. Ich wußte, daß das Bühnenglück eines dramatischen Werks hauptsächlich von der Gunst abhängt, die schon der Stoff bei der Menge findet, die für den dichterischen Werth oder Unwerth der Ausführung kein Verständniß hat. Wie manches völlig rohgezimmerte, dichterisch werthlose Stück behauptet sich von Jahrzehnt zu Jahrzehnt auf unsern großen und kleinen Bühnen, weil es einen der unverwüstlichen, die Phantasie unfehlbar anregenden, das Gemüth mit seinen derben Motiven stets neu erschütternden Stoffe be-

handelt. Und wenn ich selbst mit einigen meiner Schauspiele einen dauernden Erfolg errungen hatte, war ich mir sehr klar darüber, daß ich dies zum guten Theil dem glücklichen Sujet des einen, der patriotischen Grundstimmung des anderen zu danken hatte, freilich auch den ansprechenden, lebenswahren und humoristischen Figuren, die in ihnen auftreten. Und ist es nicht auch ein dichterisches Verdienst, in der Wahl des Stoffes einen richtigen Blick gehabt zu haben?

* * *

Da ich mich nun aber über all diese Verhältnisse und meine Stellung zu ihnen von früh an keiner Täuschung hingab und die Unmöglichkeit einsah, mit keinem größeren Talent und keinem anderen Charakter, als ich nun einmal besaß, ausgestattet, gegen den Strom zu schwimmen, ergab ich mich ohne Groll in die Logik der Thatsachen und fand es sehr begreiflich, daß man meine dramaturgischen Bestrebungen nicht ernstlicher in Betracht zog.

Um so mehr, da die wunderliche Meinung besteht, ein Drama, das nicht aufgeführt sei, komme überhaupt nicht in Betracht, es möge herrühren, von wem es wolle, und nicht auf die Bretter gelangt sein, aus welchen Gründen es wolle. Dadurch, daß es gedruckt erscheine, reihe es sich selbst unter die sogen. Buchdramen ein, die wie Jungfrauen, die sitzen geblieben, unverdientermaßen in der Gesellschaft eine dunkle Rolle spielen.

Es scheint dies allerdings so unberechtigt, wie wenn man Entwürfe bedeutender Maler zu Fresken, die nicht zur Ausführung gekommen, etwa Rethel's Hannibalszug oder Cornelius' Camposanto-Cartons als nicht vorhanden betrachten wollte, weil ihnen die Wände, für die sie bestimmt waren, nicht eingeräumt wurden. Indessen läßt sich dies Vorurtheil gegen nichtgespielte Stücke immerhin verstehen, wenn sie überhaupt nie das Licht der Lampen erblickt haben. Sind sie aber hier und dort und zwar mit unläugbarer Wirkung zur Darstellung gekommen, wenn auch ohne eine Spielzeit hindurch sämmtliche Theater zu beherrschen, so sollte eine umsichtige, kritische oder gar literarhistorische Be-

trachtung es doch für ihre Pflicht halten, sich mit ihnen zu beschäftigen.

Hiervon ist in Deutschland, wo man noch immer der Meinung ist, an wissenschaftlicher Tiefe und Gründlichkeit allen Nachbarvölkern überlegen zu sein, nicht im Entferntesten die Rede. Es sei mir gestattet, aus meiner eignen Erfahrung einen Fall anzuführen, der die grenzenlose Gleichgültigkeit der kritischen Parnaßwächter ergötzlich illustrirt.

Im Jahre 1863 hatte ich eine Tragödie „Hadrian" gedichtet und gleich als Buch erscheinen lassen, da ich von vorn herein auf eine Aufführung verzichtete. Wo sollte ich einen Charakterspieler finden, dem ich die Rolle des grüblerischen, feinsinnigen und doch gewaltherrischen alten Kaisers anvertrauen mochte, wo einen jugendlichen Liebhaber, der die äußere Schönheit und den geistigen Adel meines Antinous in sich vereinigte! Und so hatte ich das Buch weder einem Agenten gegeben noch selbst verschickt.

Ein Jahr aber nach der Veröffentlichung brachte die Augsburger Allgemeine Zeitung einen Bericht aus Athen über einen von der dortigen Regierung ausgeschriebenen dramatischen Wettbewerb. Den Preis hatte ein Trauerspiel Antinoos davongetragen, das einen bis dahin unbekannten Poeten, Angelos Vlachos, zum Verfasser hatte. Das Stück war im Theater zu Athen aufgeführt und mit dem größten Beifall aufgenommen worden. Nachdem aber dem Dichter der Preis zuerkannt worden, war er mit der Erklärung hervorgetreten, sein Stück sei keine Originaldichtung, sondern nur die wörtliche Uebersetzung der Tragödie „Hadrian" eines in München lebenden Dramatikers, und er habe durch diese Unterschiebung nur an den Tag bringen wollen, wie wenig die atheniſchen Preisrichter zu ihrem Amt das Zeug hätten, da sie nicht einmal von bedeutenden Erscheinungen in Deutschland Notiz nähmen.

Der gute Angelos Vlachos, dem ich nie begegnet war, hatte in München studiert, doch nicht lange genug, um zu erfahren, daß der Poet auch in seinem Vaterlande nur wenig galt. Es war der griechischen Jury wahrlich nicht als ein Beweis grober Un-

bildung anzurechnen, wenn sie sich um ein deutsches Drama nicht bekümmert hatte, das in Deutschland selbst völlig unbeachtet geblieben war. Ja selbst, nachdem die immerhin belustigende kleine Geschichte durch ein paar Zeitungen gegangen war, regte sich nirgendwo das geringste Interesse, ein Drama kennen zu lernen, das seine Première auf dem Theater Athens erlebt und einen Preis davongetragen hatte. Von keinem Theater wurde ich um ein Exemplar zur Ansicht gebeten, und in keinem kritischen Journal erschien eine Besprechung, da man von vorn herein in dem Volke der Dichter und Denker dies „Buchdrama" zu den übrigen gelegt hatte.

* * *

Wenn ich nun aber all diesen nicht eben erfreulichen Zuständen unseres Theaterwesens mit ziemlichem Gleichmuth gegenüberstand, so geschah dies nicht, weil ich mich als eine verkannte Größe betrachtete, an der eine gerechtere Nachwelt die Schuld der Zeitgenossen sühnen werde, obwohl ich freilich der Meinung bin, lebensfähige Geschöpfe, wenn sie auch eine Zeitlang lebendig begraben gewesen, könnten sich früher oder später einer fröhlichen Urständ' getrösten, und einige meiner Dramen möchten wohl von dieser Art sein. Mein Verhältniß aber zu meinen dramatischen Aufgaben war ein so intimes, der Genuß, den ich während der Arbeit hatte, so beglückend, daß es mir ziemlich gleichgültig war, ob, nachdem ich meine Lust gebüßt, noch Andere eine ähnliche Freude daran hätten. Nicht alle Anderen freilich; meinen Freunden wünschte ich etwas von dem, was ich im Schaffen empfunden, ebenfalls mitzutheilen. Aber die große Menge, die ich nicht für urtheilsfähig hielt, die heute vielleicht mir freundlich Beifall spendete und morgen ein Stück in den Himmel hob, das mir völlig werthlos schien — wie sollte ich den Ehrgeiz fühlen, ihr etwas zu Liebe zu thun?

Diese Stimmung dem Theaterpublikum gegenüber wurde immer stärker und entscheidender in mir, je mehr die modernen Strömungen des Geschmacks alle Schichten der Gesellschaft über-

fluteten. Jede Zeit hat bekanntlich das Theater, das sie verdient. Schwerlich aber wird eine Epoche nachzuweisen sein, in der eine ähnliche Verwirrung aller ästhetischen Begriffe, ein so großer Mangel an gesunden künstlerischen Bedürfnissen und in Folge davon eine so völlige Stillosigkeit und bunte kosmopolitische Toleranz auf dem deutschen Theater geherrscht hätte, zugleich unter den schöpferischen Talenten so viel seltsame Verranntheit in technische Schrullen neben einer tiefen Verkennung der sittlichen und ästhetischen Grenzen, die eine gesunde Bühne zu respectiren hat.

Aber diese Zeit der Gährung, in der es auch an fruchtbaren Keimen aller Art nicht gefehlt hat, scheint ihrem Ende zu nahen. Von allen Seiten regen sich Anzeichen, daß die Talentvollen unter der jüngeren Generation das Bedürfniß einer höheren Entwicklung unseres Theaters empfinden, der auch die mancherlei Irrungen zu Gute kommen sollen. Man besinnt sich wieder auf den Werth und Reiz der rhythmischen Form, die Stoffe werden nicht mehr ausschließlich in den niederen Kreisen und auf der Schattenseite des Lebens gesucht, der Begriff der Schönheit wagt sich wieder hervor, und gegenüber der platten Wirklichkeit, die eine Zeitlang allein interessant schien, kommt sogar eine Märchenphantastik zu ihrem Recht, die noch vor einem Jahrzehnt mit Hohn oder Achselzucken begrüßt worden wäre. Auch die Sehnsucht nach dem Erhabenen will sich wieder regen, und so viel auch noch von dem Unwesen einer vermeintlichen zweiten Sturm- und Drangperiode übrig sein mag, die Hoffnung besteht, daß es diesmal die Bühne sein möchte, von der eine Erhebung des Volks zu einer höheren Kunst- und Weltanschauung ausgehen werde, während sonst das Theater nur dem Angesicht der Zeit den Spiegel vorzuhalten und von der Culturstimmung seiner Epoche Form und Farbe zu erhalten pflegte.

Berichtigung.

S. 71 Z. 8 v. unten ist zu lesen: Idstedt statt Idstadt.

S. 155 Z. 9 v. oben: funfzehn statt fünfundzwanzig.

S. 164 Z. 7 v. oben: vierzehn statt vierundzwanzig.

S. 193 Z. 6 v. unten: 1854 statt 1845.

S. 241 Mitte: Das Stück statt Da.

Buchdruckerei von Gustav Schade (Otto Francke) in Berlin N.

PT
2357
A2
1900

Heyse, Paul Johann Ludwig von
Jugenderinnerungen und
Bekenntnisse 3. Aufl.

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY